

## **Vor Verdun fand ich meinen Glauben**

Essays und Stücke zum 1. Weltkrieg nach literarischen Vorlagen

Die Welt von Gestern heute

Tannenberg

An den Teichen zu Grodek

Als Journalist zu weit entfernt

Die ersten Wochen des 1. Weltkriegs

Vor Verdun fand ich meinen Glauben

Nur einen Flügelschlag möchte ich tun

Die Elemente

Soldatenfriedhöfe

Das Ende von etwas

## Die Welt von Gestern heute

Essay zu Stefan Zweigs Erinnerungen eines Europäers

### Prolog und Epilog

Was Stefan Zweig mit dem Kriegsausbruch 1914 abrupt als Welt von Gestern empfand, stellte sich bis dahin als unumstößliche, ja ewige Gegenwart dar. Jenes fatale Gefühl der Sicherheit, durch über vier Jahrzehnte Frieden in Europa erzeugt, teilte sich in jedem Staat mit.

In Österreich-Ungarn verfestigte sich die Annahme der Sicherheit noch durch die Tradition des Hauses Habsburg und das damit verbundene geschichtliche Bewusstsein. Stefan Zweig entwirft für die wenigen Jahre vom Gestern zum Heute eine Art Prolog:

„Wenn ich versuche, für die Zeit vor dem Ersten Weltkriege, in der ich aufgewachsen bin, eine handliche Formel zu finden, so hoffe ich am prägnantesten zu sein, wenn ich sage: es war das goldene Zeitalter der Sicherheit. Alles in unserer fast tausendjährigen österreichischen Monarchie schien auf Dauer gegründet und der Staat selbst der oberste Garant dieser Beständigkeit. Die Rechte, die er seinen Bürgern gewährte, waren verbrieft vom Parlament, der frei gewählten Vertretung des Volkes, und jede Pflicht genau begrenzt. Unsere Währung, die österreichische Krone, lief in blanken Goldstücken um und verbürgte damit ihre Unwandelbarkeit. ... Alles stand in diesem weiten Reiche fest und unverrückbar an seiner Stelle und an der höchsten der greise Kaiser; aber sollte er sterben, so wusste man (oder meinte man), würde ein anderer kommen und nichts sich ändern in der wohlberechneten Ordnung. Niemand glaubte an Kriege, an Revolutionen und Umstürze. Alles Radikale, alles Gewalttätige schien bereits unmöglich in einem Zeitalter der Vernunft.“

Die Zuversicht ist stets so robust, dass Krisenherde nicht als tatsächliche Bedrohung empfunden werden. Der gegenwärtige lag aber gefährlich nahe und wurde von Serbien genährt, das Russland hinter sich wusste und deshalb kriegsentschlossen agierte. Der II. Balkankrieg war 1913 im Gange.

Die Absicht, Österreich-Ungarn in diesen hineinzuziehen, scheiterte an der Person des Thronfolgers und Oberbefehlshabers der Armee Erzherzog Franz Ferdinand. Aber der serbische Wille sollte ihn 1914 einholen. Österreich-Ungarn war Schutzmacht von Bosnien, welches Serbien für sich beanspruchte. So kam es einer Provokation gleich, dass die Sommermanöver in Bosnien stattfanden, wo ein Attentat am 29. Juni das Leben des Erzherzogs und seiner Gemahlin beendete.

Auch dieses Geschehen gehört zum Prolog. Es war keineswegs unmittelbarer Anlass zum Krieg mit Serbien (und Russland). Zweig hatte in „Die Welt der Sicherheit“ die allgemeine Erwartung wiedergegeben, dass auf den greisen Kaiser ein anderer folgen würde, ohne dass sich etwas ändern würde.

Ein angenehmerer Thronfolger als Franz Ferdinand stand umgehend bereit, Erzherzog Karl. Der wurde dann 1917 tatsächlich Erbe von Kaiser Franz Joseph, allerdings als letzter österreichischer Monarch. Das geschah nicht in der Welt von Gestern, sondern in einer erschreckend heutigen mit ihrer Kriegsmüdigkeit. Kaiser Karl dachte auch gleich angestrengt über die Aufkündigung des Bündnisses mit Deutschland und einen Separatfrieden nach, letztendlich aber fehlte ihm der Schneid dazu.

Das Zeitgefühl von Gestern beachtete nicht, dass kein anderer als Erzherzog Franz Ferdinand auf den greisen Kaiser folgen konnte, ansonsten musste die alte Welt in Trümmer gehen. Zweig vermerkt, dass der Tod des unpopulären Thronfolgers keine besondere Anteilnahme im Volk erfuhr und schon zwei Stunden nach Bekanntgabe der Ermordung keine Trauer mehr herrschte. Er lässt es sich nicht nehmen, ihn zu charakterisieren:

„Franz Ferdinand fehlte gerade das, was in Österreich für eine rechte Popularität unerlässlich wichtig war: persönliche Liebenswürdigkeit, menschlicher Charme und Umgänglichkeit der Formen. Ich hatte ihn oftmals im Theater beobachtet. Da saß er in seiner Loge, mächtig und breit, mit kalten, starren Augen, ohne einen einzigen freundlichen Blick auf das Publikum zu richten oder die Künstler durch herzlichen Beifall zu ermutigen. Nie sah man ihn lächeln, keine Photographie zeigte ihn in aufgelockerter Haltung. Er hatte keinen Sinn für Musik, keinen Sinn für Humor, und ebenso unfreundlich blickte seine Frau. Um diese beiden stand eine eisige Luft; man wusste, dass sie keine Freunde hatten, wusste, dass der alte Kaiser ihn von Herzen hasste, weil er seine Thronfolger-Ungeduld, zur Herrschaft zu kommen, nicht taktvoll zu verbergen verstand.“

Bei Stefan Zweig erfolgt ein Gedankensprung, der in seinem tiefsinnigen Gehalt nicht zu der geschilderten, an sich unbedeutenden Persönlichkeit Franz Ferdinands zu passen scheint: „Mein fast mystisches Vorgefühl, dass von diesem Mann mit dem Bulldoggnacken und den starren, kalten Augen irgendein Unglück ausgehen würde, war also durchaus kein persönliches, sondern weit in der ganzen Nation verbreitet.“

Vielleicht hatte der so bedachte selbst ein mystisches Vorgefühl, bei dem es sich nicht lohnte, bis zur Ermordung freundlich zu sein. Auch war es bei der Versagung der öffentlichen Anteilnahme, es erfolgte nicht einmal ein Staatsbegräbnis für ihn und seine Gattin, nicht so, dass ein Unglück von ihm ausging. Sicher war das Attentat auf den Thronfolger ein Präzedenzfall, der auf den Beginn des 1. Weltkrieges einwirkte. Aber bis dahin verging noch ein Monat, in dem durch ein verworrenes Spiel und ohne die Tragweite zu erfassen, der Frieden demontiert wurde.

Die Krise wurde dadurch zu einer handfesten, dass der Interessenkonflikt sich zuspitzte. Der deutsche Kaiser verhandelte lange und fast erfolgreich mit dem Zaren. Frankreich war bereit, aus Eigeninteresse hinsichtlich der Niederlage von 1870/71 den Krieg zu wollen. Auf einmal übersprang das Gedächtnis die Friedenszeit. Letztendlich aber wurde England als der eigentlich Schuldige ausgemacht, weil es ohne dessen Eintreten in den Krieg nicht zum Weltkrieg gekommen wäre. Die Engländer waren wohl über sich selbst so erschrocken gewesen, dass sie erst 1916 auf Drängen Frankreichs entschieden eingriffen. Die Schlacht an der Somme wurde zur blutigen Wirklichkeit.

Der Epilog. Er hat seinen Ort und seine Stunde. Stefan Zweig war seit 1917 in der Schweiz gewesen, um von dort aus mit internationalen Gesinnungsgenossen gegen den Krieg zu wirken. Anlass war seine Reflektion des Krieges in Person des Propheten Jeremia. In dem Stück, das in Zürich seine Uraufführung erfuhr, wurde er sich tangierend auch seiner eigenen Geschichte bewusst, zum immer wieder verfolgten und Zerstörungen erleidenden Volk Israels zu gehören.

Zweig hat bei seinem Aufenthalt in der freien Schweiz aufgeatmet, nach drei Jahren auch der geistigen Isolation durch die Kriegstreiber entronnen zu sein. Mit der Heimkehr nach Österreich, jenem verstümmelten und armen Österreich, tat er sich schwer. Zwei Gründe bewegten ihn dazu. Einmal hatte er die Kriegszeit durchlitten und war sich des Leidens seiner Landsleute bewusst. Er wollte sich an dem Aufbau der nunmehrigen Republik Österreich beteiligen. Zum anderen, und da wirkt die Welt von Gestern nach, war er im Sinne der Pflicht erzogen worden.

Nicht davon- oder vorwärts zu gehen, ist stets problematisch. Die Schweiz zu verlassen und nach Österreich heimzukehren, besiegelte Stefan Zweigs Schicksal bis hin zur Heimatlosigkeit durch die Flucht aus den Fängen des Dritten Reiches. Im Exil nahm er sich das Leben.

Ort und Stunde für den vormaligen Epilog war die österreichische Grenzstation Feldkirch. Beim Aussteigen aus dem komfortablen schweizerischen Zug schien alles zu irgendeinem feierlichen Empfang gerüstet. Nicht einmal die üblichen und verschärften Grenzformalitäten wurden aufmerksam vollzogen. Bei dem Glockenschlag, der das Eintreffen eines Zuges

ankündigte, stellten sich Grenzbeamte und Polizisten in Reih und Glied auf. Auch Zivilpersonen waren auf dem Bahnhof erschienen. Zweig prägte sich besonders eine Dame in Schwarz mit ihren beiden Töchtern ein. Er selbst war der einzige Ahnungslose.

Von daher war sein Schock umso deutlicher zu spüren, als der Zug einrollte und kurz hielt: „Da erkannte ich hinter der Spiegelscheibe des Waggons hoch aufgerichtet Kaiser Karl, den letzten Kaiser von Österreich, und seine schwarzgekleidete Gemahlin, Kaiserin Zita. Ich schrak zusammen: der letzte Kaiser von Österreich, der Erbe der habsburgischen Dynastie, die siebenhundert Jahre das Land regiert, verließ sein Reich! ... Nun stand der hohe ernste Mann am Fenster und sah zum letzten Mal die Berge, die Häuser, die Menschen seines Landes. Es war ein historischer Augenblick, den ich erlebte – ... Schließlich gab der Zugführer das Signal. Jeder schrak unwillkürlich auf, die unwiderrufliche Sekunde begann. Die Lokomotive zog mit einem starken Ruck an, als müsste auch sie sich Gewalt antun, langsam entfernte sich der Zug. ... In diesem Augenblick war die fast tausendjährige Monarchie erst wirklich zu Ende. Ich wusste, es war ein anderes Österreich, eine andere Welt, in die ich zurückkehrte.“

An den Sommer noch lange denken

Den Auftakt für ein Nachdenken über den 1. Weltkrieg bildete ein Feuilleton-Band von Florian Illies mit „1913“ betitelt. Er schildert unaufgeregt dieses Jahr in seinen vielfältigsten Äußerungen und Entäußerungen. Die gesamte Künstlerszene wird vorgestellt, dazu die Politiker und die nationalen und territorialen Verhältnisse. An sich eine unheimliche Arbeit. Ohne zu belehren, will Illies nachweisen, dass das Jahr 1913 die Katastrophe vorbereitete, durch Selbstbetrachtung und Selbstvergessenheit, Gleichgültig trifft es nicht ganz. Es herrschte das individuelle und kollektive ego vor.

Stefan Zweigs Beschreibung der Tage vor dem Kriegsausbruch könnten sich unmittelbar anschließen, wenn nicht plötzlich alles ganz anders geworden wäre. Es ist immer gut, sich Stimmungsbildern zu bedienen. Wenn das Wetter mitspielt, ist es umso besser. 1914 grüßte ein Jahrhundertsommer, obwohl dieses noch nicht sonderlich alt war. Zweig befand sich in Baden bei Wien und teilt seine Erinnerung mit:

„Meine Koffer waren für die Reise nach Belgien zu Verhaeren gepackt, meine Arbeit in gutem Zuge, was hatte der tote Erzherzog in seinem Sarkophag zu tun mit meinem Leben? Der Sommer war schön wie nie und versprach noch schöner zu werden; sorglos blickten wir alle in die Welt. Ich erinnere mich, wie ich noch am letzten Tage in Baden mit einem Freunde durch die Weinberge ging und ein alter Weinbauer zu uns sagte: `So ein` Sommer wie den haben wir schon lange nicht gehabt. Wenn`s so bleibt, dann kriegen wir einen Wein wie nie. An den Sommer werden die Leut` noch denken!“

Zweig kann nicht umhin, noch einen späteren Satz hinzuzufügen: „Aber er wusste nicht, der alte Mann in seinem blauen Küferrock, welch ein grauenhaft wahres Wort er damit aussprach.“

Stefan Zweig fuhr in das kleine Seebad Le Coq bei Ostende. Hier sollte über vier Jahre die Front im Westen ihr Ende finden. Unmerklich teilte sie sich schon jetzt mit, obwohl noch reine Sorglosigkeit herrschte: „Die Urlaubsfreudigen lagen unter ihren farbigen Zelten am Strande oder badeten, die Kinder ließen Drachen steigen, vor den Kaffeehäusern tanzten die jungen Leute auf der Digue. Alle denkbaren Nationen fanden sich friedlich zusammen, man hörte insbesondere viel deutsch sprechen, denn wie alljährlich entsandte das nahe Rheinland seine sommerlichen Feriengäste am liebsten an den belgischen Strand.“

Unruhe verbreiteten lediglich die Zeitungsjungen. Die sich steigernden Stimmen wetteiferten mit den lauter werdenden Kriegsbemühungen. Begegnet einem so etwas, selbst wenn friedlichere Nachrichten hinaus geschrien werden, hält man das Mitgeteilte für reichlich

übertrieben. Eine Zeitung besitzt auch den unschätzbaren Vorteil, dass man sie nach Lust und Laune beiseite legen kann und das Gelesene sich verdrängen lässt. Die Leser in Le Coq „prusteten eine halbe Stunde später schon wieder im Wasser plätschernd, die Drachen stiegen, die Möwen flatterten, und die Sonne lachte hell und warm über dem friedlichen Land.“

Zweig wollte, aus einem Informationsbedürfnis heraus, den Nachrichten näher sein und fuhr jeden Tag nach Ostende. So nahm er nicht nur das verworrene Hin und Her der Diplomatie zur Kenntnis, sondern eben auch, dass sich die Lage zuspitzte. Allerdings: „Noch badeten die Leute, noch waren die Hotels voll, noch drängten sich auf der Digue promenierende, lachende, schwatzende Sommergäste.“

Plötzlich bot sich ein groteskes Bild dar. Belgisches Militär manövrierte über den Strand, groteskerweise wurden die Maschinengewehre auf kleinen Wagen von Hunden gezogen. Zumindest über die Hunde machte man sich lustig.

Aber das Bild ließ sich nicht verdrängen und musste interpretiert werden. Die Belgier brachten auf einmal hervor, dass seit langem ein geheimer Plan des deutschen Generalstabes kursierte, nach dem in einem Kriegsfall mit Frankreich die deutsche Armee über Belgien vorstoßen würde.

Dieser Plan bestand in der Tat, von dem seinerzeitigen Generalstabschef Schlieffen 1905 entwickelt. Schlieffen starb 1913, fand aber „würdige“ Nachfolger. Bei seinem Plan hatte er eine Anleihe bei Carl von Clausewitz genommen, dem russischen und preußischen Generalstabsoffizier und Militärtheoretiker während der napoleonischen Kriege, welcher es immerhin auf 7 Bände „Vom Kriege“ gebracht hatte. Er erwägt unter anderem, dass es taktisch von Vorteil sein kann, ein neutrales Land zu besetzen.

So fern war damals die Wirklichkeit freilich nicht. 1814 war der Krieg erstmals nach Frankreich zurückgekehrt. Vornehmlich die Deutschen besetzten Belgien zur Unterstützung des Vorrückens auf Paris. Neutral war dieses Belgien zwar nicht unbedingt, aber der Kriegsschauplatz war dennoch willkürlich gewählt worden und die Besetzung Belgiens Ende 1813 die erste Maßnahme gewesen. Es war dann in den kurzen Zeitläufen kein Wunder, dass die Entscheidungsschlacht 1815 vor den Toren Brüssels stattfand.

Was einmal, gerade in kriegerischer Absicht, erprobt war, hakt sich beim Militär stets fest. Die Konstellation von 1814 und 1914 war aber nicht vergleichbar. Mit Beginn des Krieges wurde ein Land unter Vertragsbruch und Missachtung der Neutralität angegriffen und besetzt. Auf die erbitterten Kämpfe war die deutsche Armee nicht vorbereitet. Mehr noch überraschte die heftige Gegenwehr der Partisanen (Franktireurs), die mit rigorosen Vergeltungsmaßnahmen einher ging.

Der hier angestellte Exkurs war insofern notwendig, weil sich Zweig beim Gespräch mit den Belgiern auf eben die Verträge berief, „denn in jener alten Welt glaubte man noch an die Heiligkeit von Verträgen.“ Freilich war die Mobilmachung im Gange. Zweig sah aber keineswegs deutsche Divisionen an der Grenze zu Belgien aufmarschieren. Er argumentierte: „Mir schien es völlig absurd, dass, während Tausende und Zehntausende von Deutschen hier lässig und fröhlich die Gastfreundschaft dieses kleinen, unbeteiligten Landes genossen, an der Grenze eine Armee einbruchsbereit stehen sollte.“

Um seine tiefste Überzeugung zu untermauern, ließ sich Stefan Zweig zu einem Schwur hinreißen: „Hier an dieser Laterne könnt ihr mich aufhängen, wenn die Deutschen in Belgien einmarschieren!“ In seinen „Erinnerungen“ fügt er dann hinzu: „Ich muss meinen Freunden noch heute dankbar sein, dass sie mich später nicht beim Wort genommen haben.“

Dann wurden Fakten geschaffen, Kaiser Wilhelm II. telegraphierte mit dem Zaren, dieser mit dem Kaiser, Österreich erklärte Serbien den Krieg, eine Kettenreaktion folgte.

Der Sozialistenführer Jean Jaurès wurde in Paris von einem Nationalisten ermordet. Jaurès war zugleich Pazifist und trat für eine Verständigung mit Deutschland ein. Es war nicht sicher, ob die Sozialdemokraten dem Krieg zustimmen würden, eben auch in Deutschland nicht, was sie dann doch mit herzlicher Bejahung für das Vaterland taten und dies als eine der

schwärzesten Stunden der deutschen Sozialdemokratie im Gedächtnis geblieben ist, als Verrat an den Arbeitern, die den Blutzoll zu zahlen hatten.

„Mit einem Mal wehte ein kalter Wind von Angst über den Strand und fegte ihn leer. Zu Tausenden verließen die Leute die Hotels, die Züge wurden gestürmt, selbst die Gutgläubigsten begannen jetzt schleunigst ihre Koffer zu packen.“

Von denen war Stefan Zweig der Gutgläubigste. Er hatte sich zwar unmittelbar nach der österreichischen Kriegserklärung an Serbien ein Billett gekauft, aber Serbien lag wohl ganz woanders als Belgien. Dann stieg er in den letzten Zug, der das kleine, unbeteiligte Land verließ. In jenem Ostendexpress traf er eben auch noch auf Gleichgesinnte und gibt die Gespräche allgemein wieder: „Noch immer glaubte man nicht an den Krieg und noch weniger an den Einbruch in Belgien; man konnte es nicht glauben, weil man einen solchen Irrwitz nicht glauben wollte.“

Dann hielt der Zug im Niemandsland, zwischen den Grenzstationen Verviers und Herbesthal. Stefan Zweig war es wie beim Abschied Kaiser Karls auch hier vergönnt, eine entscheidende Sekunde der Weltgeschichte zu erleben, keinesfalls in eine Sternstunde der Menschheit eingebunden. Im Nichts stand der Zug, und das Etwas sollte folgen.

Ein Güterzug am anderen rollte im Dunkeln vorbei. Auf offenen Waggons waren unter Planen Kanonen wahrzunehmen. Zweig bekämpfte immer noch die Furcht: „Aber vielleicht, tröstete ich mich, war es doch nur eine Schutzmaßnahme, nur eine Drohung mit Mobilisation und nicht die Mobilisation selbst. Immer wird ja in den Stunden der Gefahr der Wille, noch einmal zu hoffen, riesengroß.“

Zweig hätte sich dessen gewiss sein müssen, dass die rollenden Transporte in etwa fünf Minuten das auch zeitliche Niemandsland hinter sich gelassen hatten und der Krieg tatsächlich begonnen hatte. In der Station Herbesthal angekommen, riss ihm der Schleier vor den Augen.

Jeder Krieg ist von der Logistik abhängig. Sie entscheidet bereits über Sieg oder Niederlage. Logistik ist zwar ein technischer Begriff, aber im Wesen des Krieges einer der versteckt grausamsten.

Herbesthal stellte eine Spitze des Aufmarsches dar, die Basis bildete Aachen (wie schon 1814). Und dann wurde den Gattungen entsprechend verladen, so dass jenseits der Grenze die Gefechtsformationen gebildet werden konnten. Dieses Bild bot sich Zweig dar, so dass er es, durch die Logistik vermittelt, auch zusammenfügen konnte. So ist nun seine Erkenntnis gereift:

„Kein Zweifel, das Ungeheuerliche war im Gang, der deutsche Einbruch in Belgien wider aller Satzung des Völkerrechts. Schauernd stieg ich wieder in den Zug und fuhr weiter, nach Österreich zurück. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: ich fuhr in den Krieg.“

## Das Gift der Propaganda

Stefan Zweig ist wohl im Nachhinein einer der Wenigen gewesen, der den Dichter Ernst Lissauer mit einem „Nachruf“ bedacht hat. Er beginnt diesen nicht mit dem üblichen Verdammungsurteil, sondern stellt die erste Begegnung dar.

Lissauer war deutschnational. Zweig bemerkt hierzu, dass die assimilierten Juden sich deutscher gaben als die Deutschen. Es sei hinzu gefügt, dass jüdische Deutsche während des Krieges wichtige Kommandostellen inne hatten und ihre Einheiten mit Klarsicht und höchster Tapferkeit führten. Auch sie waren für das gewonnene Vaterland und die Überwindung ihrer Hintanstellung höchst dankbar.

Zweig selbst schildert in „Die Welt von Gestern“ den Weg seines besonnenen Vaters zum mittelständischen Unternehmer, die Möglichkeiten der Freiheit in Österreich durch jüdische Vorsicht nutzend. So hatte er selbst dann die Freiheit, ein erfolgreicher Schriftsteller und eben

Europäer zu werden, der das Verhängnis des Krieges als einer der Wenigen sofort erkannte und dagegen wirkte.

Lissauer aber war am preußischen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, einer elitären Bildungsstätte, erzogen worden. Das Ziel desselben war an sich nicht, Dichter hervorzubringen. Lissauer erwies sich dieser Bildungsanstalt dann mehr als würdig.

Aber es geht erst einmal darum, wie Zweig ihm begegnete. In Erwartung des Besuchers hatte er sich auf einen großgewachsenen, preußische Disziplin auch körperlich veranschaulichenden Mann eingestellt, mit kühlem Blick die gewesenen preußischen und deutschen Schlachtfelder überschauend.

Es trat ein äußerst beliebter Mann ein. Als bald entdeckte er das Klavier und gab mit seinen Wurstfingern leichthin ein furioses Konzert. Dann rezitierte er. Das war sein Markenzeichen. Er wollte mit seinen Texten unterhalten. Wie sehr diese deutschnational waren, fiel noch nicht auf. Man war tolerant.

Lissauer aber brachte schließlich die Kriegsbegeisterung auf den Punkt. Er hatte intuitiv das Gespür dafür, dass so etwas nur durch den Hass beflügelt werden konnte. Sein Einfluss währte den ganzen Krieg über. Er wurde für sein Gedicht mit dem „Roten Adlerorden“ ausgezeichnet. Zweig hatte es bei seinen Aufzeichnungen eben nicht gegenwärtig. Es lässt sich nachreichen, wobei nur der Schluss von „Hassgesang gegen England“ wiedergegeben werden soll:

Dich werden wir  
hassen mit langem  
Hass,  
Wir werden nicht  
lassen von  
unserem Hass,  
Hass zu Wasser  
und Hass zu Land,  
Hass des Hauptes  
und Hass der Hand,  
Hass der Hämmer  
und Hass der  
Kronen,  
Drosselnder Hass  
von siebzig  
Millionen,  
Sie lieben vereint,  
sie hassen vereint,  
Sie alle haben nur  
einen Feind:

  England!  

Kein literarischer Text wird ohne Absicht geschrieben, die Konzeption wurde vorher bedacht. Lissauer bemüht ein aufgestautes dumpfes Gefühl von Hass, welches sich Bahn bricht. Die Engländer sind als Feind ausgemacht. Russe und Franzose kommen im Text auch vor, aber um die schert man sich nicht, sie sind im Gegensatz zu England eher gleichgültig.

Das müsste insofern als irritierend wirken, als der Preußenkönig Friedrich II. das europäische Machtgefüge umgekehrt hatte und den alten Bundesgenossen Frankreich zum Feind machte, zugunsten Englands. In den napoleonischen Kriegen war man eng verbunden. Und auch der Weg zur Deutschen Einheit 1871 wurde keineswegs von England verstellt. Freilich rüstete Kaiser Wilhelm II. die Flotte beizeiten auf, um bei der Verteilung der Kolonien doch noch zum Zuge zu kommen. Das Feindbild England wurde hier aufgebaut. Es war von deutscher Zukunft die Rede: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“

Es steht außer Frage, dass Großbritannien den Weltkrieg hätte verhindern können. Der Krieg war bereits schon im Gange, als am 4. August der Eintritt erfolgte. Was unbedingt von deutscher Seite vermieden werden sollte, war ein Zweifrontenkrieg. Jetzt war er über kurz oder lang gegeben. Bis Mitte 1916 beließen es die Engländer bei ihrer Anwesenheit auf dem Kontinent, agierten in ihrem Frontabschnitt defensiv. 1914 traf sie aber sofort der ganze Hass.

An der Front gab es eine Formel, die auf Lissauers Machwerk zurückging „Gott strafe England!“ Antwort „Er strafe es!“ Kaum anzunehmen, dass diese 1916 noch sonderlich wirksam war. Derlei Sprüche hatte das Grauen längst überholt. An der Somme hatten die Engländer den Deutschen so viel Zeit gelassen, dass ein ausgeklügeltes Grabensystem mit drei Fronttiefen unüberwindlich war. Da die Briten mit all ihren Nationen den Durchbruch erzwingen wollten, stellt sich die Schlacht an der Somme als brutales Schreckensszenarium dar. Die „Maasmühle“ von Verdun mahlte kontinuierlich, in Summe ebenso perfekt. Wer aber von dort an die Somme verlegt wurde, schilderte die Ereignisse als unbegreiflich.

1916, nicht 1914, da eben der Dichter Lissauer den Krieg befruchtete. Er selbst konnte seiner patriotischen Pflicht nicht nachkommen, obwohl er sich als einer der Ersten in Berlin freiwillig meldete. Lissauer war kriegsuntauglich.

1919 wurde er wegen seines Gedichtes als der Verantwortliche für die Hass-Propaganda ausgemacht. Seine schriftstellerischen Arbeiten, jetzt Dramen, blieben erfolglos. Schließlich konnte den Juden Lissauer keineswegs die NS-Propaganda nutzen. Die Schulbücher dieser nachfolgenden Zeit waren voll von Texten, die mit „Verfasser unbekannt“ gekennzeichnet wurden, als unbekannt erklärt wurde vor allem Heinrich Heine. Lissauer aber lebte noch. Der Deutschnationaler starb 1937 in Wien, ein Vierteljahr vor dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich.

Stefan Zweig traf in Wien angekommen auf eine beispiellose Kriegsbegeisterung. Dieser Eindruck wird bei ihm haften bleiben. Er ist aber unbedingt zu revidieren. Von den großen Städten her, so auch aus Berlin, ist dieser vaterländische Jubel verbürgt, wobei es zu bedenken gilt, dass dieser von der Bevölkerungszahl her auch nur für eine kleine Gruppe gelten konnte. Es waren die Freiwilligen, die angehenden Rekruten, die sich feiern ließen. Wie Zweig selbst beobachtet hatte, waren die aktiven Soldaten längst an den Grenzen in Stellung gegangen. Die I. Reserve hatte den ersten Mobilmachungstag, um sich in den Kasernen einzufinden. Die II. Reserve rückte am 2. August ein. Für die Reservisten und deren Soldaten standen die Ziele bereits fest, so dass sich umgehend die Züge in Bewegung setzten. Die Logistik war abgeschlossen.

Richard Bergmann, aus einem Dorf in der Oberlausitz stammend, bemerkte, dass bei Bekanntgabe der Kriegserklärung niemand jubelte. Man befand sich auf dem Tanzsaal. Die Musik brach ab und setzte nicht mehr ein. Dann hatte er bis zum 2. August seine Landwirtschaft in Ordnung zu bringen. Das Bewusstsein, nicht zu einer „Badekur“, wie der stets lächelnde Kronprinz den Krieg bezeichnete, unterwegs zu sein, hatte sich umgehend eingestellt.

Der Jubel über den Kriegsausbruch fand seinen gefährlichen Widerhall in der nun einsetzenden Hass-Propaganda. Getragen wurde sie von weiten Teilen der Intelligenz, weshalb auch zu Recht von einem Versagen derselben gesprochen werden kann. Zweig fand niemanden, der sich seiner Anschauung eines Europäers anschloss und sich gegen den Krieg äußerte. Es begann seine Isolation, die bis 1917 Bestand haben sollte.

Zweig begründet seine Ansicht, indem er den psychologischen Ausgangspunkt schildert, ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden:

„Damals vertraute das Volk noch unbedenklich seinen Autoritäten; niemand in Österreich hätte den Gedanken gewagt, der allverehrte Landesvater Kaiser Franz Joseph hätte in seinem vierundachtzigsten Jahr sein Volk zum Kampf aufgerufen ohne äußerste Nötigung, er hätte das Blutopfer gefordert, wenn nicht böse, tückische, verbrecherische Gegner den Frieden des Reichs bedrohten. Die Deutschen wiederum hatten die Telegramme ihres Kaisers an den

Zaren gelesen, in denen er um den Frieden kämpfte; ein gewaltiger Respekt vor den `Oberen`, vor den Ministern, vor den Diplomaten und vor ihrer Einsicht, ihrer Ehrlichkeit beseelte noch den einfachen Mann. Wenn es zum Kriege gekommen war, dann konnte es nur gegen den Willen ihrer eigenen Staatsmänner gewesen sein; sie selbst konnten keine Schuld haben, niemand im ganzen Land hatte die geringste Schuld. Also mussten drüben im anderen Lande die Verbrecher, die Kriegstreiber sein; es war Notwehr, dass man zur Waffe griff, Notwehr gegen einen schurkischen und tückischen Feind, der ohne den geringsten Grund das friedliche Österreich und Deutschland `überfiel`.“

Ist das nicht auch schon ein Ergebnis der Propaganda? Ein kollektives Bewusstsein ohne abzuwägen kann sich nicht in diesem Maße verbreiten. Dazu gehörte Einflussnahme und einseitige Interpretation. Zweig selbst hatte ja nachgewiesen, dass die Ermordung des Erzherzogs keinesfalls zu einer Massenhysterie führte. Europaweit wurden keine Feinde ausgemacht. Das Tauziehen bis zum Ausbruch des Krieges war so verworren, dass es mit Logik schwer zu durchschauen war. Dann aber hatten die Zeitungen für ein Szenarium der Bedrohung gesorgt, an dessen Ende nur noch die unbedingte Parteinahme stehen konnte.

Zweig schreibt dagegen gleich über den „von ungeschickten Diplomaten und brutalen Munitionsindustriellen herbeigeführten Bruderkampf“. Schreiben und denken konnte er das, nicht nur im Nachhinein. Aber wenn er es ausgesprochen hätte, wäre er umgehend aus dem „Volkskörper“ ausgeschieden worden. Dafür hätte die Intelligenz gesorgt. Deren für ihn erschreckende Geisteshaltung bediente, wie schon kurz angeführt, die Propaganda oder war selbst solche:

„Wenig europäisch geschult, ganz im deutschen Gesichtskreis lebend, meinten die meisten unserer Dichter ihr Teil am besten zu tun, indem sie die Begeisterung der Massen stärkten und die angebliche Schönheit des Krieges mit dichterischem Appell oder wissenschaftlichen Ideologien unterbauten. Fast alle deutschen Dichter, Hauptmann und Dehmel voran, glaubten sich verpflichtet, wie in urgermanischen Zeiten als Barden die vorrückenden Kämpfer mit Liedern und Runen zur Sterbebegeisterung anzufeuern. Schockweise regneten Gedichte, die Krieg auf Sieg, Not auf Tod reimten. Feierlich verschworen sich die Schriftsteller, nie mehr mit einem Franzosen, nie mehr mit einem Engländer Kulturgemeinschaft haben zu wollen, ja mehr noch: sie leugneten über Nacht, dass es je eine englische, eine französische Kultur gegeben habe. All das sei gering und wertlos gegenüber deutschem Wesen, deutscher Kunst und deutscher Art. Noch ärger trieben es die Gelehrten. Die Philosophen wussten plötzlich keine andere Weisheit, als den Krieg zu einem `Stahlbad` zu erklären, das wohltätig die Kräfte der Völker vor Erschlaffung bewahre. Ihnen zur Seite traten die Ärzte, die ihre Prothesen derart überschwänglich priesen, dass man beinahe Lust hatte, sich ein Bein amputieren zu lassen, um das gesunde durch solch ein künstliches Gestell zu ersetzen. Die Priester aller Konfessionen wollten gleichfalls nicht zurückbleiben und stimmten ein in den Chor; manchmal war es, als hörte man eine Horde Besessener toben, und all diese Männer waren doch dieselben, deren Vernunft, deren formende Kraft, deren menschliche Haltung wir vor einer Woche, vor einem Monat noch bewundert.

Das Erschütterndste an diesem Wahnsinn aber war, dass die meisten dieser Menschen ehrlich waren.“

Stefan Zweig, bei Musterungen stets zurückgestellt, war deutlich, dass seine Konstitution als ausreichend erachtet werden würde, um „dem Feld der Ehre“ nicht seine Teilnahme entziehen zu können. Um dem zu entgehen und „keinem russischen Bauern ein Bajonett in die Gedärme zu stoßen“, bewarb sich Zweig mit Unterstützung eines befreundeten Offiziers um eine Stelle im Kriegsarchiv. Er leistete dort Bibliotheksdienst.

Zweig war nicht einfach selbsterhaltend in der Etappe verschwunden. Er wollte nur nicht mittun. Ihm war dabei bewusst, dass er als Kriegsgegner eben den Krieg nicht gesehen hatte. 1915 erhielt er Gelegenheit dazu. Galizien war zurückerobert worden. Er erhielt die Aufgabe,

alle russischen Proklamationen und Anschläge im ehemals besetzten österreichischen Gebiet für das Archiv zu sammeln, also eben auch Propagandamaterial.

In den Städten wie Tarnow, Drohobycz und Lemberg bediente er sich sogenannter jüdischer „Faktoren“, die in kurzer Zeit alles beschafften. Da er die Möglichkeit hatte, sich frei bewegen zu können, bereiste er das Kriegsgebiet. Das allein war schon prägend:

„Dem eigentlich Grausigen des Krieges war ich in den ersten Tagen noch nicht begegnet; sein Antlitz übertraf dann meine schlimmsten Befürchtungen. Da soviel wie gar keine regelmäßigen Passagierzüge verkehrten, fuhr ich einmal auf offenen Artilleriewagen, auf der Protze einer Kanone sitzend, ein anderes Mal in einem jener Viehwagen, wo die Menschen im Gestank übereinander und durcheinander todmüde schliefen und, während man sie zur Schlachtbank führte, selbst schon ähnlich waren wie geschlachtetes Vieh. Aber das Furchtbarste waren die Lazarettzüge, die ich zwei- oder dreimal benutzen musste. Ach, wie wenig glichen sie jenen gut erhellten, weißen, wohlgewaschenen Sanitätszügen, in denen sich die Erzherzoginnen und die vornehmen Damen der Wiener Gesellschaft zu Anfang des Krieges als Krankenpflegerinnen abbilden ließen!“ Auch Verwundete können noch der Propaganda dienen.

Mit einem Hospitalzug gelangte Zweig aus dem fernen Galizien helfend bis Budapest. Auf dieser Fahrt, da es am allernotwendigsten zur Versorgung der Verwundeten mangelte, verminderte sich deren Zahl beträchtlich. Der Priester besaß kein Öl für die letzte Ölung. Die hätte nach seiner Aussage zeitlich auch nichts mehr bewirkt: „Ich bin siebenundsechzig Jahre alt und habe viel gesehen. Aber ich habe ein solches Verbrechen der Menschheit nicht für möglich gehalten.“

In die Schweiz fuhr Stefan Zweig dann nicht, indem er desertierte. Er wurde entsandt und zwar durch die Abteilung „Kulturpropaganda“. Inzwischen hatte ein Umdenken hinsichtlich der Hasstiraden stattgefunden, der Krieg selbst hatte dazu beigetragen. Es fand ein erster „Kulturaustausch“ statt:

„Alle neutralen Länder wurden deshalb mit künstlerischen Darbietungen überflutet. Deutschland sandte seine Orchester unter weltberühmten Dirigenten in die Schweiz, nach Holland, nach Schweden, Wien seine Philharmoniker; sogar die Dichter, die Schriftsteller, die Gelehrten wurden hinausgeschickt, und zwar nicht, um militärische Taten zu rühmen oder annexionistische Tendenzen zu feiern, sondern einzig um durch ihre Verse, ihre Werke zu beweisen, dass die Deutschen keine `Barbaren` seien und nicht nur Flammenwerfer oder gute Giftgase produzierten, sondern auch absolute und für Europa gültige Werte.“ Stefan Zweig reiste mit seinem „Jeremias“.

## Tannenberg

Essay zu Alexander Solschenizyns Suche nach der Wahrheit in dem Roman „August Vierzehn“

Alexander Solschenizyn hatte ein mehrteiliges Werk zur neueren Geschichte Russlands und der Sowjetunion geplant. Das jeweilige Buch nannte er Knoten. Es entstanden drei Werke, „August Vierzehn“, „November Sechzehn“ und „März Siebzehn“. Die Ereignisse dieser Jahre sah er als Kulmination von Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem an. Es handelt sich um Gesellschaftsprozesse.

Der Roman „August Vierzehn“ entstand 1969-1970 und betrifft die Schlacht von Tannenberg. Obwohl mehrere Orte für die Namensgebung infrage kämen, wurde von deutscher Seite Tannenberg gewählt, um den Sieg als späte Rache für die Niederlage des Deutschen Ritterordens 1410 ins Gedächtnis zu rufen.

Da Solschenizyn zur Datierung der Schlacht dem zu der Zeit gültigen russischen Kalender folgt, musste dies übernommen werden. Nach eigentlicher Zählung fand die Schlacht von Tannenberg vom 26. bis 30. August statt

Auf russischer Seite handelte es sich beim Truppenaufmarsch in Ostpreußen um die I. und II. Armee. Nördlich bis zu den Masurischen Seen befand sich die I. Armee unter von Rennenkampf. Sie griff in die Kämpfe nicht ein. Es kam der II. Armee zu, die Verbindung herzustellen, was aber nicht gelang, da der Oberbefehlshaber General Samsonow eine Marsch- und Angriffsrichtung Nord-West wählte. Der I. Armee war aber nur eine Frist gegönnt. Sie unterlag den deutschen Verbänden in der Schlacht an den Masurischen Seen im September 1914. Somit war für die Russen Ostpreußen verloren.

Solschenizyn stellt den Weg und die Kampfhandlungen der II. Armee bis zu ihrem Untergang dar. Noch auf russischem Boden begann der tagelange Vormarsch. Dabei vergrößerte sich die Verbindung zum Nachschub ständig. Von Anfang an war die Logistik das größte Problem. Hierzu gehörte, dass die Oberste Heeresleitung samt Stab sich im Hinterland befand. Auch der Stab der Heeresgruppe der Nordwestfront war hinter dem Aufmarschgebiet installiert. Ebenso wählte Samsonow seinen Aufenthalt hinter den Truppen. Befehle und Berichte waren bis zu drei Tagen durch die Instanzen unterwegs. Die Lage war schwer zu korrigieren, da sich in dieser Zeit der Aufenthalt der einzelnen Korps veränderte und man nicht wusste, wo sich dann jedes befand. Immerhin gab es Anhaltspunkte, denn die jeweilige Marschrichtung war auf die ostpreußischen Städtchen gerichtet.

Das nächste logistische Problem ergab sich dadurch, dass die Deutschen nicht auffindbar waren. Die Russen bewegten sich auf deutschem Boden im leeren Raum. So konnte keine Front im eigentlichen Sinne gebildet werden. Sie befand sich jeweils und mehr zufällig dort, wo Kampfhandlungen stattfanden. Dabei war nicht festzustellen, wer wen zu unterstützen hatte. Es wurde sowohl Rückzug als auch Vormarsch angeordnet, was abermals für Verwirrung sorgte. Mitunter betrafen beide Richtungen dieselben Korps oder Divisionen. Befehle wurden daher nur zögerlich oder spät ausgeführt oder die neue Lage machte sie wirkungslos. So stand etwa die Hälfte der II. Armee von den Kampfhandlungen zu weit ab.

Man kann in Kenntnis der Schlacht von Tannenberg sagen, dass der sie verlieren wird, der als Erster angriff. Das waren die Russen. Bei den Deutschen war nicht wie zu vermuten eine strategische Leistung der Defensive anzunehmen. Der Vormarsch der Russen kam überraschend. Von der Mobilmachung an war ein Monat veranschlagt worden, bis beiderseits die Front stand, in der Vorplanung sogar zwei Monate. Die Russen griffen aber bereits nach vierzehn Tagen an. Ursache war die Bitte der westlichen Alliierten, mit einer zweiten Front für Entlastung in Frankreich zu sorgen.

Das Oberkommando der Deutschen mit General Hindenburg und Stabschef Ludendorff traf erst kurz vor der Schlacht ein. Der Plan für diese wurde auf der Fahrt entworfen. Die deutschen Truppen waren also noch nicht komplett, als die Russen vorrückten, somit in den leeren Raum. Die Deutschen errichteten erst eine Front viel tiefer in Ostpreußen, als anzunehmen gewesen wäre. Es irritierte die Russen, dass sie so viel heimatlichen Boden preisgaben.

Die Russen wurden schließlich erwartet. Die deutsche Front mit überlegener und zum Teil schwerer Artillerie stand für die vereinzelt angreifenden russischen Korps wie eine Wand. Hier und da siegten die Russen in schweren Kämpfen, konnten aber keinen Geländegewinn erzielen, da andernorts der Rückzug angetreten wurde oder die Unterstützung versagt blieb. Außerdem, und das konnten die Russen freilich nicht wissen, waren die deutschen Truppen auf Angriff eingestellt. Man wartete lediglich ab, bis sich die entscheidende Lücke auftat. Von Anfang an war das Bestreben, bedeutende russische Truppen einzukesseln. Das gelang letztendlich General Hermann von Francois. Vergrößert lässt sich der Erfolg so darstellen, dass sich die russischen Flanken, bestehend aus zwei Korps, zurückzogen und somit die Umfassung des Zentrums gegeben war. Das gebräuchliche Wort für die Niederlage war „Vernichtung“. Zweieinhalb Korps der II. Armee wurden vernichtet, 30.000 Soldaten fielen oder wurden verwundet, 90.000 gerieten in Gefangenschaft, was vergleichsweise der Zahl bei der deutschen Kapitulation in Stalingrad entspricht. 15.000 gelang bei Tannenberg in Einzelaktionen der Ausbruch aus dem Kessel.

Solschenizyn hat den Aufmarsch und die Kampfhandlungen umfassend dargestellt. Er bedient sich dabei einer Vielzahl von Akteuren, an denen er das Geschehen festmacht, er erzählt also. Er übt über diese Personen durchgehend Kritik. Diese trifft dann immer wieder unfähige Frontgeneräle und Generäle des Stabes. An Samsonow macht er das Durcheinander fest. Dabei zeichnet er einen redlichen Charakter, den er bis in die Tiefe auslotet. Der zweite wesentliche Part fällt Oberst Worotynzew zu. Vom Hauptquartier zur Beobachtung und zum Halten einer direkten Verbindung ausgesandt, ist es Solschenizyn möglich, ihn an allen entscheidenden Punkten erscheinen zu lassen, bis hin zum Eingreifen in die Kommandostrukturen oder in Verbindung mit einzelnen Soldaten. Solschenizyn gestaltet eine Romanfigur. Worotynzew steht für die Suche nach der Wahrheit. Am Ende entlarvt er den Generalstab, was zu seiner Absetzung führt. Die Wahrheit ist das, was als Wahrheit ausgegeben wird.

Um die eigentlichen Ereignisse herum entwirft Solschenizyn ein politisches, soziales und religiöses Sittengemälde vor und beim Ausbruch des Krieges. In der Mehrzahl ist dieses von Opponenten gegen die Monarchie geprägt. Mit Sicherheit erscheinen diese Personen, weil er sie für seinen anderen „Knoten“ noch benötigt. Der Vorspann ist dafür zu lang ausgefallen, immerhin in über 80 Seiten bestehend. Ich habe in den Essays auch vor den Krieg zurückgegriffen, um Haltungen und Beweggründe mit in diesen zu nehmen. In „Das Ende von etwas“ besteht das Stück hauptsächlich in einer Hinführung. Bei Solschenizyn verselbständigt sich der Rahmen. Nach hinten sind es hauptsächlich Frauen, die diesen bestimmen, revolutionär gesinnt.

Samsonow und der Stab der II. Armee befanden sich während des Aufmarsches in etlicher Entfernung bei Ostrolenko, weitere 100 Werst zurück agierte der Stab der Nordwestfront unter seinem Oberbefehlshaber General Shelinskij. Der wurde von Solschenizyn als Hauptschuldiger für das kommende Desaster ausgemacht. Er befahl den energischen Vormarsch, ohne zu wissen, wohin. Samsonow wusste es auch nicht, da er den Plan eigentlich nicht kannte. Ob ihm das etwas geholfen hätte, sei dahingestellt, denn die jeweiligen Truppenverbände befanden sich dort, wo sie eigentlich nicht sein sollten bzw. andere.

Samsonow war eben erst von jenseits des Urals eingetroffen, wo er nach dem Japanischen Krieg die Jahre in der Verwaltung zugebracht hatte. An die Front und das gleich als Oberbefehlshaber der II. Armee war er dadurch gelangt, dass es sich auf russischer Seite um

den Militärbezirk Warschau handelte, in dem sich seine militärische Laufbahn vollzog. Bis hierher war er aber nicht einmal Korpskommandant gewesen. Allerdings hebt Solschenizyn seine militärische Befähigung hervor. So ganz geht das aber nicht auf. Vielmehr waren er und Shelinskij ein ungleiches Gespann. Was der eine verschuldete, wendete der andere noch einmal. An sich hätte dann das Richtige herauskommen müssen, tat es aber nicht.

Samsonow war ratlos. Wenn er irgendeine Aufgabe anfassen wollte, griff er jedes Mal in ein Wespennest. Immerhin gelang es ihm gegen Shilinskijs Anweisung, seine Korps nach links zu dirigieren. Eben traf der Tadel Shelinskijs ein, zugleich aber vom General des XV. Korps Martos die Meldung, dass er Feindberührung gehabt hatte und es zu einem siegreichen Gefecht bei Orlau gekommen war.

Von der Obersten Heeresleitung traf Worotynzew ein. Er war vom Höchstkommandierenden Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch von Russland persönlich zu Samsonow geschickt worden, um ordnend einzugreifen und direkt zu berichten. Seine Kompetenzen gingen weit über die eines Oberst hinaus. Worotynzew teilt Samsonow umgehend den Auftrag des Großfürsten mit. Beim Kartenstudium stellt Worotynzew anhand der Fähnchen und der roten Frontlinie immerhin fest, dass Samsonow wusste, wo seine fünf Korps standen oder sich in Bewegung befanden. Eine deutsche Aufstellung aber fehlte. Samsonow und Worotynzew stimmten darin überein, dass sich die Deutschen nicht wie stets angegeben auf der Flucht befänden, sondern in der Nähe waren. Das XV. Korps hatte sie eben in Richtung Nord-West erreicht, während Shilinskij auf Nord-Ost bestand. Die Richtigkeit der gewählten Marschroute hatte sich erwiesen. Aber keiner bedachte, dass das Verhängnis bereits im Gange war, wesentlich durch das deutsche Hauptquartier geplant.

Eine Verbindung der II. mit der I. Arme wurde immer unwahrscheinlicher. Diese war im Norden aufmarschiert und zog nach Westen, hatte bei Gumbinnen gesiegt. Beide Armeen waren durch die Masurische Seenplatte getrennt. Die I. Armee unter General von Rennenkampf hätte später auf die Linie Allenstein-Bischofsburg einschwenken müssen. In dieser Richtung war auch die II. Armee unterwegs und dieses Ziel meinte Shelinskij. Aber es war bereits zu spät. Das deutsche Oberkommando hatte sofort erkannt, dass es zu allererst zu keiner Vereinigung beider russischen Armeen kommen durfte. Das hatten zwei Korps zu garantieren. Entlang der II. Armee wurde die für diese noch nicht erkennbare Front errichtet.

Worotynzew war mit Entfernungen befasst und stellte fest, dass sich der Armeestab Samsonows sechs Tagesmärsche hinter der imaginären Front befand. Meldungen brauchten jeweils einen Tag. Und danach stiftete der Stab der Norwestfront noch einmal Verwirrung. Worotynzew erreicht, dass er operativer Mitarbeiter des Armeestabes wird. Von nun an ist er rastlos unterwegs und erteilt an den neuralgischen Punkten Weisung. Jetzt bricht er zum I. Korps auf, das zwar der II. Armee angehört, durch Shelinskij aber zurückgehalten wird. Dieses Gemenge macht sich später der kommandierende General Artamonow, als er die Front erreicht, zunutze und tritt den Rückzug an, wesentlich die Einkesselung der II. Armee verschuldend. Gegenwärtig ist die Stoßrichtung der II. Armee Soldau.

In Soldau traf Worotynzew auf Oberst Krymow, dem einzigen Offizier, dem Samsonow vertraute. Und auch der vertraute niemandem, bezeichnete jeden Korpskommandanten besonders bedacht als Idioten. Auch Martos war davon betroffen, obwohl er eben dem zu folgen gedachte. Das hieß, den Vollidioten Artamonow mit dem I. Korps auf die Beine zu bringen und zum XV. Korps zu dirigieren. Das Gespräch brachte insofern Klarheit, weil Krymow wusste, welche Orte besetzt waren, Usdau, Neidenburg und eben Soldau. Das war um den 13. August.

Die Deutschen tasteten die russische Front ab, taten dies mit Artillerie und Infanterieangriffen. Die Russen nutzten dies zum eigenen Angriff, hatten aber bald wieder sich zurückziehende Truppen vor sich. Bei Bischofsburg hatte es ein schweres Gefecht gegeben, in dem die Feuerkraft der Deutschen ein Nachdenken verursacht haben müsste.

Solschenizyn hält es nun für angebracht, insofern für Aufklärung zu sorgen, indem er die Gedanken und Vorhaben des deutschen Generalstabes einschiebt. Ein möglicher Krieg gegen Russland in Ostpreußen war in Manövern probiert worden und führte zu einem Plan, in dem zweierlei bedacht wurde. Einmal ragte Ostpreußen weit in Russland hinein. Von einer Einschließung bedrohte Truppen mussten zügig herausgeführt werden. Sodann stand die Front wesentlich tiefer. Von dort aus sollte ein gezielter Gegenschlag erfolgen, bei dem auch Einkesselung erwogen wurde.

Im äußersten Osten ging dann Generaloberst von Prittwitz am 7. August zum Angriff auf die dort stehende I. Armee über. General Rennenkampf hatte das nicht erwartet. Dennoch gewann er die Schlacht um Gumbinnen. Von Prittwitz war aber so übervorsichtig, dass er sich mit seinen drei Korps bis hinter die Weichsel zurückziehen und damit Ostpreußen in diesem Teil aufgeben wollte. Rennenkampf unternahm aber keine Verfolgung und blieb stehen. Von Prittwitz konnte seinen ungehinderten Rückzug bis zum 10. August vollziehen. Von Prittwitz setzte sich nun im Südwesten fest, um die Flanke der von dort anrückenden II. Armee anzugreifen. Von dort, nach Nordwesten hin, hatte das Korps von Scholtz Aufstellung genommen. Samsonow zog an diesem vorbei in den leeren Raum, ohne Feindberührung zu haben. Erst Martos bemerkte spät dieses Korps und nahm gleich Kontakt zu ihm auf, indem er angriff.

Unverschlüsselte russische Funksprüche unterrichteten auch die Deutschen über die Standorte der russischen Einheiten und ihre Bewegungen. Die deutschen Korps wurden umgruppiert. Das von General von Francois, dem eigentlichen Sieger von Tannenberg, quer durch Ostpreußen transportiert. Die Aufstellung sollte eine Zangenbewegung garantieren, die Zangen waren bereits angesetzt. Jetzt galt es, Breschen zu öffnen.

Am 13. August kam es allenthalben zu Kampfhandlungen, beeinflusst durch eine siebenfach überlegene deutsche Artillerie. Der heftigste Schlag erfolgte bei Mühlen auf die Division Mingins. General Martos mit dem XV. Korps traf auf von Scholtz. Klujew mit dem VIII. Korps sortierte weiter, sich bereits in die Falle der Deutschen begebend. Am Abend des 13. August leisteten die Russen bei Rothfließ energischen Widerstand. Am Morgen bemerkten die Russen zu ihrer Verblüffung, dass das VI. Korps von der nördlichen Flanke abgezogen war. Damit klaffte der Spalt für eine Umfassung.

Nach Solschenizyn entdeckte diesen nur Worotynzew und war eifrig bemüht, die Lücke zu schließen. An sich viel Papier, denn die Deutschen trauten dem Glück nicht. Hindenburg ließ eine Bresche bei Usdau öffnen, Und so stand die russische II. Armee alsbald zwischen Hohenstein und Usdau, just auf dem alten Schlachtfeld von Tannenberg.

Solschenizyn ist nun gleich dabei, General Hermann von Francois, aus einem Hugenottengeschlecht stammend, zu charakterisieren. Seit 1913 in Ostpreußen, war er von der verordneten Defensivtaktik wenig überzeugt. Von Prittwitz unterstellt, griff er Rennenkampf mit seinem Korps an, wurde dann aber energisch zurückbefohlen. Der Streit eskalierte. Von Prittwitz forderte die Absetzung des Generals. Der teilte dem Hauptquartier mit, dass er unter einem solchen Kommandeur nicht kämpfen könne. Die allzu selbständige Natur Francois` ließ ihn den Rückzug eigen gestalten. Er schaffte sein Korps mit der Eisenbahn über Königsberg an den entscheidenden Punkt vor der II. russischen Armee. Die anderen beiden Korps unter Mackensen und Below mühten sich zu Fuß. Als die Umgruppierungen beendet waren, fiel die Aufstellung Francois ins Auge. Der Kaiser telefonierte aus Koblenz selbst mit ihm. Er fragte, ob der General die Verschiebung seines Korps für richtig halte. Von Francois antwortete, dass er sich gegenüber der linken Flanke der russischen Armee befände. Würde diese zerschlagen werden oder weichen, entstünde ein unentweichbarer Kessel.

Hindenburg und Ludendorff stimmten seinem Plan zu. Ihm sollte der Angriff auf Usdau zukommen. Vor ihm befand sich das I. Korps. Von Francois beabsichtigte, auch dieses in den Kessel zu zwingen. Das wurde untersagt. Das I. Korps sollte zurückgedrängt werden.

Paradoxerweise besaß es eine Stärke von 60.000 Mann, war so aufgebläht, weil ständig Einheiten hinzugefügt wurden, vor allem Kavallerie. Wusste man etwa um eine Entscheidung bei Usdau? Artamonow war beim gesamten I. Korps unterwegs, an seiner Seite Worotynzew. Das Gespräch war lebhaft, ergab aber nichts. Artamonow ließ nichts von seinen Absichten erkennen. Vor allem nicht, dass er bei erstbestener Gelegenheit den Rückzug antreten würde. Dass dies für die Armee verhängnisvoll sein müsste, beunruhigte ihn nicht. Jeder war für sich selbst verantwortlich. Worotynzew dagegen redete von Angriff, sogar von Umfang. Auf jeden Fall wäre Francois mit dem I. deutschen Korps in der Minderheit gewesen.

Letztendlich war diese Überlegung hinfällig. Im Morgengrauen des 14. August griffen die Deutschen mit der Artillerie an und deckten die Russen vollständig ein. Auch hier hatte der Krieg mit permanent feuern der Artillerie begonnen, ohne dass man den Feind zu Gesicht bekam. Worotynzew liegt im Feuer. Er macht die Bekanntschaft eines Soldaten, der ihn von nun an mit seinem sechsten Sinn begleiten wird, Blagodarjew.

Der erste Angriff der Deutschen wird abgewehrt. Der Gegenangriff bringt um halb Elf Geländegewinn und man gelangt bis in die vordersten deutschen Stellungen. Dann erfolgt von Artamonow der Befehl zum unverzüglichen Rückzug auf Soldau. Artamonow leugnete, den Befehl zum Rückzug gegeben zu haben. Samsonow teilte er per Telefon mit, dass er wie ein Fels stehe und alle Angriffe zurückgeschlagen habe.

Anderorts besetzte General Klujew am 14. August mit dem XIII. Korps kampflos das friedliche Allenstein. Dass er von dort in den Untergang ziehen würde, deutete sich durchaus an, da er das XV. Korps entlasten sollte. Martos war der fähigste General der II. Armee. Er hatte das XV. Korps seit drei Jahren unter seinem Befehl und kannte jeden. Martos war derjenige, der am nächsten am Korps von Scholtz entlang zog, seit dem 10. August in Kämpfen verwickelt war. Bald schon erkannte er, dass der Feind nicht irgendwo im Norden auf der Flucht war, sondern kampfbereit Aufstellung genommen hatte. Am 14. August lieferte er bei Mühlen ein intensives erfolgreiches Gefecht und erfuhr zur Nacht, dass Klujew ihm zuziehen werde.

Samsonow hatte sein Hauptquartier am 13. August nach Neidenburg verlegt. Dort empfing er dann tags darauf die pompöse Erfolgsmeldung Artamonows. Gleich war er dabei, die Karten neu zu sichten. Weit kam er nicht, denn ein Melder brachte schriftliche Nachricht von Krymow, der ihm vom chaotischen Rückzug Artamonows berichtete, welcher ohne erkennbaren Grund geschehen war. Krymow meldete ihm, dass Usdau verloren und es fraglich sei, ob bis zum Abend Soldau gehalten werden könne.

Jetzt wurde Samsonow des angerichteten Schadens ansichtig. Regimente trafen ein. Es war zu sehen und von ihnen zu hören, dass sie in vernichtendem Artilleriefeuer gelegen hatten. Samsonow befahl die sofortige Absetzung Artamonows. Am Abend traf Nachricht von Artamonow aus Soldau ein – hatte er die Absetzung nicht erhalten oder einfach ignoriert? In einer schlaflosen Nacht auf den 15. August fasste Samsonow den Entschluss, sich von Neidenburg mit dem operativen Stab an die Front zu begeben. Am Morgen tat er seine Absicht kund. Er ließ den Telegrafen zum Stab der Nordwestfront stilllegen. Von da an war er allein verantwortlich. Bei einer Niederlage würde ihn die alleinige Schuld treffen und Shelinskij wäre fein raus.

Bei den Deutschen reifte am Abend des 14. August der Entschluss, wenigstens Martos einzukreisen. Nach der Nacht wurden die Truppen in Marsch gesetzt. Martos rekapitulierte zu der Zeit die letzten Tage. In den unzähligen Gefechten hatte er stets gesiegt oder standgehalten. Martos hörte den nicht enden wollenden, die Richtung ändernden Kanonendonner bei Waplitz. Er hörte heraus, dass dies nur bei Truppenbewegungen der Fall sei. Galten diese seinem Korps? Martos stand auf, schlug Alarm, gab Befehle zum Marsch. Er würde den Feind bei Waplitz aufsuchen. Die Truppen stellte er auf ein Nachtgefecht ein. In der Zeit stand Francois bereits im Begriff, das XV. Korps zu umgehen.

Am Morgen traf Samsonow bei Martos ein. Der führte ihm das Ergebnis der nächtlichen Kämpfe vor: 2.200 Gefangene. Samsonow sah nun einen glänzenden Angriff vor sich. Martos aber sagte, dass sie unverzüglich zurückgehen müssten. Das Korps sei seit fünf Tagen im Kampf, an dreien davon ohne Pause. Die fähigsten Offiziere und einige tausend Soldaten seien gefallen. Nachschub erfolge nicht, die Munition gehe zur Neige. Da wusste Martos noch nicht, dass die Armee ohne Flügel agierte, auch das VI. Korps war zurückgegangen. Der ängstliche General Blagowietschenskij war Richtung Russland abseits stehen geblieben. Der Mut reichte hin, um am 15. August einen Rasttag zu verordnen. Martos schlug seinen Rückzug auch nicht deshalb vor, weil er die tatsächliche Bedrohung durch Francois erkannt hatte. Seine Argumente kamen aus der Einsicht in den Zustand des Korps. Samsonow ließ die Argumente Martos` nicht gelten. Er nahm ihm ohne Tadel das XV. Korps weg und schickte ihn zur operativen Beobachtung nach Neidenburg.

General von Francois war bis Soldau vorgegangen. Alles, was jetzt kam, gehörte zum Finale. Da erhielt er Befehl, von Scholtz bei Waplitz zu unterstützen. Francois rechte. Sein Korps war so aufgestellt, nach Neidenburg vorzustößen und den Sack zuzubinden. Er entschloss sich schließlich, sein Vorhaben nicht abzuberechnen und nur eine Division auf Waplitz zu schicken. Am 15. August begann der Vormarsch, bis zum Abend gelangte er unbehelligt nach Neidenburg.

Solschenizyn schreibt von einer plötzlichen Begegnung Worotynzews mit von Francois. Er hatte das Regiment Estland aufgerafft, welches im Artilleriefeuer von Usdau gelegen hatte. Er war dabei, dieses in das „Loch“ links zu führen. So wurde noch einmal unterstrichen, dass sich das I. Korps der Deutschen eben jenen Durchschlupf wählte.

Samsonow war am 15. August doch noch bereit, einen Rückzug zu befehlen. Das geschah angesichts fliehender Truppen, die aus Hohenstein kamen und erst einmal wieder dahin beordert wurden. Dann aber sollte es auf Neidenburg gehen.

Fast vorauszusehen war der Weg Klujews mit dem XIII. Korps. Er kam von Allenstein, um sich mit Martos zu vereinigen. Am Morgen des 15. August hatte er eine unverschlüsselte Nachricht über seinen Zug abgeschickt. Die Deutschen setzten sofort eine Division auf ihn an. Sie hielt die Nachhut des Regiments Dorogobush auf, bis es am Abend vernichtet war. Klujew stand den ganzen Tag hinter Hohenstein. Am Abend bemerkte er, dass er schleunigst wenden müsste. Was ihm gelang, war die Selbstvernichtung. Denn er zog die ihn verfolgende Division hinter sich her, die dann wie ein Flaschenkorken den Kessel verschloss.

Hindenburg und Ludendorff befanden sich bis zum 15. August in angespannter Nervosität. Es war ihnen unbegreiflich, warum sich die I. Armee unter Rennenkampf nicht mit der II. Armee zusammenschloss. Man währte sie sogar mehrmals auf dem Marsch. Bei einem Zusammengehen wäre es um die deutsche Armee schlecht bestellt gewesen. Durch diese Eventualität standen die Korps Belows und Mackensens immer noch in Fühlung zur I. Armee. Tatsächlich hatte es einen Funkspruch Shelinskijs gegeben, mit der linken Flanke und der Kavallerie Samsonow zu unterstützen, der erst am Abend des 15. August in Bewegung setzte.

Mackensen hatte das Hin und Her satt. Er unterbrach die Verbindungen, stellte fest, dass von Francois über Neidenburg hinaus war und Willenberg erreicht hatte. In einem Gewaltmarsch warf er sein Korps ebenfalls dorthin. Damit war der Kessel, mit dem Hindenburg und Ludendorff schon nicht mehr gerechnet hatten, unentrinnbar geschlossen.

Samsonow befand sich unmittelbar hinter den Linien, wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte. Ihn umgaben geflohene oder fliehende Einheiten. Keine, die Front machte, konnte sich halten. Blieb sie in der Verteidigung, wurde sie vernichtet. General Martos war nach Aussage von Kosaken gefallen. Also musste Klujew jetzt die vorderen Korps befehligen. Nach hinten hätte der Befehl zum Durchbruch erfolgen müssen. Aber Samsonow war nicht mehr bei sich selbst.

Klujew befand sich mit dem XIII. Korps hinter dem XV. Er wurde durch eine Seenplatte aufgehalten, und das Korps musste sich mit Zeitverlust durchzwängen. Gekämpft wurde nicht

mehr. Die Deutschen folgten lediglich. Nur die sich aufopfernden Nachhutten wurden beseitigt. Vor sich hatte Klujew den sich lang hinziehenden Schönfließer Forst. In diesem befand sich bereits das XV. Korps. Klujew änderte die Richtung und stieß auf einer Kreuzung mit dem XV. Korps zusammen. Von da an flutete die schon nicht mehr als solche vorhandene Armee durch den finsternen Wald. Es war der 16. August.

Solschenizyn beschreibt anhand von Worotynzew und einer Gruppe von Offizieren und Soldaten den Weg durch den Wald und die Flucht aus dem Kessel. Insgesamt gelang dies 15.000 Mann, wobei die Deutschen nicht viel Wert auf Kämpfe zu legen schienen. Das Gros machte sich auf den Weg, als die Kapitulation beschlossen war, um nicht in Gefangenschaft zu geraten.

Auch der Stab Samsonows schlug sich durch den Wald. Samsonow wollte sich seiner mehrmals entledigen. Schließlich suchte er einen einsamen Platz, betete und erschoss sich.

Am 17. August erfolgten von außen her noch russische Versuche, den Kessel zu sprengen, aber es war zu spät. In eben jener Nacht irrte der angeblich gefallene Martos am Rande des Schönfließer Forstes umher und wurde von General Francois persönlich gefangengenommen.

Zu der Zeit befand sich General Kondratowitsch mit starkem Schutz nach Fahnenflucht auf russischem Boden. Er war der Kommandeur des XXIII. Korps. Als Fazit der Schlacht von Tannenberg ist festzustellen, dass das XIII. und XV. Korps vernichtet wurden, das XXIII. zur Hälfte. Da dieses als solches nicht geschlossen in Erscheinung trat, sei bemerkt, dass einzelne Brigaden selbst zum Schluss noch an die Front abgingen, so die 3. Garde-Infanterie Division mit den Regimentern Litauen und vor allem Kexholm, auch Wolhynien und St. Petersburg.

Eine Episode gilt es nachzureichen. Es gab ja noch das VI. Korps. Und das befand sich sehr still hinter Willenberg, wo der Kessel sich geschlossen hatte. General Blagowjestschenskij manövrierte vor und auf gleichem Weg zurück, meldete das jedes Mal ans Hauptquartier als operative Handlung. Plötzlich war es so, als sollte er doch noch in den Untergang hineingezogen werden. Welcher Ungeist hatte die Ruhestellung hinter Willenberg auf einmal in eine Unruhestellung umgewandelt. Er wusste einen, den Kommandeur des Ladoga-Regiments Netschwolodow, der ihm ob seines Ehrgeizes zuwider war. Er war Militärschriftsteller und mühte sich als solcher, Reformen zu Papier zu bringen, sowie die russische Geschichte zu deuten. Diese unselige Schreibung hatte ihn lediglich zu einem Regimentskommandeur aufsteigen lassen. Netschwolodow hatte Ideale. Auf Willenberg beordert, begriff er, dass ihm die Rettung der Armee zukam. Da Netschwolodow nicht erwartet wurde, gelangte er bis Willenberg, sein Regiment setzte auf einer intakten Brücke über. Es kam zum Gefecht, Willenberg brannte. Netschwolodow formierte sein Regiment zum Angriff. 15 Minuten vor diesem wohl erfolgreichen Sturm kam der Befehl, ihn nicht zu beginnen. Das Korps wich auf russisches Territorium zurück.

Spätestens am 19. August war alles vorbei. Da teilte der Stab des Höchstkommmandierenden mit, dass die zwei Korps nach heldenhaftem Kampf geschlagen (vernichtet?) wurden. Ursache war die perfekte Logistik der Deutschen. In der Schlacht von Tannenberg fielen 30.000 Russen oder wurden verwundet, 90.000 gingen in Gefangenschaft.

Solschenizyn macht das Fazit der Schlacht an Oberst Worotynzew fest, da er diesen überall hatte „auftauchen“ und eifrig Notizen machen lassen. Er ist nach dem Durchbruch bis zur Obersten Heeresleitung gelangt. Dort passt er Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch von Russland, den Höchstkommmandierenden aller russischen Land- und Seestreitkräfte, ab. Der lässt sich, ohne Worotynzew zu unterbrechen begierig berichten. Als sich Worotynzew zu Artamonow äußert, spürt er, dass der Großfürst seiner Kritik nicht folgen will. Das hätte ihm bei entsprechender Aufmerksamkeit ein Hinweis sein müssen, dass er mit seinem wohlüberlegten Bericht alsbald Schiffbruch erleiden musste. Vor allen anderen hätten Artamonow die Schulterstücke heruntergerissen werden müssen. Immerhin wurde durch ihn bereits eine Armee preisgegeben. Der Zar hatte dem Großfürsten schon zuvor per Bibelspruch

Absolution erteilt, und der konnte sie weiterreichen, fromm: „Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig.“

Worotynzew sollte vor etwa zwanzig Personen Vortrag haben, auch der Generalstab der Heeresgruppe der Nordwestfront würde zugegen sein und damit der Oberbefehlshaber Shelinskij. Der wurde auch als Erster zur Analyse aufgefordert. Er schoss sich auf den toten Samsonow ein. Diese umfassende Darstellung ist nicht uninteressant. Samsonow hatte die Richtung des Vormarsches nicht befolgt, dadurch wurde die Front zu weit ausgedehnt, wobei die Zahl der Tagesmärsche wuchs und die Nachschublinie verlängert wurde; Samsonow hatte auch die große Lücke zwischen der II. und der I. Armee zu verantworten, was ein gemeinsames Vorgehen unmöglich machte; den schwersten Fehler aber stellte dar, dass Samsonow die zentralen Korps weiter vorrücken ließ, obwohl ihm bekannt war, dass die Flügelkorps zurückgegangen waren (damit war Artamonow abermals reingewaschen). In Neidenburg hatte Samsonow den Fernschreiber abbauen lassen, wodurch keine Korrektur durch den Generalstab mehr möglich war.

Es wurde Shelinskij nicht widersprochen, falls es überhaupt so etwas wie Schuld bei den Anwesenden gab, waren sie bereits rehabilitiert. Generalquartiermeister Danilow wiederholte Shelinskij's Ausführungen, garnierte sie aber mit „wenn“ und „hätte“. Der Chef des Generalstabs der Obersten Heeresleitung Januschkewitsch tat es ihm gleich, nur in umgekehrter Reihenfolge. So wurde die Ausführung Shelinskij's zweimal wiedergekaut.

Worotynzew erhielt durch den Großfürsten das Wort, um von seinen persönlichen Eindrücken bei der II. Armee zu berichten. Das hätte ihn bereits stutzig machen müssen, „persönliche Eindrücke“. Er würdigte zuerst die Regimentskommandeure, größtenteils gefallen, dass alle höher Gestellten unter ihrer Würde gehandelt hätten. Sodann verbat er es sich, dass die verlorene Schlacht zu einem Missgeschick hinab stilisiert wurde. Es handelte sich um eine vollständige Vernichtung. War noch eine Steigerung möglich? Ja. Worotynzew wagte eine Prophezeiung. Wenn die Schuld Samsonow gegeben würde, würden sich solche Katastrophen wiederholen und der ganze Krieg würde verloren werden.

Dann setzte Worotynzew seinen ersten Pflock. Als Samsonow bei der Armee eintraf, fand er den Plan unsinnig, in eine Leere zu marschieren. Er entwickelte einen operativen Gegenvorschlag und sandte ihn am 29. Juli dem Chef des Frontstabes. Shelinskij warf ein, dass ein solches Schreiben unbekannt sei. Worotynzew stieß in die Richtung vor, die er beabsichtigte, nämlich eine Untersuchung einzufordern. Auf der Grundlage dieser Ausarbeitung, die er selbst in Augenschein genommen hatte, rechtfertigte Worotynzew das Vorgehen Samsonows. Die Lücke zwischen der I. und II. Armee erklärte er dadurch, dass die II. Armee eine Woche eher in die Offensive ging. Er wies nach, dass es Schuld des Frontstabes gewesen war, dass die beiden Armeen nicht zueinander kamen. Und für Samsonow wurde die Hälfte der Korps zurückgehalten, ohne sie dann in der Krise der Schlacht nach vorn zu beordern. Es folgte ein vernichtendes Urteil, Worotynzew bemühte das „wir“, dass wir nicht fähig sind, eine Einheit zu führen, die größer als ein Regiment sei.

Shelinskij bat den Großfürsten, den sinnlosen Reden des Oberst ein Ende zu bereiten. . Der aber tat nichts dergleichen, lobte die vernünftigen Ausführungen, von denen man etwas lernen könne. Worotynzew wurde jetzt grundsätzlicher, dass die Kriegsvorbereitung vom Tag der Mobilmachung an zwei Monate in Anspruch genommen hätte, aber nur ein halber Monat gewährt wurde.

Jetzt überhob sich Worotynzew. Er verurteilte von oben nach unten und traf somit zuerst den Großfürsten. Der bedeutete ihm, dass er die Grenzen des Erlaubten überschritten hätte und forderte ihn zum Gehen auf.

Als Worotynzew mit der Wahrheit gegen die Lüge verspielt hatte und hinausging, kam die Meldung vom russischen Sieg in Galizien. Lemberg war eingenommen. Solschenizyn irrte hier bei der Bewertung, indem er keinen Erfolg sehen wollte. Die Russen hatten mit den Österreichern das gleiche gemacht, wie die Deutschen mit ihnen in Ostpreußen. Sie hatten die

III. Armee vernichtet, Galizien erobert und waren bis in die Karpaten vorgedrungen, nicht so weit entfernt vom serbischen Bruder.

Das Kapitel Ostpreußen sollte noch endgültig geschlossen werden. In der Schlacht an den Masurischen Seen vom 8. bis 10. September 1914 (neuerer Zeitrechnung), wiederum von Shelinskij geplant, erlitt die I. Armee unter Rennenkampf eine Niederlage, zog sich nach Russland zurück. Shelinskij wurde entlassen.

## An den Teichen zu Grodek

Essay zu Georg Trakl und seinem finalen Gedicht „Grodek“

Georg Trakl war ein Meister des Tragischen, in das seine eigene Tragik einfluss, dabei aber kein Gefühlsmensch, sondern von wohlüberlegter Lyrik. Nichts erscheint unbeabsichtigt. Das letzte Gedicht „Grodek“, bevor sich der Drogenabhängige den „Goldenen Schuss“ setzte, bestätigt seine Lebensangst. Die Krankenakte, von einem Psychator im Lazarett Krakau erstellt, weist eingangs gleich eine seelische Abhängigkeit auf: „Vater vor 5 J. an Herzwassersucht im Alter von 74 J. gestorben. Mutter lebt nervenkrank – Opiumesserin. 5 Geschwister (?). Die jüngste Schwester leidet an Hysterie.“

Trakl hatte sich nach der Schlacht von Grodek und dem Rückzug der k. u. k. österreichisch-ungarischen Truppen aus Galizien mehrmals versucht abzusetzen, ein Selbstmordversuch scheiterte, und er war als psychisch auffällig ins Lazarett eingewiesen worden, was nach seinen Erlebnissen nicht abwegig erscheint. Der Arzt setzt die Notiz `vollkommen gesund` in Anführungsstriche, die körperliche Untersuchung ist aber ohne Befund. Im Blick auf die Psyche geht der Arzt gleich auf die Lebensverneinung Trakls ein: „Als Kind versuchte OB. sich selbst zu töten. Zum ersten Mal als 5jähriges Kind in`s Wasser gesprungen. Das letzte Mal im Frühjahr des laufenden Jahres.“

Dann ist zu lesen: „Seit Jahren schon leidet er zeitweise an schweren psychischen Depressionen, dann fängt er an stark zu trinken, um sich von dieser Angst zu befreien. ... es kommt ihm vor wie wenn hinter seinem Rücken ein Mann mit gezogenem Messer steht.“

Der unsichtbare Feind im Rücken. Wenn man sich umschaute, ist da niemand.

Zurückgewendet ist er wieder da und treibt einen. Das sind keine durch den Alkohol hervorgerufenen Halluzinationen. Das Messer im Rücken ist vorher da. Der Alkohol vertieft aber den Verfolgungswahn noch, besonders in den grausamen Phasen des nüchtern Werdens. Wie gestaltet Trakl dieses komplizierte Geflecht? Indem er das „Lied vom Kaspar Hauser“ schreibt. Da ist alles voll wissender Klarheit. Kaspar Hauser, aus dem Wald getreten, wo er bisher gelebt hat, durch diesen Ort geschützt, begibt sich in die Welt. Und sofort ist ihm sein Mörder auf den Fersen, da seine hohe adlige Geburt nicht zum Tragen kommen soll. Trakls Messer im Rücken nimmt Gestalt an. Das Gedicht zeugt von großer Gelassenheit hinsichtlich des Unabwendbaren. Dem entspricht die dichterische Umsetzung.

Es ist fahrlässig und unzulässig, von der Biografie des Schriftstellers her seine Texte beurteilen zu wollen. So ist etwa das Leben Hans Falladas, der drogenabhängig war, als chaotisch bezeichnet worden. In seinen Darstellungen findet sich nichts davon. Wenn schon Biografie, dann wird sie zur Kunst.

### Kaspar Hauser Lied

Er wahrlich liebte die Sonne, die purpurn den Hügel  
hinabstieg,  
Die Wege des Walds, den singenden Schwarzvogel  
und die Freude des Grüns.

Ernsthaft war sein Wohnen im Schatten des Baums  
Und rein sein Antlitz.  
Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen:  
O Mensch!

Stille fand sein Schritt die Stadt am Abend;

Die dunkle Klage seines Munds:  
Ich will ein Reiter werden.

Ihm aber folgte Busch und Tier,  
Haus und Dämmergarten weißer Menschen  
Und sein Mörder suchte nach ihm.

Frühling und Sommer und schön der Herbst  
Des Gerechten, sein leiser Schritt  
An den dunklen Zimmern Träumender hin.  
Nachts blieb er mit seinem Stern allein;

Sah, daß Schnee fiel in kahles Gezweig  
Und im dämmernden Hausflur den Schatten des Mörders.

Silbern sank des Ungeborenen Haupt hin.

Wie hier geschehen, gilt es, noch etwas Material für „Grodek“ zu sammeln. „des Ungeborenen Haupt“ signalisierte es bereits. Trakl klagt immer wieder über die Ungeborenen, die Chiffre sind „Enkel“. Eigentlich müsste er „Kinder“ bemühen, aber er zeigt mit den Enkeln gleich auf, dass es keine Zukunft gibt.

Georg Trakl war als fünftes Kind unter sieben Geschwistern am 3. Februar 1887 in Salzburg geboren worden und wuchs dort auf. Das nach außen hin gutbürgerliche Leben war im Inneren spannungsreich. Die Mutter war drogenabhängig, vielleicht auch deswegen hasste sie Georg Trakl. Gegenüber seinen Schwestern empfand er überschwängliche Zuneigung. Margarethe wurde ihm zur Muse. Trakl wird eine inzestöse Beziehung zu ihr unterstellt. Bei dieser Zuneigung zu Margarethe mag ihm eine geschlechtliche Gemeinsamkeit vorgeschwebt, aber eben auch die Angst davor bestimmt haben.

Ein Gedicht Trakls, eher privat, da er es nicht veröffentlicht hat, wird für eine inzestöse Beziehung immer wieder herangezogen. Es ist auch sprachlich voller Gier, aber eben deshalb, um die genannte und erkannte Sünde zu kennzeichnen. „Verzeih uns, Maria, in deiner Huld!“ heißt es nach jedem der drei Verse. Das reimt sich oberhalb jeweils auf „Schuld“. Schuld auf Huld zu reimen, ist einer der flachsten Reime, die Gesangbücher sind voll davon. Der Ruf zur gnadenreichen Maria wird dreimal eingeleitet: „Wir beten:“, „Wir träumen:“, „Wir schluchzen:“ Und das gemeinsam, beten im Bett. Mag Sünde auch anschlagen, aber nicht vor Ort, da man sie sich vornimmt. Die zähesten Leugner unmittelbaren Geschehens sind da schon Adam und Eva. Und Trakl hat das nicht im Bett geschrieben, sondern am Schreibtisch, in beherrschter Distanz. Es hat ihn nichts zum Bekenntnis getrieben, denn ein solches wäre es sonst. Ich habe wenig Muße, mich mit derlei Mutmaßungen auseinanderzusetzen. Aber in einem schrägen Reim findet sich Muße zu Muse. Margarethe war Trakls Muse, als „Fremdlingin“ und „Jünglingin“, vor allem aber als „Schwester“, poetisch weit über das hinausreichend, was ein Verwandtschaftsverhältnis beinhaltet. Auch in Grodek wird die Schwester vorübergehen.

Margarethe war verheiratet. Sie erlitt eine Fehlgeburt und Trakl war umgehend bei ihr in Berlin. Vermessen zu mutmaßen, dass das Kind hätte von ihm sein können. Aber die Leidensvorstellung der ungeborenen Enkel erhielt weitere Nahrung.

Georg Trakl war Apotheker. Die Berufswahl hing mit seiner Drogenabhängigkeit zusammen. Als Apotheker kam er unauffällig an „Stoff“. Den Dienst als einjährig Freiwilliger leistete er 1910/11 bei der k. u. k. Sanitätsabteilung Nr. 2 in Wien ab. In den Krieg zog er ebenfalls als Freiwilliger, was auf eine patriotische Haltung schließen lässt, denn er wäre als Reservist

ohnehin eingezogen worden. In einem Gedicht zeigt sich, dass er keineswegs national euphorisiert war:

#### IM OSTEN

Den wilden Orgeln des  
Wintersturms  
Gleicht des Volkes finstren Zorn,  
Die purpurne Woge der Schlacht,  
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochenen Brauen, silbernen  
Armen  
Winkt sterbenden Soldaten die  
Nacht.  
Im Schatten der herbstlichen Esche  
Seufzen die Geister der  
Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die  
Stadt.  
Von blutenden Stufen jagt der  
Mond  
Die erschrockenen Frauen.  
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

Es ist, als wenn sich Trakl die Erfahrung des Krieges bereits mitgeteilt hätte. Mitten im Sommer herrscht Wintersturm. Der Winter ist bereits Metapher für den Tod. „Nacht“ steht ebenfalls dafür. Der Herbst nimmt das Seufzen der Erschlagenen mit. Für diesen steht die „herbstliche Esche“. Trakls Naturbilder, für die er in poetisch kraftvoller Aussage oft nur eine Zeile benötigt, sind in seinen Gedichten für das, was noch zu sagen ist, voll treibender Aussage, da sie eben auch metaphorisch gebraucht werden. Deutlich eben in der Zeile „Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.“ Welche Stadt, und wo ist da Wildnis, dornige? Ein Wort, das auch das Gedicht „Grodek“ bestimmt, ist „zerbrochen“, der Nacht anheimgestellt im Blick auf die sterbenden Soldaten.

Von Juli 13 bis Mai 14 entstehen vier Fassungen zum Moor. Die Naturbilder sind herabziehend. Der Wanderer erreicht schließlich eine verlassene Schenke. Ansonsten herrscht der Blick in die Natur vor. Hier ist schon Sprachmaterial vorhanden, welches sich in „Grodek“ wiederfindet oder anklingt. Wiedergegeben wird die 3. Fassung:

#### AM MOOR

Wanderer im schwarzen Wind;  
leise flüstert das dürre Rohr  
In der Stille des Moors. Am grauen  
Himmel  
Ein Zug von wilden Vögeln folgt;  
Quere über finsternen Wassern.

Aufruhr. In verfallener Hütte  
Aufflatternd mit schwarzen Flügeln

die Fäulnis;  
Verkrüppelte Birken seufzen im  
Wind.

Abend in verlassener Schenke. Den  
Heimweg umwittert  
Die sanfte Schwermut grasender Herden,  
Erscheinung der Nacht: Kröten  
tauchen aus silbernen Wassern.

Trakl feiert am 24. August mit seinen Freunden Abschied, darunter der Verleger Ludwig von Ficker, der seinen ersten und bis dahin einzigen Gedichtband veröffentlicht hat. Die Freunde begleiten Georg Trakl in der Nacht bis auf den Innsbrucker Bahnhof. Trakl fährt als Feldapotheker des Feldspitals 7 / 14 ab. Er sollte nicht wiederkommen. Ficker erinnert sich, dass er eine Nelke an der Mütze trug, die bei jedem Abschiedsnicken fast gespenstisch mitnickte.

Trakl fuhr in die Schlacht von Galizien. Eine zweite Front befand sich in Serbien. Die Kräfteverhältnisse in Galizien waren auf russischer und österreichischer Seite mit je 1 Millionen Soldaten gleich, die Front aber erstreckte sich über einen weiten Raum. So unterteilt sich die Schlacht von Galizien in mehrere. Das Fiasko sollte die 3. Armee durch die russische 3. Armee (General Russki) erleben. Die Front brach zusammen und die Österreicher mussten Galizien räumen, welches erst 1915 mit Unterstützung der Deutschen zurückerobert wurde.

Das Kräfteverhältnis im Raum Lemberg hätte zu der Einsicht führen müssen, keinen Angriff wagen zu dürfen. 115 österreichischen Bataillonen standen 200 russische gegenüber. General Brudermann verfügte immerhin über gute Kerntuppen aus Tirol, darunter die Kaiserjäger und Kaiserschützen. Dieses XIV. Korps kam aus Innsbruck. Es ist anzunehmen, dass Trakls Feldspital diesem zugeteilt war, denn er wurde nachweislich in den Untergang der 3. Armee hineingezogen.

Die Schlacht von Lemberg ist wiederum in mehrere unterteilt. Kulminationspunkt in Galizien war dabei die Schlacht an der Gnila Lipa vom 29.-30. August. Die Frontlänge betrug 40 km. Die russische 3. Armee durchbrach die Front westwärts auf Lemberg zu. Am 2. September musste die Hauptstadt Galiziens geräumt werden. Die k. u. k. 3. Armee begab sich westwärts auf die Linie Werescyca - Jaworow - Grodeker Teiche. General Brudermann wurde durch General Boroewic abgelöst.

Der Generalstabschef Conrad von Hötzendorf gab Galizien nicht verloren. Bis zum erneuten Beginn der Kampfhandlungen in der Schlacht an der Werescyca (Grodek), 8. – 10. September, verstärkte er die 3. Armee, indem per Bahn die 2. Armee aus Serbien herangeschafft wurde. Die 3. Armee hatte von der Werescyca her anzugreifen. Bei Grodek wurde sie zurückgeschlagen und riss eine nicht mehr zu schließende Lücke in der Front zwischen der 1. und 4. Armee, welche sich auch ihrerseits nicht halten konnten. Lediglich die 2. Armee verhinderte, dass das Fiasko vollkommen wurde. Ab dem 11. September erfolgte der chaotische Rückzug, der sich im Herbst bis Krakau und in die Karpaten fortsetzte. Anfang September wurde das Feldspital 7 / 14 nach Galizien verlegt. Es ist der Zeitpunkt, da die neue Offensive geplant wird. Trakl dürfte erst mit Ausbruch der Kämpfe an der Werescyca eingetroffen sein. In einem Brief an seine Mutter schreibt er, seit einer Woche in Galizien unterwegs zu sein, ohne dass das Feldspital zum Einsatz gelangt wäre. Dann sollte es ihn mit aller Wucht treffen.

Die 3. Armee befand sich kämpfend im Untergang. In vielen Details von Kriegsschilderungen ist der Schock benannt, der sich denen auftat, die den Krieg „nie gesehen hatten“. Für den jungen Ersatz an der Westfront galt: „Wir starben wie die Fliegen.“ Hier nun Georg Trakl. Er

empfängt an einer Scheune einen Transport von 90 Schwerverwundeten. Sie werden in diese befördert und er mit ihnen allein gelassen. Kein Arzt, kein Verbandszeug, keine Medikamente. Trakl behält „das Stöhnen der Gepeinigten im Ohr und ihre Bitten, ihrer Qual ein Ende zu machen.“ Er entzieht sich diesem Toben, lehnt an der Wand der Scheune. Was er wahrnimmt, ist ein anderes Bild des Grauens. An jedem Baum baumelt ein Gehenkter. Es sind Ruthenen (ortsansässige Ukrainer), der Kollaboration und Spionage verdächtigt. Trakl kann das nie vergessen. Angesichts der Verwundeten fragt er sich verzweifelt: „Was kann ich tun? Wie soll ich helfen? Es ist unerträglich.“

Auf dem Rückzug, es ist nicht nachweisbar, ob und wie die 90 Verwundeten abtransportiert wurden, wird Trakl wohl seines Kommandos ledig, wobei er allerdings feststellt, „dass nichts so schrecklich sei als ein Rückzug in Verwirrung.“ Die erfasst nun auch Trakl. Er ist wieder mit den Kameraden des Feldspitals zusammen. Bei einem Abendessen springt er plötzlich auf, von Angstzuständen gepeinigt, und erklärt, man möge ihn entschuldigen, er müsse sich erschießen. Draußen wird ihm die Pistole aus der Hand gerungen. Die Kameraden mutmaßen, dass das von seinen Gedichterln käme.

Am 6. Oktober hat er im Reservespital Nr. 1 in Wadowice zu erscheinen. Er meint, zum pharmazeutischen Dienst. Aber es geht nach Krakau zur Beobachtung des Geisteszustandes. Trakl flieht und zwar in Richtung Front, wird eingefangen. Er mutmaßt dann auch, vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet zu werden. Bis Krakau hat er durchgehalten, mit Alkohol und viel Kokain.

Am 24. Oktober besucht ihn Ludwig von Ficker für zwei Tage, mit dem er sich aussprechen kann. Er gesteht fast mit poetischem Ausdruck, dass er „blutwenig“ geschrieben habe. Er liest Ficker die letzten Gedichte vor, neben „Grodek“ „Klage“:

## KLAGE

Schlaf und Tod, die düstern Adler  
Umrauschen nachklang dieses  
Haupt:  
Des Menschen goldnes Bildnis  
Verschlänge die eisige Woge  
Der Ewigkeit. An schaurigen  
Riffen  
Zerschellt der purpurne Leib  
Und es klagt die dunkle Stimme  
Über dem Meer.  
Schwester stürmischer Schwermut  
Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt  
Unter Sternen,  
Dem schweigenden Antlitz der  
Nacht.

Das Bild verwundert. Trakl begibt sich auf das (feindliche) Meer und bleibt bei der Wortwahl in diesem Bild. Die erste Zeile lässt eine andere Tendenz vermuten. Aber dann folgt „umrauschen“. Das geschieht „nachklang“. Es wird kein Tag mehr folgen. Am Ende steht dann auch „Nacht“, freigestellt. Dem Naturbild entsprechend „zerschellt der purpurne Leib“. Das korrespondiert stark mit „zersprungen“ in „Grodek“. Die dunkle Stimme kann zur Schwester gehören. Sie soll sehen, wie ein ängstlicher Kahn versinkt, die Sterne hätten Hoffnung machen können. Es ist die Schwester Trakls, wie sie es auch in „Grodek“ sein wird. Diese zwei Gedichte aus den Schrecken des Krieges zeigen deutlich, dass Margarethe der intimste und intensivste Bezug Trakls war. Nur sie bleibt noch. Hier ist sie „Schwester

stürmischer Schwermut“. Eine Meisterschaft der Dichtkunst Trakls besteht darin, die Dinge festzulegen, so durch Attribute oder Ausführungen. Hier ist es „stürmische Schwermut“, wobei beide Wörter noch eigenständig deutbar sind.

Das Grauen in Grodek hat Trakl im Gedicht bereits überhöht. Unmittelbar findet sich nichts von dem Schrecken. Auch die Gehenkten sind nicht thematisiert. Kraftvoll ist aber die Naturbeobachtung benannt und mit dem über den Untergang zu Sagenden verknüpft. Bereits nach der ersten Beschäftigung mit dem Stoff stand der Titel des Essays fest „An den Teichen zu Grodek“. Diese Umgebung ist in das Gedicht eingeflossen. Das Sprachmaterial soll an sich benannt werden, es hätte auch zu einem anderen Gedicht mit anderer Aussage dienen können: „tönen die herbstlichen Wälder“, „die goldnen Ebenen und blauen Seen“, „stille sammelt im Weidengrund rotes Gewölk“, „mondne Kühle“, „goldnes Gezweig der Nacht und Sternen“, „schweigender Hain“, „und leise tönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes“.

Wie zu sehen, werden diese Bilder umgehend zerstört, Trakl verfährt antithetisch.

Dazwischen eindeutig für sich stehende grelle Aussagen: „umfängt die Nacht sterbende Krieger, die wilde Klage ihrer zerbrochenen Münder“ und folgend „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.“

Die Schwester erscheint. Wozu, ist ausgeführt. Allein der Auftakt ist schon bemerkenswert: „Es schwankt der Schwester Schatten“, dreimal sch. Der Schatten schwankt durch den „schweigenden Hain“, um dabei „zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter“. Das Wort „Helden“ ist dabei krass, weil Trakl keine Helden meint, oben mit „Krieger“ assoziiert. Es scheint so, als wolle Trakl hier noch ein falsches Pathos einführen.

Der Schluss könnte an sich für sich stehen. Trakl beendet sein letztes Gedicht mit den „ungeborenen Enkeln“. Der Kreis hat sich geschlossen. Das Zukunftsthema Trakls, welches keines ist, endet. Gedanklich verbunden noch einmal die Schwester und die ungeborenen Enkel. Sie liegen in den verreckten Soldaten da.

## GRODEK

Am Abend tönen die herbstlichen  
Wälder  
Von tödlichen Waffen, die goldnen  
Ebenen  
Und blauen Seen, darüber die  
Sonne  
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht  
Sterbende Krieger, die wilde Klage  
Ihrer zerbrochenen Münder.  
Doch stille sammelt im  
Weidengrund  
Rotes Gewölk, darin ein zürnender  
Gott wohnt  
Das vergoßne Blut sich, mondne  
Kühle;  
Alle Straßen münden in schwarze  
Verwesung.  
Unter goldnem Gezweig der Nacht  
und Sternen  
Es schwankt der Schwester  
Schatten durch den schweigenden  
Hain,  
Zu grüßen die Geister der Helden,

die blutenden Häupter;  
Und leise tönen im Rohr die  
dunklen Flöten des Herbstes.  
O stolzere Trauer! Ihr ehernen  
Altäre  
Die heiße Flamme des Geistes  
nährt heute ein gewaltiger  
Schmerz,  
Die ungeborenen Enkel.

## Als Journalist zu weit entfernt

Essay zum Kriegstagebuch von Egon Erwin Kisch

Seinem Kriegstagebuch hat Egon Erwin Kisch noch einen Bericht beigegeben, der diese Darstellung erklärt und den treffenden Titel trägt „Ein Reporter wird Soldat“. Kisch stellt dabei seine beiden Berufe gegenüber, die er strikt getrennt wissen will. Der des Journalisten endete und der des Soldaten begann. Es hätte nicht so sein müssen, denn er hätte sich in der Etappe journalistisch betätigen können. Dass er seinen vormaligen Beruf beherrschte, zeigt sich gleich an den drei einleitenden Absätzen, die alles beinhalten, was zu einer Einleitung gehört:

„Der Journalismus, so sagt man, führt zu allem, wenn man ihn verlässt. Ich verließ den Journalismus 1914, um Soldat zu werden, und wohin führte er mich?

Zu Beginn des Weltkriegs, gleich mit den ersten Truppen, ging ich als Korporal der österreichisch-ungarischen Armee in die Schwarmlinie. Das wurde mir schwerer gemacht als jenen, die sich nicht dazu drängten, weil die mir vorgesetzten Kommandostellen in Heimat und Etappe mich als Historiographen (wie der Euphemismus für Reklamechef lautet) bei sich behalten wollten.

Mich jedoch verlangte es nach dem großen Abenteuer, und so lag und schoss und rannte ich vor dem Feind. Der Feind war zunächst das Königreich Serbien.“

Vergleichsweise ist Kisch mit den Unterschieden befasst. Was er als Soldat erlebt, hätte er als Journalist nicht schreiben können, weil er es nicht gewusst hätte. Es ist an sich das Thema, was überall bewegt, einen Henry Barbusse oder Richard Bergmann: „Wie der Krieg wirklich ist.“ Es lässt sich nicht mitteilen und wenn, glaubt es keiner.

Kisch liegt in Reserve, weil das Prager Korps (8. Korps) aus der Front dahin verlegt wurde. Man befindet sich an der Drina und der Save-Mündung. Die Angriffe schlagen fehl oder werden, so das serbische Ufer erreicht wird, zurückgeschlagen. Beim Sturmangriff auf die Dammstraße von Kolubara ist die Hälfte der Kompanie getötet worden. In Reserve ist es aber auch nicht heiter. Ständig schlagen Artilleriegeschosse ein, die auch töten. Verwundete und Sterbende werden vorbeigeschleppt. Tote liegen verwesend überall herum. Eine Begebenheit soll wegen des Erbarmungswürdigen wiedergegeben werden:

„Dort links kriecht jemand aus den Strünken des Kukuruzfeldes, ich nehme das Gewehr in Anschlag. Ich erkenne, dass es der Hornist vom 3. Bataillon ist. Seine Uniform ist nass von Blut. Am frühen Morgen bekam er einen Schuss in den Rücken, blieb bewusstlos liegen, erwachte gegen Mittag, kroch stundenlang vorwärts, teils weil er nicht die Kraft hatte, aufzustehen, teils weil ihm Kugeln um die Ohren piffen. Seine Wunde hat er sich mit einer Wickelgamasche verbunden. Er beginnt zu schluchzen. `So allein war ich, so allein ...` Die Blessurträger erneuern seinen Verband, legen ihn auf ihre Trage. `So allein.`“

Kisch liest die Zeitung. Was er liest, wird wiedergegeben. Ein Teil besteht aus Werbung und Lottomeldungen. Dann aus dem, was die „Regenbogenpresse“ zu vermelden hat. Die Kulturszene wird vor allem durch singende Damen gefüllt. Es ist Operettenzeit und die von Platzkonzerten. Nach der Begegnung mit dem einsamen Hornisten liest Kisch von einer Liebestragödie an der Handelsschule, wo zwei Schülerinnen aus Liebe zu einem Lehrer einen Selbstmordversuch begehen. Kisch kommentiert: „Wenn das Tragödie heißt, wie heißt denn das, was wir hier ununterbrochen erleben?“

Ansonsten besteht der Kommentar einfach darin, dass Kisch einfügt, was eben in Reserve geschieht. Den Heeresbericht gibt er auch nur in einem Satz wieder: „`Unsere Südarmerie hat ihre Uferstellungen an der Drinamündung verstärkt.`“ Das lässt er nicht unkommentiert:

„Für uns sah das so aus: Am Morgen waren wir über die Drina in Serbien eingedrungen, und nachts wurden wir wieder zurückgezwungen in die `Uferstellungen`. Es war zwei Uhr nachts, als der Rückzug begann.“

Dann wird am Wasser gelost. Ist das nun die Save oder die Drina, was zur Feststellung dient, wo man sich eigentlich befindet. Einer will die Stromrichtung feststellen und eine Streichholzschachtel hineinwerfen. Das wird verhindert. Der Soldat gibt zu verstehen, dass die Schachtel leer sei. Man bedeutet ihm, dass eine leere Streichholzschachtel auch noch ein Wertobjekt sei. Eine Feldpostkarte bestimmt den Standort.

Jetzt geht es in die Drina. Man versucht, einige schwimmende Pontons zu erreichen. Die sind dann aber schon überfüllt, und mit Kolbenhieben werden die Vielen, die wie bei einer Schiffskatastrophe das Rettungsboot besteigen wollen, zurückgestoßen. Kisch befindet sich in äußerster Lebensgefahr. Er beschreibt den, der ihn in den Tod befördern will. Irgendwie ist man an einen Racheengel erinnert:

„Der Aufgabe, mich vom Bootsrand abzuschütteln, unterzieht sich ein Bursch, dessen Gesicht ich niemals vergessen werde. Auf seiner Bluse trägt er die papageigrünen Aufschläge der Einundneunziger, eine golden glänzende Locke schwingt sich zum Auge hin; zu diesem Blond passen die Augen, hellblaue große Kugeln, gutmütige Augen, möchte man sagen. Diese Augen würdigen die meinen keines Blickes, sind nur auf meine Finger gerichtet, die sich verzweifelt an die Brüstung klammern.“

Es wird ein ungleicher Kampf. Kisch lässt schließlich los. Da dreht sich der Ponton und er hält sich hinten fest. Und über allem und in allem die serbische Artillerie, welche schwimmende Pontons mit einem Schlag erledigt.

Diese Schilderungen sind den Aufzeichnungen im Kriegstagebuch entnommen. Nur wollte Egon Erwin Kisch hier noch Vergleiche anstellen, zu seinen beiden Leben, als Journalist und als Soldat.

In seinem Vorwort zu den Aufzeichnungen unter dem Titel „Schreib das auf, Kisch!“ schränkt er ein, dass er keine Korrekturen vorgenommen habe. Selbst Irrtümer sind stehen geblieben.

Es gibt eine doppelte Erinnerungskultur, einmal besteht sie darin, sich im Nachgang zu erinnern, was freilich auch zeitlichen und historischen Wert hat. Zum anderen ist sie unmittelbar, so in verwendeten Tagebuchaufzeichnungen. Ich habe über Jahre Tagebuch geführt, in den Zerstörungsgebieten der Braunkohle. Diese Aufzeichnungen sind dann ausgewählt in drei „Reporte“ gelangt. Unmittelbar sind die heranrückenden Bagger, das Leid und der Verlust der Heimat. In der sogenannten Erinnerung wäre das je und je tendenziös gewesen. So sind auch die Irrtümer mit eingeflossen, welche ja nicht nur örtliches Geschehen betreffen, sondern darüber hinausreichen, vor allem, wenn es sich um dann enttäuschte Hoffnungen handelte.

Egon Erwin Kisch braucht sich eben deshalb nicht zu entschuldigen, was er aber tut und bemerkt: „Die heute erfolgreichen Kriegsbücher sind ohne Zweifel weiser. Sie stellen die Tatsachen von damals auf Grund der Erfahrungen von heute dar, auf Grund der Verhältnisse und Absichten von heute.“

Noch ein unschätzbare Wert des Unmittelbaren! Kisch, wie eben auch Barbusse, geht nahe heran, so nahe, das es gleichermaßen wie bei dem Geschehen dem Leser wehtut.

Reflektierend ist das nicht der Fall. Da schont man sich selbst und den Leser, wobei ich zugebe, dass bei späteren Erinnerungen und literarischem Gestalten die Schreibenden von Unmittelbarem beeindruckt werden, das sie nicht losgeworden sind.

Was sich auch vermittelt, durch die Persönlichkeit des Autors und Schriftstellers freilich anders ausgesprochen, ist das Allgemeine. Und ein Merkmal ist hier das Warten, auf den nächsten Einsatz, den nächsten Sturmangriff und so weiter. Ein lähmendes Warten, welches etwa Barbusse bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. In der Zeit wird nämlich geredet. Kisch gibt zu, dass der Krieg an sich überall vergleichbar gewesen ist:

„Vor dem Resultat sah der Krieg im Grunde überall gleich aus, in den Argonnen wie vor Saloniki, in Serbien wie in den Karpaten, vor Przemysl wie vor Verdun, 1914 wie 1918, auf der sauberen ersten Seite des Notizbuchs wie auf der blutbefleckten letzten. Kriegstagebuch wie Kriegstagebuch.“

„Schreib das auf, Kisch!“ Und Kisch schreibt alles auf: „Jeden Tag stenographiere ich meine Lebensweise und meine Gedanken, die Lebensweise und Gedanken von Hunderttausenden. Stundenlang schreibe ich in mein Notizbuch. Die Kameraden spotten: `Schreib das auf, Kisch!` Der Satz wird zur ständigen Redensart. Auch wenn ich nicht dabei bin, unterstreichen die Soldaten ihre Witze, Flüche, Drohungen, Klagen mit einem `Schreib das auf, Kisch!` Kisch schreibt auf, wenn der letzte Hosenknopf abreißt, wenn das einzige Stück Seife in den Brunnen fällt, wenn Blut in den Essnapf spritzt.“

Kisch wurde bereits am 1. August im südböhmischen Pisek dem Prager Korps zugeordnet. Am 3. August begann ein fünftägiger Transport, durch die Slowakei und Ungarn mit der Eisenbahn, dann per Schiff. Nach den allseits bekannten berühmten Märschen auch andernorts in voller Montur und bei sengender Hitze wurde am 12. August die Drina erreicht, wo die ersten Feindberührungen stattfanden. Die Artillerie sorgte für Erstaunen, wie laut es im Kriege zugeht. Die Drina wurde mit Hilfe von Pontonbrücken überwunden. Der Aufmarsch hatte nahe der bosnischen Grenze begonnen und setzte sich auf der aus Bosnien kommenden Hauptstraße über die Städte Janja, Lesnica, Valjevo fort. Lesnica war als Geburtstagsgeschenk für Kaiser Franz Joseph am 18. August zu erobern. Es ist immer wieder und zu verschiedenen Zeiten nachzulesen, dass vor gewaltigen Entladungen Naturschauspiele sich einprägten, vornehmlich schwere Gewitter und Wolkenbrüche. In einem solchen stand auch das Prager Korps:

„Wir haben schon viel erlebt während dieses serbischen Feldzuges, wir haben Tote, Verletzte, Häftlinge und Hinrichtungen gesehen, wir haben Strapazen, Müdigkeit, Hunger, Durst, Frost und Hitze in den vierzehn Tagen überstanden, seit wir Kleider und Stiefel nicht von unseren Leibern ziehen konnten. Aber ich glaube, wenn wir noch tausendmal Seltsameres und Grausameres erleben, nichts wird stärker in unserer Erinnerung haften, nichts werden wir je deutlicher schildern können als diesen unerbittlichen Guss. Stundenlang stand ich unter meinem Zelttuch und dachte, dass jetzt ein Serbenfranktireur den Lagerplatz beschleichen und mit einem Gewehr ein paar hundert von uns verummten Gestalten über den Haufen schießen könnte.“

Die k. u. k. österreichisch-ungarischen Truppen waren erwartet worden. Das Gelände war gebirgig, so dass es nicht nur mühsam war, die Berge, noch dazu kämpfend, zu ersteigen. Die Front war nicht geschlossen oder riss immer wieder auseinander. Bestens postierte serbische Geschütze konnten wie beim Manöver treffsicher feuern.

Den 18. August schildert Kisch so, als sollte er nie zu Ende gehen. Beim Vorrücken, sie dienen als letzte Reserve, kommen sie an einer Ziegelei vorbei, die als Feldlazarett eingerichtet ist. Ein solches sieht Kisch zum ersten Mal:

„Bäche von Blut flossen durch die engen Gänge, die zwischen den Ziegelstellagen führten, durch den betäubenden, stickigen Staub der Mauersteine. Durch den Geruch von Lehm und Blut und Schweiß und bloßgelegten Eingeweiden drangen die Schmerzensschreie, das Röcheln von Sterbenden und der Streit von Verwundeten, die um Plätze rauften.“

Das Unwetter und dann dieses Sterbehaus waren Zeichen genug, was zu erwarten sein würde. An einer Steinmauer wurde die Kompanie gestoppt. Sie wurden pausenlos beschossen, mit Handgranaten beworfen und von Artillerie eingedeckt. Das war an sich die „Feuertaufe“. Kisch bemerkt schließlich, dass er schießt ohne zu laden. Ein Maschinengewehr hatte die Bedienung verloren und sollte zurückgebracht werden, was jeder gern getan hätte. Dadurch wurde die allgemeine Flucht veranlasst:

„Wir rannten wie von Furien gehetzt davon und machten erst auf dem dem Feinde abgekehrten Hang des Todorow Rt halt.“

Nun ging es wieder über die Ziegelei zurück, die sich noch einmal gefüllt hatte. Auf dem Rückzug waren dann überall Verwundete untergemischt. Kaisers Geburtstag – er wurde mit einer verlorenen Schlacht bedacht. Und überall war zu hören, dass ein Verrat der Armeeführung bis hin zu den eigenen Offizieren im Gange gewesen sei, was aber lediglich zeigt, dass bereits nach drei Wochen das Vertrauen erschüttert war. Der schließlich eintreffende Rückzugbefehl beorderte die Truppen hinter die Drina.

Kisch liegt mit seinem Regiment an der Drina in Reserve. Die „Ruhe“ wird nur durch Wache oder Patrouillengänge unterbrochen. Bereits am 25. August notiert er: „Heute wurde die Verlustliste fertiggestellt. Wir haben 69 Offiziere und Offiziersaspiranten, das sind 71 Prozent, und über 1000 Mann, das sind 25 Prozent der Mannschaften, in einer Gefechtswoche verloren. ... Allgemein glaubt man, dass für unser Regiment unter solchen Umständen der Krieg beendet ist. Man wird uns wohl nach Pisek zurücksenden.“

Noch immer hält sich die Erwartung, dass der Krieg bald beendet sei. Allenthalben hatte man ja versprochen, dass die Soldaten zu Weihnachten wieder zu Hause seien. Bereits nach drei Wochen hat sich eine Distanz zur Heimat aufgetan. Das gegenwärtige Geschehen hat dafür gesorgt, dass alles andere unwirklich geworden ist. Selbst Kisch, der Reportagen über die Prager Halbwelt und das Dirnenmilieu geschrieben hatte, fallen keine zweideutig-eindeutigen Bilder mehr ein:

„Unter einem verzweigten Kirschbaum, nahe beim Hauptposten, lag ich heute Nacht. Im Halbschlaf huschte so etwas wie ein erotischer Gedanke durch meine Sinne. Es war die erste Regung dieser Art, und so deplaciert sie hier war, so schnell musste sie auch verschwinden. Übrigens sind dergleichen Gefühle auch bei den anderen verstummt, man hört keine frivolen Scherze mehr, die große Sehnsucht nach baldigem Frieden scheint ihren Hauptgrund in dem brennenden Verlangen nach einem guten Schweinsschlegel und vor allem nach Piseker und Smichower Lagerbier zu haben, wenn man den Reden der Leute glauben darf. Von Frau und Kind sprechen sie jetzt schon viel seltener.“

Am 27. August entschwindet Pisek in weiter Ferne und drängt sich andersartig auf: „Gegen 4 Uhr kam das Marschbataillon unseres Regiments zu uns. (Ein zweites soll bereits – wo nimmt man nur so viele Leute her? – in Pisek aufgestellt worden sein.)“ Kisch flüchtet sich in Ironie: „Ein Reserveleutnant kam mit seinem Koffer an, was geradezu Hallo erweckte, und als er erst seine Brautausstattung auspackte: ein Nachthemd, einen Gesichtschwamm, eine Zahnbürste und Pasta, Kamm, Bürste und Schnurrbartbinde und andere Dinge eines übertriebenen Luxus, staunten wir wie Indianer zur Konquistadorenzeit über den Glasschmuck der Europäer.“

Auch sonst treibt man Kurzweil, selbst zur Nacht: „Am Himmel formiert sich eine Armee von Sternen: unser Mediziner, der sich anscheinend mehr mit Astronomie als mit Heilkunde befasst hat, ist unser Seni. Das gibt Anlass zur Erkenntnis, wie klein der Krieg im Vergleich zum Kosmos ist, und anderen ebenso tiefsinnigen wie originellen Betrachtungen. Wir unterhalten uns ganz gut, nur stört uns manchmal ein serbisches Gewehrprojektil, das an uns vorbeipfeift. Auch unsere Kanonen hört man wieder nach längerer Pause donnern. `Das Leben ist schön, aber unsicher.` (Kisch)“

Es fanden aber keine Kampfhandlungen statt. Ob diese wegen der Lage in Galizien unterlassen wurden, geht aus Kischs Aufzeichnungen nicht hervor. Auch der Abzug der 2. Armee dorthin wird nicht erwähnt. Aber aus einer Zeitung erfährt Kisch von dem bevorstehenden Fall von Lemberg, zumindest liest er diesen zwischen den Zeilen heraus. Dann hat er zwei Tage nicht geschrieben, erst am 10. September notiert er in Dolni Brod die Ereignisse der letzten Tage. Es handelt sich um eben jene Kämpfe, die er in seinem „Bericht“ auszugsweise wiedergegeben hat. Dort fehlt die Rahmenhandlung, die sich wie folgt darstellt: 3 Regimenter sind über die Drina an der Mündung der Save vorgedrungen. Die Karten werden moniert, denn man befindet sich in einer „Mausefalle“. Bereits der Empfang verhieß nichts Gutes:

„Ungeheures zerfetzendes Wimmern, Brüllen war hörbar. Ich lugte über den Bootsrand und sah am serbischen Ufer Hunderte unserer Soldaten. Bis an die Knie, bis an die Schenkel, bis an den Bauch standen sie im Wasser, stießen die Hände in die Höhe und kreischten einen einzigen endlosen Schrei, Tobsüchtigen gleich.

Nichts fühlte ich als ein würgendes Nichtverstehen dieses Hexensabbats. Nur ein Gedanke: jetzt gondelst du selbst hinüber, um in wenigen Minuten – diesen dort gleich – als Vertierter, Verkrüppelter und Flehender an der gleichen Stelle zu stehen.“

Es ergibt sich ein Patt, so dass keine Seite Vorteile erreicht. Aber es wird unentwegt gefeuert. Kisch bemüht sich um rechnerische Deutung:

„Drei Regimenter liegen wir jetzt am Wall, hart aneinander gepresst. (73 ist drüben in Reserve.) Wir sind über 10000 Leute hier, und von nachmittags bis abends schießt alles Salven. Jeder hat mindestens 140 Patronen. Sagen wir, jeder habe nur hundertmal geschossen, so wären es eine Million Schüsse; und über uns sausen die Geschosse unserer Artillerie. Serbien muss übersät sein von unseren bleiernen Fabrikaten. Vielleicht trifft eines bei Ub eine arme Greisin, die gerade Äpfel pflückt. Und zu den Millionen eigener Geschosse gesellen sich Millionen serbischer Patronen, serbischer Schrapnelle, serbischer Granaten, denn angeblich stehen sechs serbische Divisionen der unseren gegenüber. Es ist unmöglich, durch diese Ziffern irgendwie einen Begriff des Krawalls zu geben, für den das Wort `Höllenslärm` ein Euphemismus wäre.“

In dem allen befinden sich verwundbare Menschen. Kisch spricht von Legionen Verwundeter, die vorüberströmen. Dann bricht das Chaos aus, denn auf der Flucht müssen die Massen übersetzen, die schwimmenden Pontons hätten die Stärke einer Armada darstellen müssen. Die Drina war in der Mitte reißend. Wer nicht schwimmen konnte, war von vornherein verloren. Und die Serben waren hart dahinter. So erlebt Kisch noch einmal das Inferno, diesmal durch Gesunde:

„Leute warfen Tornister und Gewehre auf den Sand, saßen auf der Erde und nestelten hastig an Schuhriemen. Die meisten standen in voller Ausrüstung bis an die Hüften im Wasser, um den Ponton zu erreichen, noch bevor er ans Ufer komme. Sie waren es, die durch schakalisches Gebrüll und durch tobsüchtiges Vonsichschleudern der Arme die Aufmerksamkeit der Pioniere auf sich lenken wollten und mit ihren Nachbarn rauften, weil diese durch noch exorbitanteres Gebaren Berücksichtigung zu finden hofften.“

Auf dem Wasser noch mehr Irrsinn und Verzweiflung, Kisch war jetzt selbst draußen und sieht sich um:

„Überall das gleiche Bild: an dreißig Ertrinkende, schreiend, röchelnd, schnappend, aus dem Wasser tauchend, versuchten, sich in der Luft festzukrallen und an dem Nichts emporzuziehen; Füße streckten sich aus dem Wasser während ich dieses schreibe, zittert meine Hand, ich muss innehalten.“

So kann Egon Erwin Kisch seine umfangreichen, auch persönlich erschreckenden Aufzeichnungen völlig losgelöst enden lassen:

„Den ganzen Morgen weine ich grundlos und unvermittelt, nachmittags lache ich, bin kindisch geworden. Trotz Übermüdung und Hitze kann ich nicht einschlafen. Alle sind in ähnlicher Stimmung.“

Es steht zu vermuten oder liegt sogar auf der Hand, dass die k. u. k. Armeeführung nach einem vermeintlich raschen Erfolg angesichts der totalen Niederlage in Galizien Ausschau hielt. Der Einsatz an Truppen auf engstem Raum war dann auch beträchtlich. Dass der Übergang über die Drina schon einmal fehlgeschlagen war und sich an gleicher Stelle wiederholen müsste, kam denen nicht ein. Landungsmanöver sind zu allen Zeiten blutig ausgegangen, weil hauptsächlich die Verteidiger auf Soldaten ohne Deckung schießen. Das reicht von der Landung der Schweden auf Usedom 1630 bis zu der in der Normandie 1944. Und jeweils hängt der Erfolg davon ab, ob Brückenköpfe gebildet werden können. An der Drina war im September niemand darauf bedacht, der Durchbruch durch die serbische Front

war vorgesehen. Durch einen Brückenkopf, einer festen und befestigten Stellung am anderen Ufer, hätte sich in dessen Schutz auch die Armee zurückziehen können und es wäre nicht zu den Massen an Soldaten gekommen, die ertranken.

Diese Verluste müssen zu tieferen Erkenntnissen geführt haben. Es wird eine Brücke über die Save gebaut, später auch über die Drina. Bereits am 15. September geht das Regiment Kischs über die Savebrücke. Er konstatiert, dass er damit zum dritten Mal auf serbischem Boden ist und hofft, dass es zum letzten Mal sein würde. Bereits in der Nacht erfolgt der Angriff: „Vorwärts, hurra! Wir laufen vorwärts. Nach 5 Schritten ist unsere Schwarmlinie gelockert. Nach 10 Schritten beträgt der Plänklerabstand schon über 15 Schritte, so viele sind gefallen.“ Es geht zurück in Deckung. Eine Stunde später erfolgt der nächste Angriff: „Wieder: Hurra! Diesmal geht's schneller. Wir sehen, der Tod ist uns sicher, es gibt keine Rettung mehr, und deshalb wollen wir's lieber rasch abtun. Nur nicht denken. Schon sind wir zwanzig Schritte vorwärts gekommen, schon sehen wir, dass wir im nächsten Augenblick in der feindlichen Stellung sein werden, dass das Handgemenge unvermeidlich ist. Die meisten der Serben wenden sich um und jagen davon.

Ich renne schräg gegen einen zu. Ich bin einen Schritt von ihm entfernt, als er mich sieht. Er will noch schießen, aber ich trete auf sein Gewehr. Er springt auf und krallt mir in die Augen, dann lässt er mit einem Aufschrei los. Infanterist Patocka von meinem Schwarm hat ihm in die Hüfte gestochen. Mit vertierten Augen dreht sich der Serbe gegen den neuen Angreifer. Aber da hat er schon den zweiten Bajonettstich vom Infanteristen Dejmka im Unterleib. Er sinkt zusammen.“

Es ist wohl überhaupt das erste Mal, dass dem Prager Korps etwas Dauerhaftes gelungen ist. Kisch geht die Stellung mit einem Major aus der Etappe ab, der „mit einem Blick auf die infolge Verwesung ganz schwarzen und weithin riechenden Leichen, vor deren Mund und Nase das Blut in Batzen erstarrt ist, vorsichtig bemerkt: Achtgeben, ob die auch wirklich tot sind!“

Kisch ist an der Ausrüstung der Serben interessiert und macht eine überraschende Entdeckung: „Auf den Patronenkartons ist verzeichnet, dass es Projektile aus österreichischen Fabriken waren, die gegen uns hier verschossen wurden. Österreichische und deutsche Firmen: Hirtenberger Patronen-, Zündhütchen- und Metallwarenfabrik vorm. Keller & Co., Manfred Weiß in Budapest; die vielen türkischen Kugeln stammen von der Deutschen Metallpatronenfabrik in Karlsruhe; die russischen Gewehre tragen den Firmenaufdruck: Niemiezkaja fabrike oruschia i munizii, Berlin.“

Nun bedarf es wieder des Nachschubes. Kisch verwundert sich nicht mehr, wo noch die vielen Leute herkommen. Auch war er vor ihrem Eintreffen nicht so naiv, wie vor dem ersten Mal, da er mutmaßte, es würde nach Pisek zurückgehen und der Krieg ob der Verluste für die Prager ein Ende haben. Kisch konstatiert nur noch, aber ein Umstand lässt ihn mitfühlen: „Die neuen Leute dienen der Komplettierung unserer Bestände, denn obwohl wir schon einmal Nachschub von etwa 1400 erhalten haben, ist unser Regiment zusammengeschrumpft. Auch Rekruten sind unter den Ankömmlingen. Arme Burschen! Bevor sie noch mit dem Gewehr Bescheid wissen, müssen sie als Kugelfang dienen. Die Jungen, die sich jetzt dem Feind stellen müssen, tun uns allen aus tiefster Seele leid. Schon beim Vormarsch wurden einige von den Neuangekommenen verwundet oder erschossen.“

An sich ist es noch zu zeitig in diesem Krieg, dass bereits junger Ersatz an die Front geschickt werden muss. Später werden es automatisch ganze Jahrgänge sein, schlecht ausgebildet, hineingeworfen.

Kisch macht sich nun ein Vergnügen. Es ist Sonntag, der 27. September: „Der Feldweibel Mencl, bei der Fahrküche des Regimentsstabs beschäftigt, hat mir heute durch die Köche, die den Offizieren Menage zutragen, einen kleinen Kuchen mit Pflaumenmus, in Papier eingewickelt, geschickt. Ich war außer mir vor Freude!“

So konnte es weitergehen, denn am gleichen Tage wurde noch Rum verteilt: „Jeder von uns fasste einen Becher voll Rum, und ich, der ich schon seit Monaten keinen Tropfen Alkohol getrunken und dessen Magen durchs Fasten alle Widerstandskraft verloren hatte, trank ihn auf einen Zug leer. Der Erfolg war ein Mordsrausch. Ich torkelte und begann dumme Reden zu führen. Die Kameraden warfen mich in die Deckung, wo ich einschlief. Als ich erwachte, hatte ich nur Kopfschmerzen an den geübten Genuss.“

Unvermittelt taucht am 30. September ein Bezug zu den Juden auf: „Heute ist Versöhnungstag der Juden. Genau nach dem Ritus faste ich notgedrungen, aber schon den zweiten Tag, denn wir haben keine Menage bekommen und kein Brot gefasst. Ich wünschte, es wäre Versöhnungstag der Welt, kein religiöser, sondern ein wirklicher.“

Das klingt nach einer säkularen Haltung. Aber Kisch hat sich immer als Juden gesehen. In der Abstammung war er dies von seinem Vater her, einem angesehenen Tuchhändler, der bereits 1901 starb, als Kisch 16 Jahre alt war. Die Mutter, eine wichtige Person in Kischs Leben, zog ihre fünf Söhne mit Geschick groß. Verwunderlich ist, dass Kisch bis zur kaiserlich-königlichen Ersten Deutschen Realschule in Prag eine Klosterschule nach der anderen besucht hatte. Der tiefere Grund liegt wohl darin, dass sich die Juden Prags zu den Deutschen zählten und deutsch sprachen, ohne dass das Tschechische unbekannt gewesen wäre. Es wird noch weiteres Interesse seitens Kischs geben, wenn er an der Ostfront eingetroffen ist.

Am 8. Oktober befindet man sich immer noch in der gleichen Gegend und nah gegenüber. Von österreichischer Seite wird vorgeschlagen, endlich die Toten zu beerdigen. Die serbische Seite lehnt schließlich ab, aus Angst vor einem Hinterhalt. Kisch regt sich auf:

„Krieg und Humanität sind etwas Unvereinbares und werden ewig etwas Unvereinbares bleiben, trotz Haag und Bern und Genf. Wenn ich mir's so überlege, tun mir die toten Plänkler schon bedeutend weniger leid als die lebenden. Necemo! Zurück!“

Die Tagebucheintragung am 11. Oktober beginnt mit dem Wort „Kot“. Durch Dauerregen können die notdürftig gesicherten Deckungen nicht verlassen werden. Die Nächte sind lang, gleichwohl ob ihrer Finsternis von heftigem Feuern erfüllt. Erstmals denkt Kisch außerhalb dessen, was ihm als Tod begegnet, über den Tod nach. Die Familie steht erst im Vordergrund: „Ich dachte (wer denkt an etwas anderes!) an die Möglichkeit der Rückkehr. Nun ist auch mein jüngster Bruder Soldat geworden. Der Zweitjüngste ist gleichfalls dieser Tage aus Prag abgegangen. Von meinem jungverheirateten Bruder, der als Fähnrich in Galizien steht, fehlt wieder mehr als eine Woche jede Nachricht. Werden wir uns alle mit der Mutter wieder zusammenfinden? Kaum.“

Dann sinnt er darüber nach, wen es treffen könnte, wer am wenigsten mit dem Leben verbunden sei. Nach einem Anflug von Widerstandskraft bietet sich Kisch ein allgemeines Bild dar:

„Der Tod ist uns allen so vorbereitet, dass er gegenüber unserem jetzigen Zustand keinen besonderen Wechsel mehr bringen kann. Die Lebenslust ist in uns gestorben, wir sind von Toten und Sterbenden umgeben, unsere Gedanken sind an den Tod viel stärker gewöhnt, als es jemals die eines Zu-Tode-Kranken, eines Zu-Tode-Alten oder eines Zu-Tode-Verurteilten sein können, unsere Hoffnungslosigkeit ist vollkommen, und unsere Lebenskraft ist derart zusammengeschrumpft, dass wir den Tod kaum mehr besonders fürchten.“

In unseren Gewohnheiten sind wir ja schon eher Tote als Lebendige. Wir haben keine Lebensgefühle mehr, keinen sich auf das Weiterleben erstreckenden Ehrgeiz, keine äußere Eitelkeit, wir kleiden uns nicht um, wir essen kaum, wir waschen uns nicht, wir putzen uns nicht die Zähne, wir ekeln uns vor nichts, wir schlafen in einem Grabe, und wir sind von einer Apathie, die von der Gedankenruhe eines im Grabe Faulenden nicht wesentlich verschieden sein kann.“

Am 27. Oktober ist wiederum zu stürmen. Dabei wird auch der Dammweg überrannt, der als unerreichbar erschien und fast schon mystisch ausgeschmückt worden war:

„Der Angriff machte nicht bei den Stellungen der Serben halt, sondern ging über den Dammweg hinaus, der die südliche Grenze der Paraschnitza-Halbinsel bildet und der in den letzten zwei Monaten täglich mehr als hundertmal genannt wurde und in unseren Gedanken als etwas Unerreichbares gelebt hatte. Nun rannten wir über ihn hinaus und sahen, dass es eine ganz gewöhnliche, etwa 2 m hoch aufgedämmte Chaussee war, nicht einmal betoniert oder gar zementiert (wie es alle Zeitungen gemeldet). Unsere Granaten hatten die Straße überdies zerrissen.“

Kisch bemüht sich vier Tage später darum, Entfernungen zu bestimmen, welche ja ein Gradmesser für den Erfolg sein könnten. Er muss feststellen:

„Es ging in südöstlicher Richtung gegen Cernabara, über die verlassenen serbischen Deckungen und über den Dammweg hinaus aus der Paraschnitza, in der wir nahezu acht Wochen lang ein Maulwurfsleben geführt hatten. Von der Savebrücke bis hierher ist der Weg kaum fünf Kilometer lang – ein Marsch also von einer Stunde. Wir aber hatten hierzu mehr als fünfzig Tage gebraucht.“

Auch die Zeitungen haben den Sieg bedacht. So kann Kisch aus ungarischen Zeitungen nachlesen, wie gesichtslos-heroisch dieser gewesen ist:

„`Am 27. d. M. haben wir in Serbien erneute Erfolge errungen. Der Ort Ravnje und die stark befestigte feindliche Stellung an der Dammstraße nördlich Cernabara in der Matschwa wurden nach tapferer feindlicher Gegenwehr von unseren Truppen erstürmt.“`

Der Tod meldet sich wieder zu Wort, als Feiertag, Gedenktag und tatsächlicher Todestag. Kisch hat also zum katholischen Kalender eine Beziehung. Zu Allerseelen, am 1. November, wird der Toten gedacht:

„Heut ist Allerseelen. Ein Tag im Jahr ist den Toten frei. Aber alle Tage in diesem Jahr dem Tode. Unsere Soldaten bringen die serbischen Kriegergräber in Ordnung, stellen die Kreuze wieder auf, die der Wind niedergebrochen hat, und machen die Kirchhofswege frei von Unkraut.“

In der Heimat wird es heute Trauer geben, und ein wehklagendes Gedenken wird zu den Gräbern in der Ferne gehen. Nie war ein Allerseelentag trauriger.

Um 11 Uhr nachts wird Abmarsch aus Badovinci nach Zminjak sein.

Bis dahin hatte ich geschrieben, als es 11 Uhr nachts geworden war. Eben wurde das Umhängen der Rüstung befohlen. Der Rechnungsunteroffizier teilte noch rasch die Post aus. Ich erhielt zwei Briefe, einen von meinem Bruder Paul und einen von meiner Mutter. Ich las nur die ersten Zeilen. Es waren die furchtbarsten Briefe, die ich in meinem Leben bekommen habe: mein Bruder Wolfgang ist tot.“

Egon Erwin Kisch stimmt dann am 3. November ein herzerreißendes Gedächtnis an. Er beschreibt die Familie, die fünf Brüder, die bereits in der Kindheit den Vater verloren hatten. Er hebt hervor, wie körperlich robust sie sind, nicht nur dem Sport zugeneigt, sondern auch Belustigungen bis in die Nacht hinein. Leichtlebig und leichtsinnig, dabei arbeits- und erfolgsorientiert wie Egon Erwin, der „rasende Reporter“. Der war von 1906 an einer der brilliantesten Journalisten, erst beim „Prager Tagblatt“, dann sieben Jahre bei der auflagenstärksten Zeitung „Bohemia“.

Wieso das eben hierher gehört? Egon Erwin Kisch sah sich mit seinen Brüdern im Gleichschritt durch das Leben gehen. Man war auch in höherem Sinne miteinander verwandt. Hier, am 3. November 14, äußert er Bedenken und setzt mit einer Frage ein:

„Wie hätte da jemand von uns daran gedacht, dass unser Kreis durch den Tod zerrissen werden könnte! Erst im Kriege war uns dieser Gedanke gekommen, und insbesondere meines Bruders Wolfgang wegen hatte ich mir die größte Sorge gemacht.“

Egon Erwin Kisch geht mit Ahnungen um. Er wehrt sich dagegen, dass der Tod Bruder Wolfgang bestimmt gewesen sei. Er führt diesen auf die Umstände zurück. In der kurzen Darstellung „Ein Reporter wird Soldat“ fällt auf, dass Kisch die Aufzeichnung aus dem Tagebuch über jenen verwundeten, einsamen Hornisten ausgewählt hat: `Ich war so allein ...`

Kisch war es hier und da auch, aber er erzählt sich immer `was. Den Bruder sieht er sehr allein und vergleicht sich:

„Schließlich ist es doch das heimatliche Korps, in dessen Reihen ich lebe, schließlich begegne ich doch auf Schritt und Tritt Bekannten, habe mit neuen Bekannten gemeinsame Berührungspunkte. Aber er! Er war da oben in Russland bei einem polnischen Regiment, unter wildfremden Menschen, mutterseelenallein, in unwirtlichem Lande allein.“

Es war die Galizische Front, immerhin dort, wo noch Siege errungen wurden, bei Lublin, was ja auf eine halbwegs anzunehmende Ordnung der Verhältnisse schließen lässt. Man musste nicht unbedingt sterben, wie in Ostgalizien.

Kisch hat sich für den Tod seines Bruders diese und für ihn gültige Deutung gewählt. Es begegnet nicht selten, dass solch innere Erwägungen verbunden mit einer besonderen Beziehung zum Nächsten zur Deutung dienen, obwohl man etwa objektiv ein Sperrfeuer, einen Hinterhalt oder einen Sturmangriff anführen könnte.

Mit dem Tod des einen sieht Egon Erwin Kisch auch das Familienglück zusammenbrechen. Ihn beherrscht der Gedanke, dass es nie wieder so sein wird:

„Die glückliche Rückkehr in unser glückliches Heim war mir als das einzig mögliche glückliche Ende dieses Krieges erschienen. Wir würden wieder, Söhne und Mutter, beisammen sein und durch die Erzählung komischer oder abenteuerlicher Kriegsepisoden die Gedanken der Mutter zerstören, dass es uns etwa schlechtgegangen sei. Damit ist es vorbei! Dieses Heim ist nun auch befleckt und besudelt von dem wahnsinnigen Schlachten, das durch die Welt geht. Nur traurig und tröstend werden wir im besten Falle dessen gedenken müssen, der uns fehlt.

Warum hatte der Tod gerade Wolfgang treffen müssen, nicht einen andern von uns! Er ist der Einzige, der nicht bloß uns in Trauer stürzt, sondern auch eine blutjunge Frau, die er in diesem Jahr geheiratet hat und deren erster Schmerz im Leben dieser grässlichste aller Schmerzen ist. Ein halbes Kind ist diese Frau und muss schon Witwe sein.“

Um 2 Uhr früh ist der Marsch beendet. Hier liest dann Kisch die Briefe. Und wieder schüttelt ihn die Einsamkeit des Bruders durch, das Alleinsein, es schüttelt ihn auch für sich selbst durch:

„Um 2 Uhr früh kamen wir in Zminjak an. Hier las ich die Briefe durch. Mein Bruder ist bei Lublin verletzt worden, in russische Gefangenschaft geraten und im Spital von Lublin seiner Verwundung erlegen. Vielleicht von Bangigkeit, von schlechter Behandlung gemartert, und niemand von denen, die ihn liebten, konnte bei ihm sein! Der Brief meiner Mutter, die untröstlich ist und mich zu trösten versucht, war für mich vollends zum Weinen. Während ich die Briefe las, machten die Vorüberziehenden Witze darüber, dass ich im Mondschein Liebesbriefe lese ...“

Vom 7. November bis 26. November sind Märsche zu unternehmen, wobei immer wieder Kampfhandlungen geschehen. Es geht auf Belgrad. Dabei bewegt sich Kischs Korps von Bosnien bzw. der Drina kommend Richtung Nord-Ost. Bereits am 9. November denkt Kisch wieder über die Gefallenen nach:

„Die Größe der Verluste, welche die Vorrückung der letzten drei Tage gekostet hat, ist uns heute nicht mehr bloß numerisch bekannt, sondern auch namentlich, ich finde in der Verlustliste die Namen von Freunden. Am meisten betraure ich den Tod des Kadetten Stribrný, eines der intelligentesten Burschen, die ich hier kennengelernt. Es ist drei Tage her, da hatte er geäußert, sein Tod wäre objektiv grässlicher als der Tod der anderen, weil er seinen Beruf noch nicht auszuüben begonnen, weil er das Gelernte noch nicht verwertet habe, weil er das Leben noch nicht kenne und vor allem, weil er die Erfüllung der Liebe erst erwarte.“ Am nächsten Tag ist Kisch abermals veranlasst zu resümieren:

„Die Tage bringen uns Übles. Es ist nicht auszudenken, dass man Menschen, mit denen man tags vorher gesprochen, junge Menschen, mit denen man seit Monaten ununterbrochen beisammen war und die gesund waren, ohne sichtbaren Übergang plötzlich nicht mehr sehen

soll, weil sie im Grabe liegen und nicht mehr da sind. Man flucht diesen schrecklichen Tagen. Die Nächte beginnen schon um 5 Uhr, wenn die ängstliche Abendschießerei losgeht und jeder Schritt aus der Deckung die Gefahr bringt, getroffen zu werden. Da legt man sich nieder, will einschlafen und kann es nicht. Die Toten des Tages fallen einem ein. Was tagsüber das Gefühl einer Sekunde war, weggewischt von einem neuen Schrecken, der wieder von einem andern abgelöst wurde, dringt jetzt in die Gedanken, man vergegenwärtigt sich das Ungeheuerliche dieser Massenschicksale, den Schmerz daheim, die Not der Hinterbliebenen und die eigene Zukunft.“

Mit dem 28. November scheint der Marsch sich einem Ziel zu nähern. Die Truppen sind freilich gänzlich zermürbt und Kisch gibt den bedenklichen Seelenzustand wieder. Vor allem die Schwarmlinie, also die Angriffsreihe, steht unter Dauerdruck. Mitunter sind wie bei dem Datum 28. November Notizen bunt zusammengestellt, so dass Schwerwiegendes plötzlich von Banalem abgelöst wird:

„Das Terrain ist grässlich, wir haben gar keine Reserven, die Soldaten denken an Selbstmord. Wenn man die Schwarmlinien wenigstens für acht Tage ablösen könnte.

Das Korpskommando hat unseren Offizieren heute für eventuellen Bedarfsfall zehn Flaschen Champagner gesandt (Törley), also scheint man höheren Orts den Sieg vorzubereiten. Am Abend hatte ich am Lagerfeuer eine erregte Debatte mit den Feldgendarmen über Wert und Unwert von Waffenpässen, Schmuggler- und Wildererverfolgungen, über stehendes Heer und Gesetze. Die Gendarmen waren selbstverständlich auf Seite des Bestehenden, der Staatsgewalt, und der Ansicht, dass der Mensch eine Bestie sei, die mit Gewalt gezähmt werden müsse.“

Der Champagner hielt gerade `mal zwei Tage. Bis dahin war der Sieg noch nicht errungen, aber etliches deutete bereits darauf hin, wogegen es an der russischen Front bedenklich aussah:

„Man hat in Ermangelung eines geeigneten Eiskellers mit der Konsumierung des Champagners nicht bis zum endgültigen Sieg warten können. Am heutigen Tage, an dem die Nachricht kam, dass die Russen zum zweiten Mal über die Karpaten gedrungen sind, wurden die zehn Törley-Flaschen ausgetrunken.“

Es ist erstaunlich, wie sich Kisch immer wieder zur Hoffnung aufraffen kann. Es gibt Notizen, die den tiefsten Punkt benennen und man meint, demnächst die letzten Aufzeichnungen posthum vorgelegt zu bekommen. Kisch selbst hebt eher durch Episoden wieder ein wenig ab. Die ins Auge gefasste Hoffnung ist aber größer und dabei unreal, wie der 1. Dezember zeigt:

„Der letzte Monat dieses grausamsten aller Jahre beginnt heute. Wird es der letzte Monat des Krieges sein? Viel Millionen wünschen es mit allen Fasern ihres Herzens, es ist die inbrünstigste Hoffnung, die alle beseelt, keinen Menschen gibt es, der das Gegenteil will, und dennoch kann dieser heiße Wunsch, der sich über Legionen und Erdteile schwingt, keine Macht gewinnen; und alle Sehnsüchte sind wirkungslos. Nirgends ist ein Ende abzusehen.“

Am 2. Dezember wird Kisch sarkastisch. Diesmal gelingt, was zum Geburtstag des Kaisers Franz Joseph gründlich daneben ging, ein Sieg, noch dazu die Einnahme von Belgrad. Kisch stilisiert das in der Art einer Zeitungsmeldung:

„Anlässlich des Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs fand heute Vormittag unter zahlreicher Beteiligung die Eroberung von Belgrad mit reichhaltigem Vergnügungsprogramm statt. Die Einnahme erfolgte durch den Ostflügel unserer Armee. Die Heeresleitung hat weder Kosten noch Mühe gescheut, um diese für den heutigen Tag anberaumte Veranstaltung rechtzeitig in alle Teile der Welt zu melden und überall `spontane` Ovationen anlässlich dieses unvorhergesehenen, zufällig am Jubiläumstage erfolgten Ereignisses zu erwecken.“

Die „Feierlichkeiten“ hatten offenbar nicht nur Begehrlichkeiten geweckt, sondern auch den Kopf gänzlich verdreht. Einmal nur Sieger sein, oder Herr oder nur einer, der sich Spenderhosen leisten kann. Wer zu Geld kommt, pflegt inzwischen zu verschwinden. Wem Armeegelder (ärarische) anvertraut werden, hat es noch eiliger. Letztendlich aber warten die

Gendarmen und das Kriegsgericht. Kisch weiß von einem Fall mit bemerkenswerter Konsequenz zu berichten:

„Wenn ärarisches Geld im Spiele war, hatten sich die Burschen wiederholt in Bjelina mit Champagner bezechet, dann das ganze Bordell freigehalten, einer Auserkorenen im Tete-à-Tete ein paar Banknoten geschenkt, und zwei haben sich im Morgengrauen auf der Straße mit dem Karabiner erschossen. Die Burschen hatten seit Wochen kein Essen, kein Geld, keine Frau, keinen Alkohol gesehen, die Flüchtigkeit des Lebens erkannt und noch nie so viel Geld in ihren Händen gefühlt.“

Dann beginnt wieder das, was allenthalben ein Wesenszug der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee ist – ein Rückzug. Grund dafür war, dass das 15. und 16. Korps zurückgedrängt worden war, das Prager Korps erschien als zu dezimiert, um einen serbischen Durchbruch verhindern zu können. Kisch stellt an jenem 9. Dezember Betrachtungen über die Serben an:

„Der Rückzug dehnte sich bis in die stockfinstere Nacht, jeden Augenblick kamen wir in andere Trainkolonnen, jeden Augenblick in andere Artillerieregimenter, die Kotmassen pressten die Räder wie Zangen und hielten sie jede Weile an, so dass Fluchen und Schreien die Nacht erfüllte. Immerhin war die Stimmung nicht so verzweifelt wie einst im August. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass uns die Serben auf den Fersen seien, denn wir hatten doch in der letzten Zeit gesiegt und glaubten nicht mehr, seit wir mit serbischen Gefangenen gesprochen hatten, an die Tollkühnheit, an die Todesverachtung, an den wilden Hass und an die Unbesiegbarkeit der Serben.“

Einen Tag nur kann sich Kisch dieser Illusion hingeben. Immerhin aber hält er einen solchen Rückzug wie im August für unmöglich. In der bis hierher geschehenen Offensive war auch jenes Gebiet zurückerobert worden. Jetzt ging es abermals verloren:

„Gewehrfeuer und Kanonendonner sind in der Nähe hörbar und beweisen, dass die Serben uns doch verfolgen. Dazu die Mitteilungen, dass das 13. Korps zurückgeschlagen, Lajkovac und alle die Höhen an der Kolubara, die so furchtbar viel Blut gekostet haben, wieder in serbischem Besitz sind. Wir sollen eine Verteidigungsstellung in der Richtung gegen Leskovac beziehen, das 13. Korps bleibt Reserve hinter unserem westlichen Flügel. Wahrscheinlich halten wir nur noch die Linie Belgrad-Valjevo.“

Kisch hat die ganze Zeit über Bemerkungen zur Zivilbevölkerung eingestreut. Mit dem Eindringen in Serbien zu Kriegsbeginn war diese noch komplett vorhanden. Man wusste noch nicht, was Krieg ist. Das gleiche Bild bot sich überall dar, in Serbien wie in Belgien. Die erste Wirkung erzeugten die Partisanen mit ihrer zu allem entschlossenen Haltung und entsprechenden Taten. Dadurch radikalisierte sich der Krieg gegen die Zivilbevölkerung sofort. Alle standen unter Verdacht. Im Frontbereich entlang der Drina und Save war man dann schon „unter sich“. Immer wieder begegneten Kisch zurückgelassene Zivilpersonen, um deren Mitnahme sich niemand gedrängt hatte, die keiner haben wollte oder die nicht wussten wohin. Ein Elendsmilieu und eine Welt voller Zigeuner.

Schließlich ordnete sich alles. Man wusste, was Krieg ist. Und so wurde auf Treck gegangen. Die Zivilbevölkerung flüchtete vor der anrückenden feindlichen Armee. In gewissem Sinne „segensreich“ war, wenn man überholt wurde. Dann konnte es wieder zurück gehen. Eben dies beschreibt Kisch bereits am 13. November:

„Aber so unwillig man sich jetzt vorwärts schleppte – das eigene Leid verschwand vor einem fremden, das uns begegnete und bei dessen Anblick sich die Flüche in Ausrufe des Bedauerns verwandelten: das waren die Kolonnen der geflüchteten Dorfbewohner, die wieder in ihre Hütten zurückkehrten. Auf kleinen Fuhren, vor denen Kühe gespannt waren und die mit grellbunten Decken, Polstern und anderem Hausrat sowie Gerümpel schwer beladen waren, kehrten die Armen heim. Das Vieh konnte auf der aufgeweichten Landstraße nicht ziehen, und die armen Leute mussten selbst Hand anlegen, aber das ging schwer, es waren ja nur Greise, Frauen und Kinder, die die traurige Übersiedlung bewerkstelligen sollten. Auf den

Wagen hockten Mütter mit Säuglingen und Kinder, die wimmerten, weinten oder lachten. Kleine Mädchen trieben Gänse, größere das Vieh, andere schoben den Wagen an. Eine war sehr hübsch; als sie bemerkte, dass sie Aufmerksamkeit erregte, schnäuzte sie sich kokett in die Hand.

Häufig blieb ein Wagen der Dörfler unwiederbringlich im Kot stecken, oder ein Zugtier stürzte um, totes Vieh lag auf der Straße, manchmal auch ein umgekippter Wagen, sein Inhalt zerstreut. Die Besitzer standen ratlos dabei, und ihre Verzweiflung schnitt uns ins Herz. Wir konnten ihnen aber nicht helfen.

Ohnedies zerriss die Rückwandererkolonnie unsere Marschordnung noch mehr und hinderte uns auf Schritt und Tritt, und einige Offiziere äußerten die Ansicht, die Serben hätten uns die Armen absichtlich entgegengeschickt.“

Der Rückzug dauerte bis zum 13. Dezember, da war Belgrad erreicht, am 14. gelangte man in die Stadt. Kisch fragt sich, ob er wache oder träume und bezeichnet sich als in Ekstase befindlich. Es tut sich eine Zivilisation kund, die vom Kriege völlig unberührt scheint. Auf einmal beendet das Geld auch seinen Ausnahmezustand. Kisch beschließt als erstes, zum Friseur zu gehen:

„Während das Geld bisher auch nicht den geringsten Wert für uns gehabt hat, auch der Ärmste seine Löhnung verfallen ließ und jede Geldentschädigung für einen Dienst oder eine Gefälligkeit zurückwies, konnte man sich plötzlich alles kaufen, Gurken, Obst, Käse, Tabak, Brot und Wurst.

Ich ging zu einem Raseur, der mir einen weißen Frisiermantel umhängte, mich glatt rasierte, mir den Kopf schor und ihn mit Bayrum-Shampooing dreimal wusch; er zeigte mir das beim Abtrocknen dreimal ganz braun gewordene Handtuch, ich hatte noch von den Nachtlagern her die ganze Matschwa und das Kolubara-Erdreich in den Haaren. Und ich, der ich noch vor wenigen Tagen höchlichst zufrieden gewesen war, wenn mir ein Kamerad mit halbscharfem Bajonett die Stoppeln vom Kinn geschabt, wurde im Nu wieder zum arroganten Kulturmenschen, verlangte eine scharfe Spritzung, gleichmäßigere Zustutzung der Koteletts und hatte allerhand auszusetzen, bevor mich der Friseur mit Puder betupfte ...“

Ins Dampfbad soll Kisch jetzt nicht gefolgt werden, obwohl es zu Aha-Erlebnissen führte. Mit frischer Wäsche versehen ging es darum, eine Schmutzschicht nach der anderen zu entfernen, wonach sich die ausgepellte Haut als recht roh und empfindlich gebärdete, für die Läuse aber umso appetitlicher war. Schließlich ging es ans eigene Essen, welches sich auch so ganz anders gestaltete:

„Mittags aßen der Gefreite Willi Stohl, Infanterist Fritz Fantl und ich in einem Restaurant. Wir drei hatten im letzten Monat gemeinsame Wirtschaft geführt, jedes erbettelte Stück Speck, jedes gestohlene Stück Brot und jeden erbeuteten Tropfen Schnaps redlich miteinander geteilt – jeder einen Bissen, jeder einen Schluck.“

Am 15. Dezember werden die drei Brücken von Österreich zum Balkan gesprengt. Das war zugleich das Zeichen, dass Belgrad zu räumen war. Am 16. Dezember kann Kisch notieren, dass Belgrad seit 10 Uhr vormittags in feindlichen Händen ist. Nach weiteren Märschen wurde die Division am 20. Dezember verladen. Schließlich langte man in Ofutak an der Donau an, Ungarn mit schwäbischen Einwanderern. Hier sollte längere Zeit Erholungsurlaub sein. So ist den Soldaten ein friedliches Weihnachten beschieden. Kisch bedachte den Frieden erst zu Silvester, bei Freunden in einem gemietetem Zimmer und mit Kognak:

Nun stirbst du selbst, du Jahr des Mordens,  
Und deine Schuld, mit Blut gebucht,  
Wird tausendfältig wild verflucht  
Auf unsrer Flur und der des Nordens.  
De mortuis ...? Wer kann dich preisen?  
Was hast du Großes denn gelehrt:  
Dass nur der Frieden Glück beschert,

Das musstest du mit Blut beweisen?!  
 Du lächelst auf der Todesfähre?  
 Nur Truggold ist dein Glorienschein,  
 Nur Trug ist das Unsterblichsein  
 Und Trug das Wort vom `Feld der Ehre`.  
 Wohl. Was dein Name, das wird bleiben,  
 Doch nur in Klios wirrem Buch,  
 Wir aber wollen deinen Fluch  
 Für ewig in den Himmel schreiben.  
 Fahr hin, vermaledeites Wesen!  
 Wir aber wenden heiß bewegt  
 Zum Jahr den Blick, das sich erst regt,  
 Um dich vom Posten abzulösen.  
 Noch kommt es feldgrau aus den Sphären,  
 Noch ist es nicht mit Blut befleckt,  
 Noch ist`s mit Grauen nicht bedeckt,  
 Jedoch: was wird es uns bescheren?  
 Bringt es uns Glück, den Millionen?  
 Bringt es im Rucksack Frieden mit?  
 Bringt es des Schlachtgetümmels Tritt?  
 Bringt es das Heim? Bringt es Patronen?  
 Es lässt uns alle Fragen offen ...  
 Doch seine Reinheit ist schon Pracht  
 Und gibt in der Silvesternacht  
 Den Mut zu neuem, frohem Hoffen.  
 So wollen segnend wir begrüßen  
 Des neuen Jahres neuen Keim.  
 Es führe glücklich uns ins Heim  
 Und möge endlich Frieden schließen.

Kisch setzt am 1. Januar erst einmal seine Bedenken fort. Dann läuft ihm angesichts einer Druckschrift die Galle über:

„Der Kaiser hat einen Neujahrswunsch an die Truppen geschickt und das Kriegsministerium Abt. 5 als Akt Nr. 9072 eine Druckschrift `Kriegserfahrungen und Folgerungen für die Ausbildung`. Sie umfassen nur vier Seiten, die Kriegserfahrungen des Ministeriums, aber man staunt, wie viel Phrasen auf vier Seiten gehen. Und selbst diese Phrasen sind in den unterschiedlichen Reglements längst enthalten, es strotzt von wohlvertrauten Begriffen wie `moralische Erziehung`, `soldatische Pflichttreue`, `opferwillige Hingabe an Monarchen und Vaterland`, `disziplinäre Schulung`, `äußerste Zähigkeit`, `Hebung des kriegerischen Geistes`. Konkret sind eigentlich nur zwei Sätze: `Gegenseitiges Beschießen eigener Truppen muss unter allen Umständen vermieden werden und darf seitens unserer Artillerie niemals vorkommen.` Schau, schau! Bisher hat man jedenfalls geglaubt, das gegenseitige Beschießen eigener Truppen als harmlose Unterhaltung von Infanterie und Artillerie erlaubt sei. `Bei Vorrückung im Walde ist Ordnung (fettgedruckt), Einhaltung der Direktion (fettgedruckt) und vor allem große Stille (fettgedruckt) erforderlich.` Wer hätte nicht gedacht, dass man im Walde nur so vor sich hin geht, in ausgelassener Schar, wohin einen gerade die Laune treibt, und Lieder von schönen Mädchen schmettert. Jetzt werden wir in fettgedruckten Lettern von einem k. u. k. Kriegsministerium auf Grund seiner Kriegserfahrungen eines Besseren belehrt.“ Vorerst geht es durch keine Wälder. Die Einquartierung bleibt bestehen. Kisch ist voller Aberglauben, was jeden Freitag betrifft und erst recht, wenn ein 13. darauf fällt. Es ist aber Freitag, der 15. Januar, als das Ende der Ruhe und Bequemlichkeit naht:

„Es wird uns verkündet, dass wir Montag von hier fortgehen, die ganze Division nach Josefsdorf (Zsablya) an der Theis. Was das zu bedeuten hat, ob den Weg nach Russland oder den nach Serbien oder die Flucht vor der Cholera, wissen wir nicht. Die Nachricht fällt schwer aufs Herz, die vier Wochen Ofutak waren schön. Manche hatten einen Porzellanteller, von dem es sich besser isst als aus der vorrosteten Menageschale – und man kann ihn nicht mitnehmen.“

Über etliche Stationen geht es bis ins Banat. In Szajkas-Szent Iwan „erobert“ Kisch ein Bett. Er unterlässt es nicht, eine umfassende „Ode“ auf das Bett darzubieten:

„Als ich abends nach der Menage (Kaffee) nach Hause ging, war mein Bett bereit. Ich schnürte die Stiefel auf und befreite mich von den Kleidern – oh, über das Ausziehen von Stiefeln und Kleidern! Und dann ... ein Bett. Sechs Monate lang war es meine Sehnsucht gewesen, wieder in einem Bett liegen zu dürfen, ausgekleidet und ausgestreckt, an niemand gequetscht und von niemand gequetscht, durch keine Bewegung eines unruhigen Schlafgenossen geweckt, nicht mit dem Haken meiner Bluse oder den Knöpfen meiner Hose an irgendetwas hängen bleibend, nicht gepeinigt vom Stroh, das nie eine Unterlage war, sich aber immer in die Augen bohrte, keinen getrennten Boden unter den Knochen, sondern Matratzen, keinen Brotsack mit der zinnernen Essschale und der nickelnen Feldflasche als weichste Unterlage unter dem Kopf, sondern breite Polster. Bett, Bett! Ich strecke mich in die Unendlichkeit und bebe vor Angst, einzuschlafen, mich durch Schlaf um das Bewusstsein meines Besitzes zu bringen. Dieses Tagebuchblatt schreibe ich in einem Bett.“

Irgendwann wird es wieder Freitag, diesmal der 5. Februar, und es geht an die Front:

„Vorbereitungen zur Abreise auf den nördlichen Kriegsschauplatz. Trüb die Stimmung, man zieht, auch wenn`s hier noch so arg war, nicht gerne in ein unbekanntes Land, um Krieg zu führen. Um 9 Uhr 16 wurden wir einwaggoniert, nordostwärts, quer über die Landkarte Europas, geht die Fahrt und bedeutet für uns das Ende des serbischen Feldzugs.“

Am 8. Februar, beim Verlassen von Debreczin wurde deutlich, dass es in die Karpaten geht. Das Land erweist sich als so unbekannt, dass es Kisch auf dem Weg nach Ungvar jenseits der Kultur sieht:

„Marsch nach Ungvar! Eine Stunde später waren wir in Pereseny, einem Ort östlich der Kultur, mit Figuren, wie von Karl Emil Franzos gezeichnet, kleine Judenkinder mit gekräuselten Schmachlocken, Judenfrauen, Perücken über ihrem eigenen (bei der Hochzeit abgeschnittenen) Haar, Männer in Kaftanen und Schaftstiefeln, Huzulen und Slowaken in Schafpelzen. Und unter diesen exotischen Volkstypen bewegten sich blonde Germanen des Potsdamer Garde-Artillerie-Regiments in Uniformen, die unseren Neid erweckten.“

Berechtigter Neid. Denn die in die Karpaten beorderten Deutschen waren da, um mit ihrem schwachen vielvölkerstaatlichen österreichischem Bundesgenossen Galizien zurückzuerobern. Egon Erwin Kisch trifft alsbald auf Juden, die aus Galizien geflohen sind. Die Begegnung soll hier in voller Länge wiedergegeben werden, da Pogrome und Vergewaltigungen zum russischen Selbstverständnis der Kriegsverwirklichung gehörten. Kisch als Jude nimmt daran lebhaft Anteil:

„Am Abend sprach ich mit jüdischen Auswanderern, die das Pferd ihrer Karre fütterten. Was sie erzählten, war fürchterlich, oft las man von Kosakengräueln, ebenso oft von Schrecknissen der Pogrome, aber man hielt das im Frieden für Übertreibungen aus Sensationsgier, im Kriege für Stimmungsmache. Widerstrebend, in abgebrochenen Sätzen, einer dem anderen aushelfend, berichteten diese armen Leute von ihren Leiden. Das konnte nicht erlogen sein. Sie waren in ihrem galizischen Dorf geblieben, als zum ersten Mal die Russen kamen; `es sind doch auch Menschen, haben wir uns gesagt`, doch sie brachen in die jüdischen Wohnungen ein, raubten mit vorgehaltenem Revolver, verprügelten die Männer, und alle ihre Fragen gingen nach Frauen und Mädchen, ja sogar Halbwüchsige zerrten sie in die Nebenzimmer, um sie zu notzüchtigen.“

Einmal näherten sich die Kosaken dem Haus, die Mädchen verbargen sich, als jedoch die Russen den Vater umzubringen drohten und mit den Bajonettgriffen auf seinen Kopf schlugen, stürzten die Töchter mit Zetergeschrei herbei und erzielten, dass der Vater zwar losgelassen, zwei von ihnen aber vergewaltigt wurden. Die dritte sprang aus dem Fenster und floh auf den halbgefrorenen San, wo sie die ganze Nacht stand und hörte, wie die Kosaken sie suchten.

Ein andermal drohten sie einer Mutter, ihrem Säugling den Kopf zu spalten, wenn sie das Versteck ihrer dreizehnjährigen Tochter nicht verrate; das dreizehnjährige Mädchen sitzt weinend im Wagen, es ist an Gonorrhoe erkrankt. Eine Frau hat den Kopf verbunden, sie ist von zwei Säbelhieben verwundet worden, damit sie angebe, wo ihre Töchter seien. Auf die Bitte um Schutz erwiderte der Kommandant, ein russischer Graf (wie denn überhaupt die meisten Offiziere dieser Kosakenabteilung Aristokraten waren), man möge eine Deputation von jungen Mädchen schicken, dann werde er sehen, was er tun könne.

Bis zum Herannahen der Österreicher hatte sich ein Teil der Juden in dem Kessel einer Fabrik versteckt gehalten und dort gehungert. Nachdem die Österreicher jetzt den Ort wieder räumen mussten, flüchteten die Familien, gänzlich vernichtet und verarmt.“

Es ist der 13. Januar, allerdings ein Sonnabend, als die Front erreicht wird. Kisch versucht, die Lage zu sondieren. Das hat er immer getan. Mitunter blieben dann nur Ahnungen. Hier ist alles insofern klar, als dass an diesem Tag noch zwei Regimenter abzulösen sind. Vom Kamm aus tut sich die Landschaft kund:

„Zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Kammhöhe Wierch Rydoszowa, 828 Meter hoch, und vor uns lag Galizien. Man sah Berge voller Buchen und Schnee, wir Halbkrepierten aber hatten durchaus keinen Sinn für landschaftliche Reize. In Balnica sammelte sich das Regiment, Gefechtsinstruktion wurde ausgegeben, wir unterhielten uns mit den Kanonieren der hier aufgefahrenen Batterie; gestern haben die Russen einen Teil des 92. Infanterieregiments umzingelt und zwei Kompanien gefangen.

Marode schleppen sich vorbei, nur wenige hatten Schusswunden, die meisten Erfrierungen; diese unblutigen Blessierten wirkten noch schrecklicher als die blutenden Verwundeten, die uns in Serbien vor jedem Gefecht entgegengekommen waren.“

Kisch kommt noch dazu, das Eintreffen an der Front zu notieren. So stark die Gewöhnung an den Krieg war, ebenso wirkt die Entwöhnung. Es hat allenthalben Verluste gegeben, die darauf zurückzuführen waren, dass man eben wieder dahin gelangte, was einem vertraut sein sollte. Auch Kisch duckt sich:

„Gegen 3 Uhr marschierten wir vorwärts, das unaufgelöste Südbataillon von Achtundzwanzig in unserem Verbands. Wir waren noch nicht in Wola Michowa, rechts und links von uns flogen Granaten und Schrapnelle in die verstreuten Hütten oder platzten hart neben der Straße, längst entwöhnte Töne. Wola Michowa ist das letzte Dorf in unserem Besitz, im nächsten vor uns sind die Russen, und auf den Höhen zwischen Wola Michowa und Smolnik liegen die österreichische und die russischen Schwarmlinie einander gegenüber.“

Die Eintragung datiert vom 13. Februar, die nächste erst vom 18. März. Was der Grund dafür war, lässt sich nicht feststellen. Es sind an sich immer die trügerisch-ruhigen Tage, an denen etwas Heimtückisches geschieht. Der Tag beginnt an sich hervorragend:

„Früh bekam ich reichlich Post von zu Hause, darunter ein Bild meiner Mutter. Gestern hatte mir mein mit dem Marschbataillon wieder eingerückter Vetter Dr. Stransky als erster Mensch seit siebeneinhalb Monaten eine Schilderung des Lebens in meinem Vaterhause gegeben.“ Egon Erwin Kisch war schon in Serbien als Melder eingesetzt gewesen, im höheren Dienst sozusagen, um die Befehlsstände miteinander zu verbinden. Als Korporal war er ansonsten für einen Zug verantwortlich. Die Funktion behagte ihm, da er sich auf seinen mitunter weiten Wegen der Landschaft versichern konnte, auch mehr erfuhr, als wenn er im Graben gehockt hätte. Kisch hat nirgendwo den Reporter verleugnen können, der „rasende“ war er hier nur,

indem er den Granaten und Schrapnells und sonstigem Ungemach (vor allem Wasser) im letzten Moment entkommen wollte.

Ein Umstand bedarf noch der Erwähnung, weil es für das zu Schildernde folgenreich ist. Kisch war bei Eintritt als Freiwilliger seinerzeit der Offiziersrang garantiert gewesen. Er verbrachte aber die meiste Zeit im Arrest, das Freiwilligenjahr war für ihn ein Testfall, in dem er mehr gelernt hat, als ihm am Schreibtisch beschieden gewesen wäre. Egon Erwin Kisch war Anarchist. Und diese Haltung musste erprobt werden. So ging er unterhalb der Beförderungsliste ab, als Korporal.

An jenem 18. März erhielt er vom Generalstabchef der Brigade einen unwichtigen Befehl, die Abholung von Stacheldraht betreffend. Kisch wollte den Dienstweg verkürzen und fand sich beim Bataillonskommando ein. Das befand sich auf dem Marktplatz von Wola Michowa. In dem Raum waren viele Offiziere versammelt, die mehrheitlich alsbald tot sein sollten. Kisch führt sie alle namentlich auf. Der Russe landete einen Volltreffer. Kisch stürzt aus dem Haus, um dann seine Situation zu beschreiben:

„Unterwegs spürte ich, dass Blut in dicken Strömen mir über Nase und Ohren vom Kopf auf die Bluse strömte und dass auch mein Körper irgendwie durchlöchert sei, da sich mein Hemd auf dem Rücken, auf dem Oberarm und auf dem Schenkel mit warmem Blut füllte. Jetzt blieb ich eine Sekunde stehen und dachte: Vielleicht brichst du im nächsten Moment zusammen und bist tot. Es schien mir wahrscheinlich, denn die Granate war direkt an meinem Kopf vorbeigeflogen, sie hatte sich nicht vorher eingebohrt und mich dann mit ihren Sprengstücken überschüttet. Auch viele andere, die ich im Krieg sterben sah, waren wenige Minuten vorher bei Besinnung gewesen. Ich reckte mich und merkte, dass ich noch sehr intensiv lebe.“

Als Kisch im Arztquartier anlangte, war er sich der Schwere seiner Verwundungen nicht bewusst. Offensichtlich hatte der Wundschock gleich eingesetzt. Kisch dachte sogar daran, dass seine Verletzung nur eine Lappalie wäre und der Arzt ihm ein Pflaster verpassen würde, wieder ab an die Front. Der Arzt, dem er „in die Hände fiel“ war erschrocken. Also musste es doch etwas Ernsteres sein. Jetzt sah Kisch die Behandlung auf sich zukommen, die er viele Male auf Verbandsplätzen und in Lazaretten beobachtet hatte. Es kommt ihm die rettende Idee, nämlich die immer wieder abgelehnte Beförderung zum Offizier anzunehmen, deren erster Grad der des Kadetten war. Ein nüchternes Kalkül bringt ihn dahin:

„Sollte ich mich der Möglichkeit einer schlampigen Behandlung, der Möglichkeit eines Wundbrandes, eines qualvollen Herumstoßens in Viehwaggonen und in den Spitälern aller Winkel der Monarchie aussetzen, ohne die Bewilligung zur Heimkehr zu bekommen, während ich als Offizier direkt nach Prag fahren könnte?“

Kisch spielt nun verrückt, mimt den Sterbenden. Vetter Dr. Stransky ist bei ihm eingetroffen. Der nimmt das Gebaren von Kisch sehr ernst, denn er sieht mehr als dieser zu ahnen vermag. Der behandelnde Arzt beschäftigt sich nun mit ihm:

„Er konstatierte, dass die Stirnader durchgeschlagen sei, behandelte die Wunde, ließ mir den Ärmel zerschneiden, um einige Wunden am Arm zu verbinden, und fragte mich dann, wo mir noch etwas fehle. Zuerst gab ich keine Antwort, dann spielte ich, obwohl ich nun wirklich große Schmerzen zu spüren begann, den Schmerzverzerrten und stöhnte: `Rücken.` Auch auf den Oberschenkel deutete ich. `Du bist ja ganz durchlöchert`, bemerkte der Arzt und verband die neuentdeckten Verletzungen. `Die Wirbelsäule ist bloßgelegt`, flüsterte er meinem Vetter zu.“

Kisch hatte noch immer nicht begriffen, so dass sein komödiantisches Tun und Reden nur ihm als schauspielerische Leistung überzeugte. Er hatte nach Hauptmann Schöch schicken lassen, und der traf eben ein. Das Gespräch ist angesichts der Realität in hohem Maße hintergründig: „Hauptmann Schöch trat ein. Ich tat so, als ob ich ihn nicht sehe. Feldwebel Svec: `Du, Kisch, der Herr Hauptmann Schöch ist hier.` Ich schien aus dem Jenseits zu erwachen: `Wo?` Dann erkannte ich ihn und streckte ihm die Hand entgegen: `Ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben, Herr Hauptmann`, stöhnte ich, und es war bei diesem Betrug mein Dank

ziemlich ehrlich gemeint. `Nichts zu danken, Kisch, Sie sind ein braver Soldat, und einem braven Soldaten muss man helfen.` – `Nein, Herr Hauptmann, ich habe Ihnen viel zu danken`, beharrte ich mit der Starrköpfigkeit von Sterbenden, dann streckte ich ihm die Hand von neuem entgegen, die er ergriffen drückte. `Herr Hauptmann.` Ich zog ihn zu mir hernieder. `Könnten Sie nicht veranlassen, dass ich ein Grab bekomme, ein eigenes Grab für mich allein.` – `Aber Kisch, so weit ist es doch noch nicht.` Er dachte nach, wie man das machen könne, dass für einen Korporal ein eigenes Grab geschaufelt werde. `Jeder Kadett hat sein eigenes Grab, warum soll ich nicht auch eins haben.` Ihm kam eine Idee: `Jetzt haben Sie doch nichts dagegen, wenn wir Sie zum Kadetten machen?` – `Ja, das wäre gut`, wimmerte ich, `dann bekäme ich ein eigenes Grab.` – `Also warten Sie, ich gehe gleich zum Obersten.` Kisch erhält seine Beförderung und darf als Offizier nach Prag. Bis dahin dauerte es vier Tage, erst in offenen Waggons bei Schneetreiben von der Front weg. Schließlich doch Prag: „Vorort von Prag. Ein Herr, der aussteigt, wird von einer Dame erwartet, die ihm etwas mitteilt. Der Herr dreht sich um und ruft uns zu: `Przemysl ist heute gefallen.` Große Aufregung bei allen Fahrtgenossen. Also Österreichs beste Festung ist in russischen Händen! `Das ist das Ende des Krieges.` – `In vierzehn Tagen sind die Russen in Wien. Glauben Sie nicht?` Ich erkenne, dass die Frage an mich gerichtet ist. `Es ist schrecklich`, erwidere ich. Es ist auch schrecklich. Aber nicht für mich, was stört mich Przemysl! Dort unten, unter meinem Eisenbahnzug, flimmern tausend Lichter, die ich nicht mehr zu sehen geglaubt hatte, man sieht Straßen, durch die Menschen gehen und durch die auch ich gehen werde, ohne von Granaten getroffen, ohne aus dem Hinterhalt beschossen zu werden, ich werde von Tellern essen, eine Mehlspeise zum Fleisch bekommen, meine Mutter wird bei mir sitzen, und die ganze Wohnung wird mein sein, kein schmutzige Korporal werde ich mehr sein, der sich in der Nähe von Fahrküchen herumtreibt, um etwas von den Abfällen zu erhaschen, ich werde im Bett liegen und Bücher lesen, und vielleicht werde ich Mädchen küssen, im Kaffeehaus sitzen und mit Freunden sprechen ...

Przemysl ist gefallen. Ja, ja, ja – es ist schrecklich, habe ich gesagt. Und ich werde nicht in Prag bleiben, ich muss ja doch wieder zurück ins Feld, im Gegenteil, der Abschied wird noch schwerer sein, Zavrel ist tot, ein Künstler ... Ich rufe mir das alles krampfhaft in das Gefühl, ich denke gewaltsam an meine Kameraden, die noch in den Schützengräben vor Wola Michowa liegen, vielleicht eben stürmen, ich will an tote Kameraden denken, an viele hundert tote Freunde, denen keine Heimkehr beschieden war, die verscharrt und unverscharrt in schrecklichen Winkeln Serbiens und Galiziens liegen, aber ich kann nicht, ich kann nicht, mag ich ein Schuft sein, ich möchte schreien vor Freude.

Noch zwei Minuten. Es wird sicher Verspätung sein ...

Meine Mutter war auf dem Bahnhof.“

Egon Erwin Kisch musste nicht mehr in den Krieg, denn seine schwere Verwundung machte ihn frontuntauglich, er musste aber weiterdienen und tat dies als Zensor (!). 1917 bewarb sich Kisch, nun Oberleutnant, ins Kriegspressequartier, das alle Presseinformationen und die Propaganda lenkte. Kisch war jetzt Linksradikaler und fiel als solcher auf. Anfang 1918 wurde er zur Kriegsmarine abkommandiert. Nach Wien zurückgekehrt, war er als Kommissar der Roten Garde einer der maßgeblichen Männer der Revolution. 1919 wurde Kisch Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs. Als unerwünschte Person wurde er ausgewiesen, begab sich nach Prag, um alsbald nach Berlin überzusiedeln, wo er ja vor dem Krieg schon als Journalist gearbeitet hatte. Dort wurde er als „rasender Reporter“ bekannt, wobei die Reportagen aus aller Welt stammten, die der unruhige und stets am Puls der Zeit horchende Kisch bereiste.

Gleich nach dem Reichstagsbrand wurde Kisch verhaftet und nach Spandau gebracht, Die Anklage lautete auf „dringenden Verdacht der Teilnahme auf Hochverrat“. Durch den Einsatz der tschechoslowakischen Botschaft wurde Kisch am 11. März ausgewiesen. Er war dann rastlos unterwegs, erst in Australien, dann in Europa. Wenn man nicht seine Reportagen als

seine Heimat samt den sie betreffende Orten ansehen will, war er in gewissem Sinne heimatlos.

Seit 1938 in Frankreich, hier heiratete er Gisela Lyner, wurde er im September interniert. Mit einem mexikanischen Visum versehen, gelang ihm Ende 1939 die Flucht, erst in die USA, wo er einen Vertrag besaß, den der Verlag aber kündigte. Mit seiner Frau, die ihm 1940 gefolgt war, siedelte er Ende des Jahres nach Mexiko über. Dort traf er mit deutschen Emigranten zusammen, unter anderem mit Anna Seghers und Ludwig Renn. Kisch hatte insofern Erfolg, als der New Yorker Verlag doch noch seine Memoiren herausgab, im Exilverlag El Libro Libre erschienen sie in Mexiko deutsch. Es handelte sich um „Marktplatz der Sensationen“. 1946 kehrte Kisch nach Prag zurück. Er erfuhr vom Tod seiner Brüder, Arnold starb 1942 im Ghetto Litzmannstadt (Lodz), Paul 1944 in Theresienstadt. Kisch bekannte sich als Kommunist zur Tschechoslowakei und befürwortete die Benesch-Dekrete, obwohl sie die Ausweisung seiner deutschen Freunde bedeutete. So war auch seine letzte Reportage „Karl Marx in Karlsbad“. Nach zwei Schlaganfällen starb Egon Erwin Kisch am 31. März 1948 in Prag.

## Die ersten Wochen des 1. Weltkriegs

Essay zu Ludwig Renn „Krieg“

Nach Belgien

Der Ideengeber für die Besetzung Belgiens und Luxemburgs, Carl von Clausewitz, schrieb „Vom Kriege“. Renn hat sich dann noch kürzer gefasst „Krieg“.

In diesen zieht der Soldat Ludwig Renn, von Anfang bis Ende. Es liegt nahe, einen autobiografischen Roman zu vermuten, zumal er in der Ich-Person erzählt ist. Der Autor aber hieß Arnold Vieth von Golßenau. Blaublütig war er zur Genüge. Mit dem sächsischen Kronprinzen Friedrich August Georg verband ihn eine Freundschaft. 1910 begann seine Offizierslaufbahn. Im Krieg war er kein gemeiner Soldat wie Ludwig Renn, sondern Kompanie- und Bataillonsführer an der Westfront. Er nahm sich erst 1928 mit seinem Erstlingsroman „Krieg“ dieser Thematik an und nannte sich dann nach seinem Akteur.

Es ist erstaunlich, dass Literatur zum Thema 1. Weltkrieg im deutschen Raum erst spät Gestalt annahm. Vielleicht war man zu sehr mit den Wirren der Nachkriegszeit, Inflation und Arbeitslosigkeit, befasst. Eine zu verallgemeinernde Aussage lieferte Otto Dix, von dem man annehmen könnte, dass sein zeichnerisches und grafisches Werk unmittelbar an der Front entstanden sei. Er begründete die Aufnahme des Themas damit, dass dieses sich erst später eindrücklich aufgedrängt hätte, zuvor herrschte Verdrängung. Auffällig ist auch bei den Schriftstellern, und das international, dass sie schließlich greifbar-begreiflich so schrieben, als würde alles eben erst geschehen sein.

Der Verfasser des Antikriegsromans blieb seiner Offiziersehre treu. Bis zum Kap-Putsch 1920, an dem er sich nicht beteiligen wollte, war er Hauptmann der Dresdener Sicherheitspolizei. Während der Fortsetzung seines Studiums in Wien machte er Bekanntschaft mit den Werken von Marx, Lenin und vor allem John Reeds „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“. Kommunist geworden, brachte er unter den Nationalsozialisten 30 Monate im Zuchthaus Bautzen wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu. Dann zog er in den Spanischen Bürgerkrieg, wurde Kommandeur des Thälmann-Bataillons und Stabschef der XI. Internationalen Brigade. Es folgte das Exil in Mexiko. In der DDR war Ludwig Renn hochdekoriert (Karl-Marx-Orden), Kulturfunktionär und freier Schriftsteller.

Diese Kurzbiografie trägt für eine Betrachtung des Romans „Krieg“ an sich wenig aus. Jener Ludwig Renn des Romans unterscheidet sich nicht nur als einfacher Soldat von seinem Autor. Er hat keine klassenkämpferischen Ambitionen, er lehnt sich auch nicht auf, er wird kein Pazifist. Er befindet sich schlichtweg in einem Krieg, der seine Deutung nüchtern erzählerisch erfährt. Von allen literarischen Arbeiten kommt die von Renn „Im Westen nichts Neues“ am nächsten.

Der Roman beginnt in der Kaserne. Jener Ludwig Renn war am Tage der Mobilmachung Gefreiter geworden. Er war mit sich beschäftigt, ohne tiefgreifendes Nachdenken. Die Kantine verließ er, weil dort einige Großsprecher das Sagen hatten. Dann begegnete ihm das, was eben Richard Bergmann zum Kriegsausbruch notiert hat. Es fallen die Worte: „Ich komme nicht wieder.“ In den düsteren Gesprächen wollte manch einer seinen bis dahin unglücklichen Lebenslauf loswerden, so Max Domskey, genannt „die Perle“ (der Kompanie), ein herzensguter Naivling. Renn erfuhr, dass er keinen Vater hat und auch sonst wohl nirgendwo Zuhause war.

Alles bewahrheitet sich. Es ist bei Kriegsgeschichten stets auffällig, dass Ahnungen sich bestätigen. Der Autor nimmt nichts vorweg. Dennoch drängt sich das Unausweichliche dumpf auf.

Im Zusammenhang mit der „Perle“ wird der Soldat Lamm vorgestellt. Schon der Name signalisiert, dass dieser wie ein Lamm ist. Er muss nur noch zur Schlachtbank. Wie er sich gibt, ist er vermutlich kriegsuntauglich. Der Autor nimmt sich mit ihm die unerhörteste Wendung vor. Am Ende des Krieges war Lamm Leutnant. Einer, der gänzlich unheldisch ist, wurde zum „Helden“.

Bevor nun die wertvollen Mitteilungen Renns über den Vormarsch in Belgien, meines Wissens hat kein anderer derart davon geschrieben, herangezogen werden, ein Blick auf die Zeit, da der Krieg am Verrecken ist. Renn schildert eine Schlacht mit ungeheuren Verlusten. Die Deutschen bekommen keinen Gegner zu Gesicht, sondern werden von der Artillerie eingestampft ...

Es ist nicht genau festzustellen, wann die Soldaten die Kaserne verließen. Da sich Reservisten unter ihnen befinden, dürfte frühestens der 3. August angenommen werden. Als die Kompanie unter den Klängen der Regimentsmusik zum Bahnhof abrückte, war „eine Menschenmenge aufgestaut.“ Die Beiträge fielen eher persönlich aus. Renn fing einen Nelkenstrauß, sein Onkel grüßte ihn heiter. Der Zug mit Güterwagen war schließlich birkengeschmückt, die Wagen waren bemalt und sollten direkt nach Paris rollen.

Die Gemütslage des Gefreiten Renn ist seltsam distanziert. Bahnhofsszenen sind unter Schriftstellern Allgemeingut, wenn es in den Krieg geht. Auch Renn will nicht darauf verzichten:

„Die Lokomotive pfiiff, und der Zug rollte langsam fort. Wohin ging es? – Nach Russland, sagte man. Wie sieht Russland aus? Hier scheint die Sonne. Russland konnte ich mir nur als graue Öde denken.

„s geht nach dem Westen!“ rief einer an der offenen Schiebetür. „Wir sind eben abgebogen. Es geht nach Paris!“

„Hurra! Hurraaa!“ schrien Kinderstimmen draußen.

An der Tür sangen sie „Deutschland, Deutschland über alles“ ins Stoßen der Räder hinein. Der Gesang wurde allgemein. Im Nachbarwagen sangen sie schwermütig langsam:

Marie, Marie, das ist mein Nam,  
den ich vom Regiment bekam.  
Ich tausch mit keiner Fürstin nich,  
sie lebt nicht glücklicher als ich.

Wieder brüllten Kinder Hurra, und wieder wurde mit einem Lied geantwortet.“

Es ist doch merkwürdig, dass keiner wusste, wohin es ging. Diese Orientierungslosigkeit sollte den ganzen Roman über anhalten. Nach zwei Tagen erreichten sie den Rhein. Die „Wacht am Rhein“ wurde gesungen. Das hob sich die Stimmung Ludwig Renns beträchtlich: „Bin ich nicht glücklich daran, einen Krieg zu erleben? Es ist doch irgendeine Loslösung. Wie schlimm für die, deren Jugend ohne das vergeht!“ Schlimm, schlimm.

Am nächsten Tage wurden immerhin Weinberge und Burgruinen gesichtet. Trotzdem stellte sich die Frage, wo man sich befand. „Wir können gleich mal nachsehen,“ sagte ein älterer Unteroffizier sehr deutlich. Er war wohl Lehrer. „Da habe ich eine Karte. – Ich denke, wir müssen hier in dieser Gegend sein.“

Seine Karte war augenscheinlich aus einem Schulatlas gerissen und war nicht sehr genau. Aber ich sah doch, dass wir noch weit von Frankreich entfernt waren.“

Dort sollten sie erst einmal nicht hingelangen. Zu Fuß ging es schließlich in mehreren Tagesmärschen nach Belgien. Die Einheit war bei weitem nicht die erste. Der Krieg teilte sich nach Überschreiten der Grenze in einer kurzen Episode mit:

„Von den Telegraphenstangen hingen zerschnitten die Drähte, damit wir nicht telephonieren könnten. Rechts stand ein kleines Haus. Ein Mann lehnte an der Tür, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, und stierte uns an. Der Mann hasste uns. Warum muss man sich hassen, wenn man gegeneinander Krieg führt?“

Auch hier beim Vormarsch wurde gleich die Propaganda wirksam. Dabei ist es unerheblich, ob sie auf Gerüchten oder Tatsächlichem beruhte. Auch Ludwig Renn ist umgehend zum Krieg befähigt:

„Etwas entfernter von der Grenze wurden die Einwohner freundlicher. Aber immer blieben mir die Belgier unheimlich. Wir stellten in den Nächten sorgsam Wachen auf. Auch die Offiziere schliefen nie einzeln in den Häusern; denn man erzählte sich von nächtlichen Morden, und dass die Belgier schrecklich grausam wären.“

Dann gibt es die erste ungefähre Ortsbeschreibung in Nähe der Maas. Es ging in das letzte Quartier vor einer sich anbahnenden Schlacht. Bedrückt gab Unteroffizier Zache von sich, dass er nicht zurückkommen würde.

Renn ging mit Leutnant Fabian und sechs anderen auf Patrouille. Das war grotesk, denn die Nacht mit ihren Geräuschen flößte Furcht ein. So meinten sie zu hören, dass vor ihnen Stacheldraht zerschnitten würde. Das Geräusch trabender Pferde war zu vernehmen. Letztendlich handelte es sich um eine Koppel.

In einem Ort mit wenigen Gehöften verschafften sie sich Zutritt. Sie trafen auf zwei Männer und eine Frau, welche die Beine von Leutnant Fabian umklammerte und dabei etwas schrie. Sie bat wohl um Gnade. Das musste einen berechtigten Grund haben. Nicht mehr lange hin und man würde sich entschließen, kurzen Prozess zu machen!

Die Patrouille verließ den unheimlichen Ort, gelangte bis zur Maas-Böschung, ohne Feindkontakt zu haben. Das zu erkunden, war ihr Ziel gewesen. Auf dem Rückweg wähten sie eine französische Patrouille vor sich. Klar zum Gefecht. Im letzten Moment bemerkten sie, dass es sich um eigene Leute handelte.

Dieser Gang, an sich bedeutungslos, verrät viel über die Verfassung der Soldaten. Sie mutmaßen den Krieg. Überall Feinde. Im Krieg wird getötet. Darin besteht ihre gespannte Erwartung. Sie ist weniger dahin gerichtet, es selbst zu tun, als dass sie angegriffen werden und sich zu verteidigen haben.

Als Erster fiel Unteroffizier Zache. Das Regiment befand sich am diesseitigen Ufer der Maas in einem langgezogenen Dorf mit Fabrik. Die tödlichen Schüsse, es traf auch noch andere, mussten von drüben gekommen sein. Als im Dorf Deckung gesucht wurde, geriet man in einen Hinterhalt. Aus allen Gebäuden schossen belgische Frantireurs. Die Verluste waren erheblich. Es gab nur die Möglichkeit, die Häuser zu stürmen.

Was Renn betraf, übernahm Vizefeldwebel Ernst das Kommando. Renn war erst einmal mit etwas anderem befasst – Feigheit. Als Gruppenführer hatte der Gefreite seine Leute hinter ein Haus laufen lassen. Erste Zerrüttung bemächtigte sich seiner:

„Ach, ist das keine Feigheit, wenn man den Kopf verliert vor ein paar Schüssen! Vorhin habe ich in den Steinbruch geknallt, und jetzt wieder gegen das Haus! Obwohl ich wissen musste, dass das wieder nur Einschläge waren! Nicht einmal habe ich in meiner Angst gemerkt, dass ich keine Patrone mehr im Lauf hatte! – Jetzt liegt der fremde Leutnant dort vorn tot. Der ist nicht feige gewesen, der ist ehrlich gefallen. Und liegt dort tot! – Das war mir plötzlich so schrecklich.

Und ich habe meine Leute von dort drüben vorgelockt, und weshalb? Weil ich nicht feige aussehen wollte! Ausgesehen, ausgesehen! Als ob ich nicht die Feigheit, die Angst in mir gehabt hätte! – Die Gedanken peitschten in mir. Und ich war doch ausgerissen; denn wir hatten gelernt, dass man nicht zurückgehen darf, auch nicht hinter ein Haus. – Auf einmal gähnte in mir ein Gedanke: wären wir vorn geblieben, wären wir jetzt tot, und wofür? Ganz nutzlos. Dann hätte ich die Perle und die andern geopfert. – Ich musste also schuldig werden, was ich auch tat.“

Ludwig Renn wusste hier noch nicht, dass er alsbald tatsächlich schuldig werden sollte. Das deutet sich bereits an, als er auf die Ordonanz Eckold trifft. Der erzählte ihm: „Du, bei uns ist's auch nicht zum besten gegangen. Unser Hauptmann ist aus einem Haus hinterrücks erschossen worden. Ich kann dir sagen: die Wut, die wir hatten! Und dabei kamen wir erst an

das Haus nicht ran, weil sie so schossen, und wir lagen unten. Aber dann haben sie's von oben her erstürmt und die Leute an die Wand gestellt und erschossen.“

In einem Haus, bei dem sie erst unter ständigem Beschuss die Tür einschlagen mussten, fanden sie eine Frau und einen Mann mit erhobenen Händen. Das zeigte an, dass sich noch anderes im Haus befinden musste. Ein Keller sollte Auskunft geben:

„Da stieg aus dem Loch ein Zivilist böse lächelnd heraus. Ich hatte ein schlimmes Gefühl gegen ihn.

Er drehte sich um und sah höhnisch den Mann und die Frau mit den hochgehobenen Händen an. – Ach, ist das alles grässlich! Weshalb hat ihnen noch niemand gesagt, dass sie die Hände herunternehmen sollen?

Ernst kam herauf und hielt dem lächelnden Mann einen Packen Patronen hin. Der zuckte die Achseln und sagte etwas. Ernst verhandelte mit den beiden Männern. Der Mann aus dem Keller antwortete nur mit einem höhnischen Grinsen. Der andre bewegte seine Hände nach Stirn und Herzen und dazwischen hob er immer wieder die Arme. Meine Angst stieg.

„Hier gibt's nichts!“ sagte Ernst auf einmal deutsch. „Sie werden nach Kriegsrecht erschossen!“

Davor hatte ich mich gefürchtet, aber jetzt war ich auf einmal ganz kühl.

„Verzeihen Herr Feldwebel!“ sagte ich und wunderte mich über meine Ruhe. „Das ist vielleicht Kriegsrecht, aber wäre es nicht besser, ihnen zu sagen: wenn ihr die Verwundeten dort drüben holt, ist die Sache erledigt. – Auf der Straße liegen vielleicht auch noch Verwundete. Und die Belgier werden doch nicht auf ihre eignen Landsleute schießen.“

Vizefeldwebel Ernst stimmte nach einigem Überlegen zu. Während des mehrstündigen Gefechts konnten die Verwundeten nicht geborgen und versorgt werden. Der Mann aus dem Keller wurde bei dieser Aktion verwundet. Da hatte auch er begriffen, was Krieg ist.

Ludwig Renn weinte am Abend des ersten Tages im Krieg. Bis er Frankreich verlassen konnte, würden ihm die Tränen versiegt sein. Erst einmal ging es dahin. Der Kampf in Belgien war aber noch nicht zu Ende, was der Gefreite auf dem Weg erfuhr:

„Am nächsten Tag marschierten wir weiter. Wieder brennende Dörfer, aus denen die Belgier geschossen hatten. Wieder glimmende Balken, einstürzende Dächer, der Geruch von verbrannten Menschen. Dieses Land ekelte mich an. Ich war nicht mehr wütend auf die Belgier, wenigstens meistens nicht, sondern mich grauste vor ihnen und vorm Kriege, diesem grässlichen Kriege mit seinem Völkerhass.“

## Die Marne-Schlacht

Der Verlauf der Marne-Schlacht vom 5. bis 12. September 1914 blieb als „unglücklich“ im deutschen Kriegsbewusstsein haften. Vor allem bei den Soldaten fand sich immer wieder diese Kennzeichnung. Vor den Toren von Paris stehend, war nicht der vergebene Sieg beklagenswert, sondern dass es von da an über vier Jahre in die Schützengräben mit ununterbrochenem Stellungskrieg ging. Eineinhalb Monate nach Kriegsbeginn geschah im Westen bereits die im Patt erstarrende Wende.

Ein weiteres Merkmal in der Betrachtung ist ein unerträglicher Konjunktiv. Selbst bei anerkannten Historikern wie Stevenson strotzt der Text von Spekulationen. Im Krieg ist nichts klarer als die Fakten. Und die lassen sich auch kurz darstellen: Die 1. Armee (von Kluck) war mit ihren Spitzen bis vor Paris gelangt. Die 2. Armee (von Bülow) operierte neben dieser ebenfalls offensiv. Aber – der Zwischenraum war nicht geschlossen. Auf diesen drückte die verstärkte 6. französische Armee. Das englische Expeditionskorps wollte sich an den Operationen nicht beteiligen. Schließlich kam es auf französischen Druck zur Bildung der 9. Armee, welche die entscheidende Entlastung brachte. An der gesamten Front herrschte Bewegung. Von französischer Seite (Joffre) stemmte man sich entschlossen gegen den

allgemeinen deutschen Vormarsch. Als der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres von Moltke die Marne-Schlacht abbrach, musste sich nicht nur die 1. und 2. Armee zurückziehen. Eine Kettenreaktion setzte ein. Die neu errichtete Front stabilisierte sich im Stellungskrieg.

Für die Darstellung des Autors Renn in dem Roman „Krieg“ braucht man diese Einführung an sich nicht. Da er aber die Beteiligung seiner Protagonisten betitelt, liegt die Einbindung nahe, zumal von der Kompanie nur vier gesunde Leute übrigblieben.

Allerdings behält der Autor seine erzählerische Absicht bei, dass man nicht weiß, wo man sich befindet. Es tauchen Ortsbenennungen auf: Lugny, Amicourt, Sainte Marie-La Bénôte. Aber diese Städte hat keiner seiner Soldaten gesehen. Auch in Augenzeugenberichten tauchen solche nur als ungefähre Kennzeichnungen des Geschehens auf. Renn`s Regiment befindet sich die ganze Zeit über „im Felde“.

Eine unbarmherzige Wegstrecke der 1. Armee von 500 Kilometern ist in all seinen Entbehrungen nachzulesen. Das Regiment Renn`s wurde als Reserve hinterher getrieben. Dabei fiel dann auch die Verpflegung aus. Renn war einmal drei Tage ohne solche geblieben. Die gnadenlosen Märsche in der Augusthitze forderten unzählige Abgänge. Man konnte einfach nicht mehr weiter. Dann waren sie heran. Leutnant Fabian hatte Antwort zu geben:

„Wir rückten hinter Waldstücken gedeckt vor und legten uns seitlich der Straße wieder in den Wald. Vorn donnerten die Kanonen. Auch links von uns mussten Geschütze stehen.

Auf einmal kam es heran gerohrt und schlug dicht neben der Straße ein. Noch zwei schwere Granaten folgten.

Wir rückten weiter vor.

„Wissen Herr Leutnant, wie die Lage ist?“ fragte Ernst.

„Ich weiß nur, dass wir die letzte Reserve unserer Armee sind. Vorn kämpfen sie schon seit gestern.“

Die Perle wurde bereits bei Lugny durch einen Kopfschuss getötet. Ludwig Renn hörte den Totenvogel schrein, ein Käuzchen in Wirklichkeit. Die vermeintliche Reserve gelangte mit in die Offensive. Der Sanitäter Weiß kann als Sinnbild für die tobenden Kämpfe gelten:

„Sanitäter! Das war Lehmann im Nachbarloch.

Von hinten kam Weiß gelaufen. Er sah blass aus.

Die Einschläge lagen in der Nähe des Baumes, unter dem Fabian lag.

Kramms! Ich fuhr zusammen. Es war sehr nah. Weiß wischte etwas Rotweißes aus seinem Gesicht. Dann wischte er die Hand im Gras ab. Lehmann schrie und wurde undeutlicher.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Es hat mich von Lehmann bespritzt, das Gehirn.“

Dabei hätte der Sanitäter Weiß schon tot sein müssen, standrechtlich erschossen. Renn hing die ganze Zeit über an Leutnant Fabian. Bei guten Kompanieführern stellt sich im Krieg eine natürliche Autorität ein. Fabian war gut gewachsen und kräftig. Über seine Familienverhältnisse erfährt man nichts. In Ruhestellung gab er sich dem genussvollen Trunk hin, zwischen Schnaps und Rotwein wechselnd. Im Vizefeldwebel Ernst hatte er den konsequenten Untergebenen an seiner Seite.

Und eben an den hatte sich Renn zu erinnern, als er die zu erwartende Erschießung der Belgier verhinderte. In der zu beschreibenden Szene zehrte schon der Typhus an Fabian, wovon Renn nichts wusste. Fabian hatte noch einige Kräfte seines robusten Körpers aufzubrechen und teilte sich niemandem aus Verantwortung für seine Kompanie mit. Renn kümmerte sich um ihn und so konnte ihm wenigstens das Fieber nicht verborgen bleiben:

„Durch die Scheune zog die feuchte Nachtluft. Wie schrecklich musste das sein bei solchem Fieber! Ich erschauerte und fühlte mich selbst krank. So hatte ich mir den Krieg nicht vorgestellt. Da kommen einem die Menschen so schrecklich nah, schrecklich, denn man kann sie doch nicht halten. Sie werden alle wieder fortgerissen.“

Jedenfalls wurde während des Kampfes nach Weiß gerufen. Leutnant Fabian stellte ihn danach entschieden zur Rede:

„Krankenträger Weiß!“, sagte Fabian. „Mir hat Ihr Zugführer gestern Abend gemeldet, dass Sie beim Angriff nicht da waren.“

Ich stand schnell auf, um fortzugehen.

„Bleiben Sie hier, Renn! Es ist mir lieb, wenn ein Zeuge bei der Verhandlung ist. – Haben Sie den Befehl von Herrn Feldwebel Ernst erhalten, dem Zug zu folgen?“

Ich wollte ihm nicht ins Gesicht sehen. Aber ich sah seine Beine zittern.

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Weshalb?“

Er antwortete nicht, zitterte nur.

„Aus Angst?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Fabian schwieg. „Sie sind ehrlich“, sagte er endlich.“

Renn war zum Davonrennen. Wenn er das aber tat, würde sich der Leutnant darüber ärgern und die Wut sich auf den „erbärmlichen Weiß“ entladen. Danach rechnete Renn mit der Wut Fabians, weil der sich aus Verantwortung für die Leute durchschleppte und einen so erbärmlichen Versager vor sich hatte. Er schickte Weiß beiseite. „Weiß ging langsam fort. Seine Arme hingen so unlebendig herab.“

Schließlich befahl er Renn, Weiß vorzuführen:

„Der Leutnant blieb sitzen und sah ihn scharf an. „Krankenträger Weiß! Sie wissen, dass ich Tatbericht wegen Feigheit vorm Feind gegen Sie einreichen müsste. Sie würden vor ein Kriegsgericht gestellt und wären für Ihr Leben geschändet. – Ich mache mich selbst strafbar, wenn ich nicht Tatbericht einreiche. Trotzdem tue ich es vorläufig nicht. Es widerstrebt mir, Sie vor Gericht zu stellen, wo wir vielleicht schon heute wieder ins Gefecht kommen. Ich kann nur mit ganz freien Menschen ins Gefecht gehen, nicht mit halben Gefangenen. Wider meine dienstliche Pflicht schätze ich Sie als Mensch und habe ein solches Vertrauen zu Ihnen, dass ich Ihnen sage: Der Vorfall ist für mich nie geschehen. Ihre Sache ist es, dass Ihre Kameraden ihn vergessen. – Gehen Sie jetzt!“

Es gibt in der Entscheidung Leutnant Fabians eine Aussage, die wohl zum Verzicht der Meldung führte: „Ich schätze Sie als Mensch.“ Renn, an den sich Weiß dann hielt, stellte mehrmals fest, dass er wie ein Kind sei. Der Eindruck entstand dadurch, dass Renn sein Verhalten nicht deuten konnte. Wie sich herausstellte, war Weiß nicht feige, er fürchtete auch nicht den Tod. Die alle Vorstellung an Grausamkeit sprengende Wirklichkeit des Krieges hatte ihn gemütskrank gemacht, gewissermaßen neben sich selbst gestellt. Er war beim ersten Angriff zurückgeblieben, weil er so etwas erwartete, wie ihm mit Lehmann geschah. Weiß war vom ersten Moment an traumatisiert. Er wurde in der Marne-Schlacht und auf dem Rückzug zwei Mal verwundet, am rechten Oberarm und bei einem Durchschuss unterhalb des linken Schlüsselbeins. Dabei war er ständig bei den Verwundeten im Einsatz. Sich selbst vermochte er nicht zu versorgen, das musste Renn tun. Irgendwie war ihm das trotz Schmerzen nicht gegenwärtig.

Kritiker werfen dem Autor seinen spröden Stil vor. Das Geschehen würde sich in aneinandergereihten Berichten abspielen. Dabei wird übersehen, dass eben dies der Erfolg des in 25 Sprachen übersetzten Romans ist. Remarque ist in „Im Westen nichts Neues“ auch nicht an einem erzählerisch überhöhenden und deutenden Stil gelegen. Man könnte seine Darstellung „inniger“ nennen. Aber da sollte man vorsichtig sein, denn der Autor Renn beobachtet in hohem Maße Besonderheiten des Geschehens und der Personen. Der Krieg, und das macht die überzeugende Literatur über ihn aus, stellt eine Extremsituation dar, die noch dazu erzwungen ist. An dem auf wenigen Seiten oder sogar in wenigen Zeilen dargestellten Weiß wird das deutlich. Erzählerisch gekonnt ist, dass Weiß mit Fabian im Gedächtnis des Lesers verbunden bleibt.

Der Abbruch der Marne-Schlacht war ja nicht das Ende derselben. Jetzt begann das, was ein Rückzug mit sich brachte, die Absetzung unter irrsinnigen Verlusten. Die dafür

vorgesehenen Truppen mussten angreifen, dann ihre Stellung bis zum Äußersten halten. Zurück, wieder Angriff, standhalten, zurück. Eben das kam Renn`s Bataillon zu, welches am Ende nur noch die Stärke einer Kompanie aufwies.

Leutnant Fabian war bereits in die Heimat verabschiedet worden. Doch am Straßenrand saß plötzlich eine in Zeltplanen eingeschlagene Gestalt. Fabian hatte im Lazarett erfahren, dass dieses den Franzosen übergeben werden sollte. Er hatte sich bis hierher geschleppt. Man schleppte ihn mit. Jedem, der zurückblieb oder zurückgelassen wurde, drohte bestenfalls Gefangenschaft. Die Sanitäter waren auch nicht ohne Begleitung. Feldpolizei machte vom Revolver Gebrauch, ohne medizinische Kenntnisse den Zustand des Verwundeten einschätzend. Bei einem Feind schien das leicht.

Ein jeder war sich dieser Möglichkeit bewusst. Der Gefreite Ludwig Renn gab mehrmals seine Verzweiflung wieder, wenn er einen Verwundeten nur kurz wegzuschleppen vermochte. Und dem war dann seine Lage mehr als bewusst.

Leutnant Fabian konnte schließlich einer Sanitätskolonne übergeben werden. An seine Stelle trat Leutnant von Boehm, der „ganz anders war“. Der Autor Renn liefert durch mehrere Seiten getrennt eine wiederum bemerkenswerte Charakterstudie. Beim ersten Auftritt war Fabian noch zugegen:

„Links kamen welche von vorn. Sie schienen meist verwundet zu sein. Jetzt kamen auch welche über die Straße. Sie liefen unruhig.

„Hierher!“ rief Fabian

Pramm! Eine Granate.

„Ich bin verwundet, Herr Leutnant!“ rief einer vorwurfsvoll.

„Ich meine doch nur die Unverwundeten!“

Es waren Leute unseres zweiten Bataillons.

Ein Offizier – es war der Leutnant von Boehm – stürmte auf Fabian los: „Die Schweine!“

„Was ist denn los?“ lachte Fabian.

„Die Schweine haben mir meine Zigaretten geklaut.“

„Die Leute von deiner Kompanie? Das ist aber ruppig!“

„Ach nee, die Schweine, die Franzosen!“

„Aber wie kommen denn die zu deinen Zigaretten?“

„Nu, ich trug den Hesse zurück, weil er einen Schuss in den Bauch hatte. Aber die Franzosen waren so dicht hinterher, dass ich meinen Tornister wegschmeißen musste. Und da waren hundert Stück Zigaretten drin! Die haben die nun, die Schweine!“

„Aber wo ist denn Hesse?“

„Ich hab ihn liegenlassen müssen, um nur selbst noch fortzukommen.“

Pramm! Vor uns.

„Aber wie kam denn das alles?“

„Ach, scheußlich! Wir gingen im Walde vor. Auf einmal kracht`s von allen Seiten. Der Hauptmann Martin kriegte eins in den Kopf. Der Major ist auch tot und Bender auch. – Und die Schweine rauchen jetzt meine Zigaretten!“

Dieser Dialog stellt von Seiten Boehms höchste Erregung dar. Festgemacht an Zigaretten. Er hat sie mit dem Tornister weggeworfen, um den Verwundeten Hesse zu retten. Das gelang nicht gegen diese „Schweine“. So gingen auch die Zigaretten sinnlos verloren.

Boehm wurde dann sein zwingender Hang hinsichtlich des Nikotins zum Verhängnis. Ein guter Schütze wurde das aufflammende Zündholz gewahr:

„Boehm sah nach vorn. „Nu, da zünde ich mir erst mal `ne Zigarette an.“

Er stand auf, stellte sich nach dem Wind und steckte eine Zigarette in den Mund.

Ein Schuss! Er kniete hin. „Verfluchte Bande! – Aber ich rauche doch! – Pfui!“ Er spuckte aus. „Das hat mir `n paar Zähne eingehauen!“

Der Schuss war ihm quer durch den Mund gegangen. Ich rutschte zu ihm.

„Lassen Sie nur! Der Zunge hat's nichts getan. – Da sieht man doch, wozu das Rauchen gut ist!“

Alkohol war im Kampf verpönt. Dafür hat der Krieg Kettenraucher hervorgebracht. Richard Bergmann etwa konnte das Rauchen bis ins Alter nicht lassen. Um den zwanghaften Genuss beizubehalten, wechselte er von der Zigarre zur Tabakspfeife oder dem Priem. Die Reihenfolge konnte auch anders verlaufen, aber sie blieb eine.

Boehm wollte sich erst nicht verbinden lassen, weil er dann wie eine Waschfrau ausgesehen hätte. Erst am tatsächlichen Ende der Marne-Schlacht meldete er sich ins Lazarett ab:

„Boehm ging noch mit uns vier Unverwundeten weiter ins Dorf.

Wir traten in einen dunklen Flur. Boehm klopfte an die Tür.

„Herein!“ rief es von drin.

Boehm machte die Tür auf. Drin stand unser Bataillonskommandeur im Mantel bei einer etwas flackernden Kerze. – Die Fensterscheibe war zerbrochen.

„Boehm!“ rief er und ergriff ihn an beiden Händen. „Können Sie sprechen?“ sagte er und sah besorgt auf den Verband.

„Sogar noch rauchen, Herr Major!“ sagte Boehm.

„Na, das ist gut. – Aber was wollen die vier da?“

„Die bringe ich gesund zurück.“

Dieser Boehm war ein hintergründiger Schauspieler. Er lenkte vom Eigentlichen ab, um dieses dann unbarmherzig zu offenbaren. Hier war der Bataillonskommandeur seine Zielscheibe, der ihn herzlich empfangen hatte. Und an sich ahnungslos angesichts der vier Leute war. Boehm klagte nicht, erklärte nicht. Klagte auch nicht an, dass diese vier Leute die übriggebliebenen Gesunden einer Kompanie wären. Er überließ den Major der Leere.

Auf dem weiteren Rückzug machte sich Dumpfheit breit, gelegentlich durch Aufbegehren unterbrochen:

„Ich weiß nicht, wie viele Tage wir marschierten. Ich kann mich überhaupt der Einzelheiten dieser Märsche nicht erinnern. Wir waren schweigsam geworden. Es regnete Tag für Tag. In den Nächten froren wir in den durchnässten Sachen. Unser drittes Bataillon wurde eingesetzt und kam in der Nacht mit wenigen Mann und ohne Offiziere wieder. Ich wagte nicht zu denken: wann geht es uns auch so, und ich dachte es doch heimlich vor mir. Immer weiter ging es hinter der Front nach Norden. ... Wenn man nur wenigstens wüsste, wie lange es noch dauert, und wenn man die Gegend kennt, in der man angreifen soll!“

Bei Sainte Marie war es dann soweit. Dort sollte der Kompanie ein Bahndamm zum Verhängnis werden. In der Nacht überquert, überraschte sie der Morgen. Da der Bahndamm keine Deckung bot, musste man den Tag über durchhalten. Bevor aufgebrochen worden war, empörte sich der Gefreite Renn:

„Ich war zu nüchtern, um wieder einzuschlafen. Der Gedanke, zu rauchen oder etwas zu essen ekelte mich. Das nützte doch nichts für den Angriff. – Warum musste ich wieder ins Feuer hineinlaufen? Die andern, die gingen mich ja nichts an – nein, die Kompanie schon, aber die andern Kompanien nicht. Mögen die doch angreifen, aber wir nicht noch einmal! Ist es nicht einmal genug?“

Renn war gelegentlich mit Hartmann unterwegs, einem MG-Schützen. Fabian hatte immer moniert, dass er zu nervös wäre und zu schnell schieße. Renn war er auf andere Art aufgefallen. Bei einer Rast auf dem Vormarsch, da alle erschöpft am Boden lagen, war Hartmann auf einen Birnbaum geklettert und hatte diesen geschüttelt. Jetzt wollte er sich Renn mitteilen:

„Du“, sagte Hartmann, „kennst du meine Braut?“

„Nein.“ Ich weiß nicht, wie es mir in dem Augenblicke kam, ich dachte, er ist der bestgewachsene Kerl in der Kompanie, nur sieht er zu finster aus.

„Wenn mir was geschieht“, er sah zwischen seinen Knien auf den Boden, „musst du’s ihr schreiben.“ Er war erregt und wollte es nicht zeigen. „Meine Eltern wollten nichts von ihr wissen, – und ihre nichts von mir. Sie heißt Hanna Seiler und wohnt Adolfstraße 31.“

Am Bahndamm fiel erst Ernst, dann Hartmann. Die Verwundeten wurden später in der Dunkelheit einer Sanitätspatrouille übergeben. Dann führte Leutnant Boehm dem Bataillonskommandeur die vier Gesunden zu.

Renn bemerkte schließlich in seinem Tornister den bis dahin ungeöffneten Brief seiner Mutter. Jetzt las er:

„Mein Junge! Pastors Alfred ist gefallen, wo, habe ich vergessen. Ich war gestern bei Pastors, sie lassen dich grüßen. Der Pastor sagte zu mir: Ich wünsche Ihnen ein Glück, das uns bei unserem einzigen Kinde nicht beschieden gewesen ist. Dabei rollten ihm die Tränen herunter, und er ging bald in seine Stube. Schreibe ihnen mal. Du kannst das so hübsch. Sonst kann ich dir nichts erzählen, als dass ich jeden Tag für dich bete.        Deine Mutter.“

## Vor Verdun fand ich meinen Glauben

Aus den „Lebenserinnerungen“ von Richard Bergmann

Nun danket alle Gott

2. Der ewigreiche Gott woll uns bei unserm Leben  
ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben  
und uns in seiner Gnad erhalten fort und fort  
und uns aus aller Not erlösen hier und dort.

2. O may this bounteous God through all our life be near us,  
with ever joyful hearts and blessed peace to cheer us;  
and keep us in his grace and guide us when perplex´d,  
and free us from all ills, in this world and the next.

Das ist kein kriegerischer Text, den Martin Rinckart um 1630 schrieb. Aber die Jahreszahl bringt nahe, dass er auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Krieges entstanden ist. Eben zu der Zeit, da um die Moselfestung Diedenhofen, auf französisch Thionville, eine Entscheidungsschlacht anstand.

„Nun danket alle Gott“ hat in Schlesien dazu geführt, dass es ein kriegerischer Text wurde. Es ist der „Choral von Leuthen“, der im Siebenjährigen Krieg auf dem Schlachtfeld von den übriggebliebenen Preußen angestimmt werden musste und seither immer wieder seine ernste Bestimmung erhielt. Widersinnig ist dabei gerade der 2. Vers, denn in Leuthen war jeweils der Nebenmann gefallen, so dass der, der überlebt hatte, ins Leere griff. Also eine Art von Gesang wie „Ich hatt einen Kameraden ...“.

In Thionville endeten im 1. Weltkrieg alle Heimatwege deutscher Truppen. Von da aus ging es nach Mars la Tour, wo die Soldaten vom Krieg empfangen wurden und sich über das „Kap der Guten Hoffnung“ in die „Brülleschlucht“ und die „Totenschlucht“ auf die Höhe „Toter Mann“ begaben. Das war der Abschnitt unmittelbar westlich von Verdun, der den schlesischen Verbänden zugeteilt war.

Im Laufe der kriegerischen Auseinandersetzungen, bei denen Schlesien und die Lausitz überzogen wurden, Dreißigjähriger Krieg, Nordischer Krieg, die Schlesischen Kriege, brachten die napoleonischen Kriege die erste Teilung 1815. Die Niederlausitz kam von Sachsen zu Preußen. Die Oberlausitz wurde geteilt. Der Norden um Görlitz und Lauban wurde der preußischen Provinz Schlesien zugeschlagen. Nach dem 2. Weltkrieg bildete dann die Neiße die Friedensgrenze. Im 1. Weltkrieg hatte Schlesien vor Verdun noch vereint „Ehre“ einlegen können.

„Vor Verdun verlor ich meinen Glauben.“ Das war eine Kernaussage einer verlorenen Generation. Es konnte aber auch heißen: „Vor Verdun fand ich meinen Glauben.“ Es lag wohl beides sehr eng beieinander, es ist auch in der Deutung nicht auseinanderzuhalten. Es bleiben Fragen und wenige Antworten. Verdun, wo 1.050.000 Menschen den Tod fanden, in Wochen, da die Schlacht tobte bis zu 30.000, wurde zum Trauma Europas. Und „Nun danket alle Gott“ samt Vers 2 wurde international.

Mein Großvater Richard Bergmann, geboren 1890 in Daubitz / Oberlausitz, hat seine „Lebenserinnerungen“ hinterlassen. Er hat sie 1963-65 aufgeschrieben. Der schriftstellerische Wert sei dahingestellt, aber als Zeugnis jener Zeit vor und im 1. Weltkrieg erscheinen sie als mitteilenswert:

Ich habe schöne Jugendjahre verlebt, war ich doch der Zweitälteste von 5 Jungen und einer Schwester. So waren wir immer, bis wir beiden Ältesten – Bruno und ich – zum Militär kamen, 10 Personen zu Tisch. Unsere Antreiber zur Arbeit waren der Großvater und die Großmutter, auf dem Felde den Acker bestellen, Kartoffeln roden bis zu Vaters Geburtstag 20. Oktober. Dann sind Bruno und ich aufs Gut zu Amtmann Rasch Kartoffeln hacken gegangen. Da haben wir beide so viel verdient wie Großvater und Vater im Forst. Das meiste Geld aber verdienten wir im Sommer in der Blaubeerernte. Bruno brachte den ganzen Tag 25-30 Liter, ich hatte immer 5 Liter weniger.

Um die Zeit der Roggenernte blieb Großvater, auch manchmal der Vater zu Hause, das Geld, welches gebraucht wurde, brachten wir aus der Heide. Im Winter war unser „Sport“, mit dem Flegel Getreide zu dreschen. Das fing im Dezember an und ging bis zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar. Wenn wir da fertig waren, waren wir immer froh. Jeden Nachmittag 3-4 Stroh, Großvater, Mutter, Bruno und ich, wenn Vater gerade Lust hatte, auch einmal 2 Stroh. Vor der Schule ging es um 5 Uhr mit der Sturmlaterne in die Scheune. Wir konnten auf unserer Tenne bei jedem Stroh 16 Garben anlegen. – Es sieht bei dem, was ich bis jetzt geschrieben habe so aus, als wären wir „Engel“ gewesen. Wir waren nicht viel besser als die heutige Jugend.

Zu dieser Zeit schliefen Großvater und Großmutter in der Oberstube, Bruno und ich auch. Da konnten wir immer zuhören, wie Großvater so laut betete. Vor allem das schöne Lied „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ konnte er auswendig bis zum letzten Vers. So beherrschte ich es fast, bis wir es in der Schule lernten. Es hat mich immer sehr tief ergriffen, immer und immer wieder, bis auf den heutigen Tag. Ich bewundere Großvater noch heute. Als Junge ist er nicht alle Tage in die Schule gegangen, manchmal 2 Stunden in die Fröhschule. Er hat bei seinem Vater auf den Daubitzer Heidehäusern immer die Ochsen hüten müssen. Als er mit 70 die Invalidenrente erhielt, hörte er auf, im Forst zu arbeiten.

1904 war das Jahr meiner Konfirmation. Mein Bruder Bruno lernte Zimmermann, und ich musste zur Unterstützung von Vater und Großvater zu Hause auf der Wirtschaft bleiben.

Kaum 16 Jahre alt, musste ich schon Vaters Stelle beim Holzfällen vertreten, bei einem tüchtigen Lehrmeister, Heinrich Kordas, mit dem mein Großvater zuletzt jahrelang gearbeitet hatte. Er war ein richtiger Würger, 20 Jahre älter als ich, so dass ich die erste Zeit abends ganz schlecht laufen konnte, alle Knochen taten mir weh.

Großvater war Kürassier gewesen, mein Vater und Ernst Richter 6er Infanterie, Kordas Heinrich 37er. Wir verdienten von 3 Sägen immer das meiste Geld. „Ja“, sagte Kordas Heinrich „sechs 6er und ein Unteroffizier machen erst einen 37er aus.“ Großvater sagte: „Ihr müsst alle Soldat werden.“ Wir waren ja alle gesund und stark.

So meldete ich mich 1908 freiwillig beim Feldartillerie-Regiment 41, 6. Batterie. Es waren 2 schöne Jahre, aber ich habe auch viel Ungerechtigkeit erlebt. Alle 14 Tage war Kirchgang, evangelisch und katholisch getrennt. Wenn wir von der II. Abteilung zur I. Abteilung über die „Hasenköpfe“ marschiert waren, fehlte die Hälfte der Zwecke an den zernagelten Stiefelsohlen. Wenn nun ein schlechter Offizier, der alles genau sah, den Kirchendienst zu versehen hatte, so gab es Montag Mittag 1 Stunde strafexerzieren. Es war da manchmal ein ganzer Haufen. In Glogau lag sehr viel Militär. Wenn wir aus der Kirche die Oderstraße herunter kamen, gab es viele Male Paradeschritt, so dass auch die Sporen flogen. Die vernünftigsten Offiziere winkten beizeiten ab. Der Stadtkommandant von Brozovki ließ uns marschieren, bis der ganze Trupp vorbei war. Wer ist da gern in die Kirche gegangen? Mein Bruder Bruno, 2 Jahre älter als ich, wurde dasselbe Jahr zur Kavallerie nach Militsch zum 1. Ulanen-Regiment eingezogen und musste 3 Jahre dienen. Dafür hat er es dann im Krieg besser gehabt als ich.

Schon lange vor Weihnachten 1911 ging das Gerede um, dass der Teichwärter Röhle wegen großer Vergehen im Dienst abgesetzt werden muss. Röhle hatte darauf geantwortet, wenn er gehen müsse, so auch Hegemeister Nicolaus, aber nichts geschah. Noch vor Neujahr kam

Nicolaus zu mir in die Heide und sagte: „Bergmann, Sie holen sich morgen die Schlüssel zur Schäferei bei Röhle und kümmern sich um die Teiche.“

Mein Vater war im Jahr 1912 mit 20-25 Frauen mit Kulturarbeit beschäftigt, nebenbei bemerkt, mein Mädchen war an jenem zu schildernden Tag auch dabei gewesen, wovon ich aber nichts wusste. Ich war unten auf Vaters Felde an der Raklitza und machte einen Rand breiter. In der Zeit war der Forstmeister Wagner zum Vater gekommen und erzählte ihm die Geschichte mit Bettkober in Walddorf und fragte, ob ich nicht ins Vorwerk ziehen und klein wirtschaften könnte. Mein Vater antwortete: „Darüber kann ich nicht entscheiden, aber er ist gerade unten an der Raklitza, da können Sie mit ihm selbst reden.“ Meine Braut hatte gemerkt, dass es um mich gegangen war und hatte etwas erlauscht.

Ich hatte ihn nicht kommen sehen, bis er nahe heran war, und erschrak. Wird wohl `was mit den Teichen nicht in Ordnung sein, dachte ich. Er fing aber gleich an, ob ich nicht Lust hätte, nach Walddorf aufs Vorwerk zu ziehen. „Bettkober muss zum 1. Juli raus. Sie sollten 15 bis 20 Morgen bewirtschaften. Die Pacht wird nicht so hoch, und die Gebäude dürfen nicht lange leer stehen“, erklärte Forstmeister Wagner. „Ja“, sagte ich „wenn ich alles so weiter bekomme, die Vergünstigungen Holz und Streu wie jeder Forstarbeiter sie hat, so will ich es versuchen, zum Wirtschaften habe ich Lust.“ Dann sagte er noch: „Da müssen Sie aber eine Frau haben.“ Ich antwortete: „Davor ist mir nicht bange, ich habe Aussicht genug.“

So wurde ich mit 22 Jahren auf eigene Füße gestellt und musste selbständig handeln. Abends ging ich gleich zu meiner Jungfer Braut und deren Eltern. Wie immer freute sie sich, als ich in die Küche eintrat, sie war gerade allein. Ich sagte ihr kurz: „Liebe Minna, ich komme in ganz wichtiger Angelegenheit, heut muss die Entscheidung fallen, ob ich das letzte Mal bei dir bin.“ Sie sagte: „Ich weiß schon, kann es mir gut denken.“ Als wir dann beisammen waren und ich meine Bitte vorgetragen hatte, brachte gleich die Mutter ihre Einwendungen vor, alles, nur kein Ja bekam ich zu hören. Ihre Tochter verstünde noch nichts von der Wirtschaft. Der Vater stimmte zu und gab seiner Frau zu verstehen: „Sie müssen und werden sich kümmern.“

Als nun die Hochzeitsfeier vorüber war, rüsteten wir sofort zum Umzug. Es dauerte fast acht Tage, bis das Letzte draußen war, zum Schluss kam das Vieh. Abends saßen wir dann allein am Tisch. Es war uns komisch zumute, wir zwei allein in einer fremden Küche. Aber gelacht haben wir auch. Sie hatte mich einmal lange vor der Hochzeit gefragt: „Ich weiß nicht, wie das sein wird, wenn ich mich waschen will und ausziehen soll?“ Diese Keuschheit hatte ich ihr bald genommen. Es war eine Freude, mit so einer jungen Frau zu wirtschaften, wo eins den andern die Arbeit aus den Händen nahm.

Es war Ende Juni 1914, als ein kurzes, aber schweres Gewitter über die Teiche herauf kam. Da lief ich schnell zu Fuders. Die Schwester von Frau Fuder sagte: „Richard, heut hat der Blitz in den Brisenteich eingeschlagen.“ Sie zeigte mir genau die Stelle, da, wo die Kiefer im Wasser steht, 20 m auf den Waldrand zu. Ich verabschiedete mich mit den Worten: „Dort habe ich eine Futterstelle. Ich muss gleich hinfahren, weil es sicher tote Fische gibt.“ Das wusste ich von meinem Vater. Er hatte es einmal früher auf dem großen Erlteich erlebt. Also fand ich es bestätigt, so an die 20 große 2 ½ Pfund schwere Karpfen zeigten ihre weißen Bäuche.

Freitag vor dem 1. August war mein Futtertag. Ich hatte 50 Zentner Getreide aufgeladen und lief schnell noch einmal zum Chef. Er sagte gleich: „Na, Bergmann, der Krieg ist unausbleiblich, brauchen in Berlin nur noch auf den Knopf zu drücken. Welchen Mobilmachungstag haben Sie?“ „Den 2.“, sagte ich. Als ich nun das letzte Mal fütterte, bin ich beim letzten Teich vom Kahn rückwärts ins Wasser gefallen ... Sonnabendabend musste die junge Reserve schon fort, mein Bruder Heinrich und mein Schwager Richard Hennersdorf. Der erste Mobilmachungstag wurde bekanntgegeben, Sonntag, der 1. August, 1. Mobilmachungstag. Sonntag konnte ich noch sämtlichen Roggen mit Wechselwagen einfahren, gute Nachbarn halfen mir.

Nachmittag kam der Chef noch einmal mit seiner Frau auf den Hof gefahren und sagte: „Freuen Sie sich, sie kommen nach Frankreich.“ Er drückte mir einen Goldfuchs in die Hand und fügte hinzu: „Nach Weihnachten sind Sie wieder Zuhause.“ Da sollte ich mich nun freuen, Weihnachten bin ich wieder Zuhause, aber es war der 18. Dezember 1918. Er konnte sich wohl gar nicht denken, was mir und meiner jungen Frau bevorstand und was es bedeutete, so schnell ein junges Glück zu verlieren. Montag früh um 6 Uhr ging mein Zug in Rietschen ab, wo wir dann in Horka eingeteilt wurden. Ich war Sonntagabend schon mit meiner Frau zu ihren Eltern gegangen. Richard hatte bei seinem Abschied gesagt: „Mutter, ich weiß genau, ich komme nicht mehr wieder.“ Meine Frau hat die ganze Nacht geweint, ich musste sie immer und immer wieder trösten: „Vertrauen wir doch auf Gottes Hilfe, wie Er es will, so soll es mir geschehen, so Er es will, komme ich wieder.“ Nun wollte sie früh mit auf den Bahnhof kommen. Ich lehnte es schnell ab, ihre Eltern auch. Ich hatte mein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt. So gab ich ihr einen Kuss, deren ich so viele von ihr erhalten hatte, sagte kurz: „Ich komme wieder“, und verschwand.

Ich kam in Sprottau zum Artillerie-Regiment 5 Leichte Munitions-Kolonnen, kurz LMK II. Abteilung. Unser Kommandeur war Hauptmann Wrede, ein schon älterer Herr, Amtsgerichtsrat aus Frankfurt am Main.

Das V. Armeekorps befand sich bei Longny in Belgien, wo die 9. Division einen schweren Stand hatte, eingesetzt bei Wirton am 20. und 21. August 1914. Dann sollten wir bei Diederhofen verladen werden, was durch die unglückliche Marneschlacht nicht geschah. Wir rückten auf Verdun vor und der Stellungskrieg in Frankreich hatte begonnen.

1915 waren wir nun in der Weuvre-Ebene oder besser, nicht weit von der Combreshöhe. Wie viele Menschen mag diese Höhe vernichtet haben, wir ahnten es, wenn alles in Rauch eingehüllt war. Bruder Heinrich schrieb mir eine Karte, dass sie 2. Osterfeiertag auf die Combreshöhe kommen. Freitag danach waren sie am 9. April nachmittags 4 Uhr mit meinem Schwager Richard erledigt.

Es war nun Ende April oder Anfang Mai, da durften immer 4 Mann in Urlaub fahren. Die Ersten waren noch nicht zurück, da fuhr schon wieder ein Trupp los. Ich hatte erfahren, dass der Regiments-Befehl gelaftet hatte, dass diejenigen, die zu Hause gebraucht werden, bevorzugt fahren durften. Ich ging zur Schreibstube und bat den Herrn Wachtmeister ganz höflich um Urlaub. „Raus“, schrie er mich an, „Urlaub ist gesperrt.“ Das war eine Lüge, denn er hatte eine Reihe von Soldaten vorgemerkt. Ich machte mich fort. Als ich bei meinem Quartier stand, kam der Bursche vom Hauptmann gelaufen und ich fragte ihn gleich, wann ich am besten den Herrn Hauptmann sprechen könnte. „Ach“, sagte er, „zieh dir schnell den Tuchrock an und komm mit, ich melde dich gleich, der Hauptmann sitzt noch beim Mittagessen.“ Ich sollte gleich reinkommen und nahm eine stramme Haltung an. „Und was wünschen Sie“, fragte er sofort. „Herr Hauptmann, ich war bei Herrn Wachtmeister um Urlaub bitten, aber er hat mich scharf abgewiesen. Ich habe Zuhause 1912 eine Pachtung übernommen, da ist noch viel in Ordnung zu bringen und meine Frau steht allein da.“ Er unterbrach mich: „Ist schon gut. Gehen Sie auf die Schreibstube und lassen Sie sich das Gesuch ausstellen, ich werde es befürworten.“

So reiste ich am 5. nachmittags von Labueville ab, es war eine gute Stunde bis Mars la Tour zu laufen, wo der Zug in der fünften Stunde nach Metz abging. Als ich ein Stückchen zum Dorf hinaus war, kam hinter mir ein Lastauto. Ich winkte, sie nahmen mich mit bis Mars la Tour. Um 6 Uhr fuhr ein Urlauberzug von Metz über Frankfurt am Main ab. In Leipzig stieg ich in den Dresdner Zug. Von da ging es weiter nach Görlitz. Mittag um 2 Uhr war ich dann in Rietschen.

Von dort führte mich mein Weg ins Elternhaus. Mutter sagte: „Sie sind alle im Alnteich im Futter.“ Ich tröstete Mutter wegen Heinrich: „Ihr braucht nicht zu weinen, sie sind alle Qual los. Gott weiß, wie lange es noch dauert.“ Von hier aus ging ich zu den Schwiegereltern.

Mutter war allein und weinte sehr um Richard, der mit meinem Bruder Heinrich am 9. April gefallen war.

Nun war mein Weg über die Schäferei an den Teichen vorbei zum Altteich hin, wo ja meine Frau auch im Futter war, ganz oben am Walddorfer Wege. Als ich auf die Kesselgrabenbrücke trat, hatte sie mich schon ausgemacht, warf den Rechen hin und kam die 300 m über den Altteich gerannt. Ihre Augen mussten schon immer dahin gerichtet gewesen sein, wo ich einmal herkommen musste. Lange lag sie in meinen Armen, sie hatte ja keinen Atem mehr. Wie viele sind gefallen, die den Urlaubsschein schon in der Tasche hatten.

Nun fing ein herrliches Treiben an, alle Tage schönes Heuwetter, alle Tage war Gras zu mähen und Heu zu laden. So verging die Zeit zu schnell bei der Arbeit. Es kam wieder der Abschied, und ich muss schreiben, dass mir bange um meine Frau wurde. Sie hatte schon 6 Stück Vieh im Stall, alle Tage war das Grünfutter zu besorgen. Ich habe sie gebettelt, sie soll die Wirtschaft nicht vergrößern. Sie antwortete: „Ich will, dass du Freude an deiner Frau hast, wenn du wieder nach Hause kommst.“ Beim Abschied hat sie nicht mehr so sehr geweint. Ich habe auch den Krieg überhaupt nicht so dargestellt, wie er war, und sie damit getröstet.

Im Sommer 1915 machte der Franzose Teilangriffe in der Weuvre-Ebene auf unsere Stellungen. An einem Tage drangen schwarze Regimenter bis in unsere Schützengräben vor, gleich drei Mal. In unseren Gräben war zu der Zeit württembergische Landwehr, die viel auszustehen hatte. Nur einem Geschütz von der 5. Batterie war es zu verdanken, dass alle Angriffe zusammenbrachen.

Im März 1916 kam in der Weuvre-Ebene eine Offensive zur Entlastung anderer Frontteile in Gang, genannt nach dem Kronprinzen. Wir waren über 2 Dörfer hinausgestoßen, Pintheville und Riaville kamen in unsere Hand. Nun muss ich noch gleich schreiben: Wir schafften abends 12 Wagen Munition in die neuen Stellungen. Als sich in Pintheville die Hälfte trennte, fuhren wir auf Riaville zu, links der Straße knackerten unsere Maschinengewehre wie verrückt. Unser Führer kommandierte an der Spitze „Trab“. Ich dachte gleich, der Kerl ist wohl verrückt geworden. Kann sich einer denken, wie weit das zu hören ist, wenn 6 Wagen auf harter Straße Trab fahren? Keine 200 m sind wir gekommen, da lag alles da, 8 Schuss auf einmal auf die Straße. Der Wagen hinter mir 1 Schuss unter die Stangenpferde, der vor mir unter die Mittelpferde, der zuerst fuhr unter die Vorderpferde und der Führer war schwer verwundet. Ein Stückchen vor mir ging ein Schuss in den Straßengraben, weiter vorn auch noch. Der letzte Wagen musste umdrehen und die Verwundeten zurückschaffen. Wir mussten schnell Platz machen, es war alles durcheinander geschoben, die verwundeten Pferde wurden beiseite gerissen, damit wir davon konnten. Ein paar Wagen blieben stehen. Als wir in Stellung kamen, erhielten wir Befehl, die anderen Wagen zu holen. Es war nicht weit, aber bevor wir dort ankamen, lagen schon wieder 8 Schuss dort, also alle 10 Minuten. Nun hieß es selbst handeln. Wir fuhren ran, kurz vor der Stelle haben wir gewartet, bis sie wieder geschossen hatten. Als wir ran waren, hob noch ein Pferd den Kopf. Das haben wir mit dem Revolver totgeschossen. Wir mussten den Wagen durchstoßen. Nur ein kleines Stück waren wir weg, da ging es wieder „ratsch“. Nun kam der Befehl, die Geschirre von den toten Pferden zu holen. Wieder ging alles gut. Ich will hiermit zeigen, was L.M.K. heißt.

Von den vielen Ereignissen noch eins. Ich und mein Stangenreiter mussten ohne Führer, was nicht sein durfte, aber der Bremskanonier war mit, einen Wagen Munition in die Batteriestellung schaffen. Als wir ankamen, beschoss der Franzose die Stellung, aber die Schüsse lagen alle kurz vor der Batterie. Der Stangenreiter half mit ausladen, so dass wir schnell wieder fort kamen, denn kein einziger Kanonier kam aus dem Unterstand heraus und half. Der Wagen war noch nicht leer, mit einem Mal saust ein Schuss ganz dicht an meinem Kopf vorbei und schlägt 3 m seitwärts in den Boden. Es war ein Blindgänger und explodierte nicht. Wer kann anders denken als ich, wenn er ein Kind unseres Gottes ist: Gott hat seinen Engel neben mich gestellt. Meine Pferde standen mit den Vorderbeinen über meinem Kopf.

Ich habe in diesem Krieg viel gebetet und Gott gedankt für jede wunderbare Errettung, wo der Tod so haarscharf vorbeigegangen war. Als es wieder ruhiger wurde, fing der Urlaub an und ich bekam bald die Hoffnung, im Juni wieder dran zu sein. Wie wunderbar es klappte: ich war im Juni zur Heuernte 7 Tage zu Hause.

Ein paar Wochen nach dem Urlaub entbrannte im Sommer die große Sommeschlacht. Einen Nachmittag gab es bei uns Alarm, die ganze II. Abteilung Regiment 5 wurde herausgezogen und abends in Mars la Tour verladen. Die Schnellzüge können nicht schneller fahren, mit so einer Geschwindigkeit sind wir diese Nacht an die Somme gefahren. Es war noch dunkel, als wir auf freier Strecke ausladen mussten, denn wir wurden schon mit heftigem Trommelfeuer empfangen. Wir wurden einer „fliegenden“ Division zugeteilt und wurden an der ganzen Sommefront dort eingesetzt, wo der Kampf am heftigsten tobte. Unsere Verpflegung haben wir bei verschiedenen Divisionen erhalten. Am besten war sie, wenn wir sie von den Bayern bekamen. So sind wir ein Vierteljahr hin- und hergezogen, von Chambray bis Verdun, wo wir im Dezember wieder zu unserem 5. Regiment stießen. Der Urlaub war für uns ein halbes Jahr gesperrt, und die Post erhielten wir wochenlang gar nicht. Wir konnten wohl schreiben. Aber wurden die Karten nicht los, so ist vielen zu Hause bange geworden. Wir wurden auch niemals abgelöst, hatten wir doch einen tüchtigen, übereifrigen Abteilungs-Kommandeur, Hauptmann Selle, der seine Abteilung immer als kampffähig meldete, sagte uns unser Schreiber. Wir waren richtig runter gewirtschaftet.

Nun war es zwischen Weihnachten und Neujahr, und wir wurden wieder verladen und kamen an die französisch-belgische Grenze zur Neuformierung. Aus der I. und II. Abteilung der L.M.K. wurde die 7., 8. und 9. Batterie III. Abteilung. Wir bekamen ganz neue Geschütze, Kaliber 10, 5, vorher hatte die I. und II. Abteilung nur 7, 5. Wir konnten mit unserer Langrohr-Haubitze 9 km weit schießen, aber ohne Sicherheit, während die anderen nur 6 km reichten. So hatte die III. Leichte Haubitzen-Abteilung einen Vorzug. Ich kam zur 8. Batterie als Vorderreiter am 4. Geschütz mit meinen ersten Pferden, welche ich in Sprottau erhalten hatte.

Wir bekamen zu jeder Batterie 8 Mann jungen Ersatz, alles 18jährige, dabei Hermann Thomas aus Daubitz, einer Mutter jüngster Sohn, 2 ältere waren schon gefallen. Zur Ausbildung erhielten wir einen aktiven Oberleutnant Sommer oder Freitag. Als wir zu einer Geländeübung waren, führte er die Batterie in einen engen Hohlweg. „Batterie halt“ kam. Von links anreitende feindliche Kavallerie. „Was machen wir nun?“ fragte er vor mir auf dem Geschütz einen jungen Ersatzmann. Er konnte ja nicht antworten, so sagte ich: „Hier ist nichts weiter zu tun als Hände hoch.“ Das hatte er gehört. Anstatt zu erklären, was zu machen war, wir alten gedienten Leute wussten es, was aber in diesem Fall gar nicht infrage kam, sagte er nur: „Das `Hände hoch` will ich nicht mehr hören, Batterie Marsch.“ Am nächsten Tag 9 Uhr war Pferderevision, er machte meine Pferde dreckig. 11 Uhr wieder vorziehen, wieder dreckig, um 1 Uhr noch `mal und wieder dreckig. Ich hatte von 9 Uhr an nicht mehr einen Strich geputzt, mit dem Lappen abgewischt und wieder raus.

Am andern Tag war Löhnungsappell, da sollte jeder zur vierten Kriegsanleihe zeichnen. Die Unteroffiziere und Gefreiten waren durch, hatten alle gezeichnet. Von den Mannschaften war ich der erste. Ich strich mein Geld vom Tisch ein, eine Kehrtwendung, fort war ich. Das schlimmste war, dass alle anderen es mir nachmachten. Da sollte einer den Kopf vom Herrn Oberleutnant sehen, er kochte vor Wut. Als alles fertig war, kommandierte er:

„Stillgestanden! Hat jemand noch Forderungen an die Batterie, der trete vor. Wenn jemand zu Hause zeichnen will, bekommt er sofort Urlaub.“ Aber niemand trat vor. Nun kam das Fett über mich: „Wenn mir das noch einmal passiert, was in den letzten Tagen geschehen ist, sperre ich denjenigen unwiderruflich ein.“ Es kam bald anders. In reichlich acht Tagen gingen wir am Winterberg bei Reims in Stellung, aber nun war unser Oberleutnant verschwunden.

Nun erhielten wir einen ganz jungen Leutnant als Batterieführer, der 18jährig kriegsfreiwillig bei der 5. Batterie mit uns in den Krieg gezogen war. Das war wenigstens ein Mensch, der mit jedem reden konnte. Leutnant Dubiel aus Hirschberg, sein Vater war Major

und führte in Hirschberg das Ersatz-Bataillon. Wir waren kaum 14 Tage am Winterberg, da fiel Hermann Thomas gleich als erster beim Essenholen. Er war Telefonist, eine Maschinengewehrpatrone hatte ihn durchs Herz getroffen. Wir wurden wieder herausgezogen, und die ganze Batterie ging mit zur Beerdigung. Er liegt in Lamalmeison neben dem französischen Friedhof. Der Wachtmeister fragte mich, wie es zu Hause aussieht. Als ich es ihm erzählt hatte, sagte er: „Ich muss sofort ans Regiment schreiben, damit die Mutter eine Hilfe bekommt.“

Wir bezogen Stellung auf der anderen Seite von Reims, wo bei einem feindlichen Angriff unser Vizewachtmeister durch gut geleitetes Feuer 3 Panzer abschoss. Er erhielt das Eisenerne Kreuz I. Klasse. Als wir dort rauszogen, kamen wir 14 Tage zurück in Ruhe. Bei der nächsten Befehlsausgabe ging der Unteroffizier vom Dienst durch die Ställe und um ½ 12 Uhr alles antreten im Tuchrock. Ich sagte: „Ich bleib hier, hab Stallwache.“ „Nein, Sie müssen mitkommen, bleibt ein anderer hier.“ Nun wusste ich schon, was los war, ich wurde zum Überzähligen Gefreiten befördert, das heißt, ohne Löhnung, war auch dran zum Urlaubfahren und bekam ihn bald. Wir gingen bei Laon auf den Maashöhen in Stellung, dann konnte ich gleich abfahren. Als wir in den Zug einstiegen, beschoss der Franzose den Bahnhof Laon mit Langrohrgeschützen. So blieb der Zug vollbesetzt stehen. Da gab es aber Krach, das Zugpersonal wurde aus den Unterständen herausgeholt.

Es war wieder Herbst geworden, als ich im Sprotzenlager eintraf. Nachmittag angekommen, fuhr ich abends gleich mit meinen Pferden in Stellung, es war Stellungswechsel. Wie sah es dort aus: Trichter an Trichter. Zwei Tage später, wir putzten Pferde in der Baracke, schreit einer: „Sämtliche Gefreiten sofort draußen antreten.“ Wir waren 12 an der Zahl, und ich, der jüngste, stand ganz zuletzt auf dem linken Flügel. Nun kam der Batterie-Chef, fing gleich an: „Ich brauche dringend 2 Unteroffiziere. Wer Lust hat, soll vortreten.“ 2 Mann traten vor. Mit einem Mal guckte er an der Front lang und sagte: „Bergmann, wie ist es denn mit Ihnen?“ Ich antwortete: „Nein, Herr Leutnant.“ „Warum denn nicht?“ „Es ist zu spät für mich, früher hätte ich's gern getan.“ Da machte er mir noch allerhand vor, auf meine langjährige Dienstzeit würde ich gleich Sergeant und bekäme die entsprechende Löhnung. „So“, sagte ich noch, „das nützt mir alles nichts, der Krieg ist ja auch bald alle.“ Darauf meinte er: „Darüber werden wir uns in einem Jahr widersprechen.“ Und er hat recht gehabt. Er ließ abtreten. Zehn Minuten später, ich hatte gerade wieder angefangen zu putzen, kam unser Vizewachtmeister, der mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse, und fing an zu betteln: „Sie sehen doch, der Batterieführer will Sie unbedingt haben.“ Nun konnte ich mein Herz `mal richtig ausschütten: „Herr Wachtmeister, ich habe zu viel Ungerechtigkeiten erlebt.“ Ich hatte auch noch gesagt: „Was mir der Leutnant versprochen hat, zieht bei mir nicht mehr.“ Ich dachte, nun werde ich es wohl beim Batterieführer verschüttet haben, was aber nicht der Fall war. Er kam immer bei mir ran, klopfte die Pferde und unterhielt sich mit mir über alles Mögliche. „Wie lange haben Sie die Pferde schon?“ fragte er einmal. Ich gab zurück: „Herr Leutnant, die habe ich in Sprottau in die Hand bekommen, und ich habe nur den einen Wunsch, sie wieder zurückzubringen.“

Indessen sind schon 45 Jahre vergangen und aus dem Kopf ist viel verschwunden. So weiß ich heute nicht mehr recht, in welchen Stellungen wir bis Mitte Februar 1918 gewesen sind. Von Verdun bis Chambray war uns die Gegend so gut bekannt wie die Heimat. Nun ging es so langsam auf die März-Offensive zu. Wir lagen in Bettrichi, Richtung St. Quentin, da alles vorbereitet wurde. Auf jede Geschützlafette kamen Bohlen und jedes erhielt außer der Bedienung 2 Pioniere zugeteilt. Auch Pferdeersatz kam, alles fuhr wieder 6spännig, nur die Küche 4spännig. Bei der Einteilung der neuen Pferde stand der Vizewachtmeister hinterm Leutnant und sagte ein paar Mal: „Bergmann muss Stangenpferde bekommen, er ist zu schwer für seine Pferde.“ „Nein“, sagte der Leutnant, „Bergmann behält seine Pferde.“ Wie ich mich da über meinen Batterie-Chef gefreut habe, kann ich niemand sagen.

Am Vorabend, ehe das große Rennen begann, schafften wir unsere Geschütze vor St. Quentin in den Schützengraben zur Artilleriefuer-Vorbereitung. Eine andere Batterie stand angespannt bereit, fertig zum Vormarsch. Unsere Geschütze langten weit über die Stadt hinaus. Das Trommelfuer früh dauerte wohl keine Stunde. Nachdem die Infanterie aus unseren Gräben fort war, holten wir unsere Geschütze heraus und trabten hinterher. Als wir durch St. Quentin fuhren, kamen aus Langrohrgeschützen 2 Schuss auf die Straße, der erste fiel unter die Pferde der Feldküche, welche hinter mir kam. Der Koch war sehr schwer verwundet. Das 4. Geschütz musste gleich seinen Mittelreiter hergeben, so habe ich das 4. Geschütz 4spännig bis zum Ende des Krieges gefahren. Der erste Tag war ein voller Erfolg, den 2. Tag bildeten wir die Infanterie-Begleitbatterie. Als wir das erste Mal zum Schießen auffuhren, erhielten wir Maschinengewehrfeuer. Aber es dauerte nicht lange, da ging es weiter, und im Trab fuhren wir hinter der Infanterie her.

Das zweite Mal ging es besser, wir waren bis in die Schützenlinie vorgedrungen. Vor uns lag in 2 km Entfernung ein Dorf, welches der Franzose besetzt hielt. Da sind wir zum Feuern aufgefahren, wie wir es aktiv gelernt hatten. Zu gleicher Zeit, als wir abprotzten, fuhr hinter dem Dorf eine feindliche Batterie auf. Wir waren schneller. Im Nu war das Sperrfeuer über das Dorf hinaus gelegt, und die feindliche Batterie kam nicht zum Schießen. Sehr lange habe ich gewusst, wie das Dorf hieß, aber jetzt ist es mir entfallen. Als wir durchfuhren, brachte die Infanterie von allen Seiten Gefangene auf die Straße, 700 sind es gewesen. Hinterm Dorf standen die Geschütze, die Bespannung war ausgerückt. So erreichten wir abends noch Montdidier, 50 km waren wir vorgestoßen.

Nun war es höchste Zeit aufzuhören. Abends, als die Leuchtkugeln hochgingen, sahen wir den Verlauf der Front. Die Flügel rechts und links waren nicht mitgekommen, und wir steckten richtig im Sacke drin. Am Tage hatte der Feind genug herangebracht, so dass uns manchmal Hören und Sehen verging. 2 Flieger belegten unsere Sprotzenstellung mit Kettenbomben und Maschinengewehrfeuer. Es gab verwundete Pferde und Leute, ein Unteroffizier, Hermann Hubatsch aus Werda, war tot. Wir waren froh, als wir 2 Tage später abgelöst wurden. Wir kamen bei Reims hin, wo die zweite Offensive geplant war, welche aber restlos ins Wasser gefallen ist.

Von da an hatten wir zu tun, dass wir unsere Stellungen hielten. Später erfuhren wir, dass in unsere Stellungen bei Verdun Österreicher gekommen waren und die ganze Weuvre-Ebene und Combreshöhe aufgegeben waren. Es war auch dann so weit, dass der Amerikaner da war. Wenn wir ein paar Schüsse abgaben, bekamen wir 20 zurück. Wir haben dann den Rückzug von Reims bis an die Grenze gedeckt. Wieder mussten wir vor bis Chambrai und den Rückzug bis Luxemburg decken. Eines Abends machten wir Stellungswechsel nach rückwärts, aber früh wurden wir alarmiert: 8. Batterie vor. Es waren wohl die letzten Schüsse, die in diesem Krieg gefallen sind. Wir marschierten auf Bonn zu, vor der Rheinbrücke sammelte sich die ganze 9. Infanterie-Division. Wir waren die Letzten aus Frankreich.

Als wir dann über die Rheinbrücke waren, fuhren wir ein paar hundert Meter weiter auf eine große Wiese, wo schon hunderte von Geschützen standen. Wir mussten unsere dazustellen und abspannen. Das hat uns allen sehr weh getan. Mit 3 Bagagewagen rückten wir ins nächste Quartier, ein Dorf, wo noch kein Heimkehrer hingekommen war, und wurden alle sehr freundlich aufgenommen, mussten sogar in Betten schlafen, was wir anfangs ablehnten. Abends führte im Gasthaus in einem großen Saal unser Sanitäts-Unteroffizier ein schönes Theaterstück auf: „Die Lindenwirtin“. Ein Soldat lag auf der Bahre, weiß zugedeckt, und alles sang mit, sehr viele Dorfbewohner waren anwesend. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter, zum Dorf hinaus und einen hohen Berg hinauf, wobei wir die schweren Bagagewagen 8spännig hinaufgebracht haben. Nun ging es in mein letztes Quartier. Wie die Orte hießen, weiß ich nicht mehr, da ich von 1915 an kein Tagebuch mehr geführt hatte. Jedenfalls waren wir ins Ruhrgebiet vorgedrungen. Die Pferde standen in großen Fabrikräumen, nebenan konnte ich zusehen, wie das glühende Eisen gewalzt wurde.

Bei der Befehlsausgabe wurde bekannt, dass diejenigen, welche zu Hause dringend gebraucht werden, zu entlassen sind. Gleich ging ich meinen Batterieführer Leutnant Dubiel an und bat um Entlassung, unser Koch, ein Fleischermeister aus Berlin, auch. Er gab uns sofort den Entlassungsschein. Das Entlassungsgeld – 50 M – hatte ich mir in Muskau auf dem Bezirkskommando zu holen. So musste ich jetzt meine treuen Kriegskameraden Toll und Traber im Stich lassen. Ich kann gar nicht glauben, dass es noch einen Fahrer im ganzen Feldartillerie-Regiment 5 gegeben hat, dem dieses Glück beschieden war und danke meinem Gott heute noch, auf den ich immer mein Vertrauen gesetzt habe.

Aber eine richtige Freude konnte niemals mehr aufkommen über den erbärmlichen Ausgang des Krieges. Dabei denke ich immer viel an einen früheren Kriegskameraden, Gefreiter Max Prenzel aus Vogtsdorf bei Warmbrunn. Wir waren früher beide im 5. Zug und hielten sehr zusammen, er war Gastwirtssohn. Als der große Sieg von Tannenberg eingeläutet wurde, ertönten überall die Glocken, auch in Frankreich. Da sagte er zu mir: „Richard, das nützt uns alles nichts, nach diesem Krieg rollen die Kronen.“

Als ich nun am 18. Dezember 1918 zu Hause ankam, war die Freude groß. Aber ich war ernster geworden, der lange Krieg mit seinem Ausgang hatte ganz andere Menschen geformt. Das musste ich später an meiner lieben Frau auch feststellen. Das blühende Aussehen war schon etwas verschwunden. Als ich in den Stall kam, standen da: 4 Kühe, 2 Zugochsen, 4 Stück Jungvieh. Als ich das letzte Mal auf Urlaub war, hatte ich geschimpft, sie solle nicht größer machen, mein Vater hatte es auch getan. Zu ihm hat sie gesagt: „Ich werde mein Vieh nicht hungern lassen.“ Und mir gab sie zu verstehen: „Du sollst doch Freude über deine Frau haben, wenn du wieder nach Hause kommst.“ Als wir im Stalle waren, legte sie ihren Arm um meinen Hals und fragte: „Freust du dich nicht?“ Was sollte ich schnell sagen: ja oder nein. So antwortete ich schnell: „Ja.“ Der lange Krieg hatte meine Frau so selbständig gemacht, dass es Jahre dauerte, bis sie sich das „Meine“ etwas abgewöhnt hatte, es war alles das „Ihre“. So musste ich ihr manchmal sagen, dass es nicht schön klingt, wenn andere Leute zuhören. Ich konnte es aber sehr gut verstehen, der lange Krieg war an allem schuld.

Wie weh hat es mir getan, wenn ich in 3 Wochen wieder einmal einen Brief von meiner lieben Frau erhielt. Wie sah er immer aus, ganz beschmutzt, manchmal dreimal angesetzt, eingeschlafen und mit dem Gesicht auf dem Brief gelegen. Was sich meine Frau in den ersten Kriegsjahren geleistet hat, ist kaum zu glauben, nächtelang hat sie kein Bett gesehen, die Nachbarn haben mir alles erzählt. Früh hat sie sich einen Topf Mehlsuppe gekocht, davon mittags und abends gegessen, und ist dann beim Tisch eingeschlafen, ein paar Stunden genickt und wieder weitergearbeitet. Frau Noatsch hat sie mehrmals schon spät am Tisch aufgescheucht und ein alter Mann, von Emma Götze der Vater, welcher auch auf der Kesselwiese Futter hatte, sagte einmal zu ihr: „Liebe Frau Bergmann, es tut mir sehr leid, dass ich es Ihnen sagen muss: Sie werden nicht alt, wenn Sie so weitermachen.“ –

Das eigentliche Kriegsoffer sollte Richard Bergmann noch ereilen. Die Inflation vernichtete alles Geld, welches sich seine Frau erwirtschaftet hatte. Das hat sie gebrochen. Sie starb dann entkräftet 1927 an Lungenentzündung.

Richard Bergmann war inzwischen Fischmeister. Hinzu kam die Landwirtschaft. Zu versorgen hatte er die sechsjährige Tochter Anna. Richard schaffte das alles nicht allein. Vor allem um die Erziehung der Tochter machten sich die Verwandten Sorge. Sie forschten nach einer Frau und fanden in Herwigsdorf eine Kriegswitwe.

Ida war eine geborene Ludwig, verwitwete Heinke. Ihr Mann hatte sie schließlich zur Heirat gedrängt, damit sie versorgt wäre, wenn er fällt. Das Hochzeitsfoto ist eines der ernstesten, das ich gesehen habe, voller Ahnung und Ausweglosigkeit. Er in Uniform. Ida arbeitete dann in Löbau in der Spinnerei. Kinder fehlten ihr nicht, da sie die ihres Bruders Wilhelm groß zog. Daran, sich einen Mann zu nehmen, hat sie wohl nicht gedacht.

Meine Großmutter Ida hat oft von zwei Brüdern erzählt, beide an sich kriegsuntauglich. Paul hatte ein verkrüppeltes Bein, Richard war kleinwüchsig. Sie hatten mit Eseln Essen an

die Front zu schaffen und Tote mit zurückzunehmen. Auf dem Rückzug aus Frankreich konnte Paul mit seinem entzündeten Bein nicht mehr weiter. Ein Flieger machte ihn schließlich aus. Paul hatte keine Frau abbekommen und alles gespart. Sein Vater holte ihn für das Geld aus Frankreich zurück, und er wurde unter dem Birnbaum im Garten begraben.

Richard Bergmann war ein entschiedener Kriegsgegner. Mit dem Machtantritt Hitlers sah er das kommende Unheil voraus. Den Mund ließ er sich nicht verbieten. Die Familie, es waren zwei Kinder geboren, zog von dem einsamen Vorwerk in Walddorf auf eine gekaufte Wirtschaft, die Schmiede von Henkel, nach Daubitz. Rundum Nazis. Mein Großvater warf dann auch die Sammler für das Winterhilfswerk einfach hinaus. Großmutter stand schon hinterm Haus und spendete. Sie war auch ständig unterwegs, um zu erklären, dass ihr Mann nun einmal ein grober Mensch sei, aber in seinem Herzen gut. Einmal kam Richard Bergmann dazu, wie kriegsgefangene Russen schikaniert wurden. Er hat, es war zum Glück ein einheimischer Wachposten, sehr deutlich erklärt, was er davon halte. Der hatte das Angebot für ein komfortables Lager parat. Aber es geschah nichts.

Einen Strauß focht er auch mit seinem Sohn Gerhard aus, 1929 geboren. Die Übungen der Hitlerjugend fanden stets am Sonntag während der Kirche statt. Richard Bergmann ist jedes Mal beim Kirchgang, meine Mutter Herta an der Hand, demonstrativ am Übungsgelände vorbeigegangen.

Als Gerhard in den Krieg Richtung Tschechoslowakei musste, hat ihm sein Vater einen Plan ausgearbeitet, wo er den Zug zu verlassen hatte und auf welchen Wegen er sich dann heimwärts begeben sollte. Versteckt hat er sich schließlich beim Onkel in Herwigsdorf.

Auf den Treck 1945 nahm Richard Bergmann französische Kriegsgefangene mit, die auf den Wirtschaften arbeiteten. Mit Jolly war er befreundet. Die Gefangenen erhielten Zivilkleidung.

Gerhard machte dann in Löbau sein Abitur. Seine Eltern sparten sich alles vom Munde ab, so dass er in den USA studieren konnte (Englisch). Ende der 50iger Jahre wurde er jüngster Schuldirektor von Westberlin, arbeitete dann für den Senat. Schließlich wurde er Oberschulrat, nach der Wende für ganz Berlin. Ich habe ihn als Landrat oft besucht. Wir mussten immer zur letzten DDR-Regierung im ehemaligen Luftwaffenministerium des Dritten Reiches. Er hatte sein Büro gleich hinter der vormaligen Mauer. Gerhard war von der Wiedervereinigung begeistert. Die ehemaligen Genossen in Ostberlin von ihm weniger. Als er mir euphorisch von seiner Aufbauarbeit im Osten Berlins berichtete, dachte ich, der ich die DDR zur Genüge kannte: „Gerhard, das stehst du nicht durch.“ Auf dem Weg nach Marzahn ist er dann auf dem Bürgersteig mit Herzinfarkt umgefallen. Niemand hat ihm geholfen. Die Bildzeitung titelte mit Foto: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Und meine Mutter, 1932 geboren? Ihr Vater hatte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen, musste er sie doch aus Geldmangel von der Mittelschule in Rothenburg nehmen. So vermachte er ihr die Wirtschaft einschließlich des Landes. Das führte letztendlich dazu, dass sie ein Leben lang auf der LPG schuftete musste.

Als Großvater während drei Jahren seine Lebenserinnerungen aufschrieb, habe ich mit meinen Schularbeiten dabei gesessen und mit Bewunderung bemerkt, welch beglückendes und zugleich ernsthaftes Geschäft das Schreiben ist. Hier wurde bereits mein eigenes Interesse dafür geweckt.

Man könnte meinen, Richard Bergmann sei an den Folgen seines Berufes gestorben. Eine Gräte hatte sich in die Gallenblase gehakt und diese vereitert. Es war das Jahr 1968 und wieder einmal Krieg, gleich über der nahen Grenze in der Tschechoslowakei. So sagte Richard Bergmann, er habe genug gesehen.

Ich hätte ihn dringend gebraucht, meine Musterung stand bevor. Nach den Wegweisungen meines Großvaters verweigerte ich im Februar 1969 den Wehrdienst. So lange dauern Kriege in Deutschland ...

## Nur einen Flügelschlag möchte ich tun

Stück zu Franz Marc und seinen Bildern

Personen: Sprecher

Marc *jeweils vor seinen Bildern*

### Sprecher:

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!  
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!  
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,  
Da wird das Herz noch gewogen.  
Da tritt kein anderer für ihn ein,  
Auf sich selbst steht er da ganz allein.  
Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,  
Die Brust im Gefechte gelüftet!  
Die Jugend brauset, das Leben schäumt.  
Frischauf! Eh der Geist noch verdüftet.  
Und setzet ihr nicht das Leben ein,  
nie wird euch das Leben gewonnen sein. (Schiller)

### *Klagendes Pferd*

**Marc:** Es ist unglaublich, dass es Zeiten gab, in denen man den Krieg darstellte durch Malen von Lagerfeuern, brennenden Dörfern, jagenden Reitern, stürzenden Pferden. Ich habe Pferde, die ich lieb hatte, ruhigen Herzens erschossen, wenn ich sie leiden sah. Man kann die Tiere beneiden, dass man ihrem Leben diesen Abschluss geben darf.

**Sprecher:** Mir war ganz wunderbar dabei zumute. Einerseits kam mich gar kein Mitleid an wie einen, der bei dem Tode eines vertrauten Freundes zugegen ist. Denn glücklich erschien mir der Mann in seinem Benehmen und feinen Reden: so furchtlos und standhaft starb er. Kein Wunder also, dass es mir vorkam, als gehe er auch in die Unterwelt nicht ohne göttliche Fügung und werde, wenn jemals einer sonst, sich auch dort wohl befinden. (Platon)

### *Kämpfende Formen*

**Marc:** August Macke, der `junge Macke` ist tot. Den wir `auf gut deutsch` missverstanden haben. Er ist uns in höchstem Grade fremdrässig, nur westeuropäisch maskiert ... Wir Maler wissen gut, dass mit dem Ausscheiden seiner Harmonien die Farbe in der deutschen Kunst um mehrere Tonfolgen verblassen muss und einen dumpferen, trockneren Klang bekommen wird. Der geizige Krieg ist um einen Heldentod reicher, aber die deutsche Kunst um einen Helden ärmer ... Zu einem Nachruf bin ich, glaub ich, nicht imstande. Der Mensch war doch tausendmal mehr.

### Sprecher:

Die Seelen aber, die an meinen Atem  
erraten hatten, dass ich lebend sei,  
verwunderten sich so, dass sie erblassten.  
Wie wohl, um Neues zu vernehmen, Leute  
entgegenziehn dem Boten mit dem Ölzweig  
und sich vor dem Gedränge keiner fürchtet,  
so hafteten an meinem Anblick diese

beglückten Seelen alle und vergaßen,  
den Schmuck der Reinigkeit sich zu erringen.  
Und aus der Seelenschar trat eine,  
mich zu umarmen mit so großer Liebe,  
dass zur Erwidern sie mich bewog.  
O Schatten, wesenhaft nur für das Auge. (Dante)

### *Traum*

**Marc:** Wir hatten zum Abzug die Wagen hochgeschmückt mit Blumen und trabten nun so durch die gaffenden Dörfer wie ein Zug aus Dantes Inferno. Es wird alles für mich immer traumhafter. Mein Körper reitet, und ich lebe ein ganz anderes Leben; ich weiß nur nicht genau, wo. Der ganze stundenlange Weg ist überdacht mit blühenden Kirschbäumen; die schweren weißen Zweige wiegen sich so seltsam im Nachtwind. Der Geist kann unbedingt auch ohne Körper leben ...

**Sprecher:** Und Jesus fühlte alsbald an sich selbst, dass einer Kraft von ihm ausgegangen war, und wandte sich um in der Menge und sprach: Talitha kumi! (Markus)

### *Tirol*

**Marc:** Für mich ist das Christliche, das Jesus-Problem, viel komplizierter, dunkler und herzensschwerer. Die Welt hat viele Schichten. Der Mensch ist in der weiten Natur ebenso Übergangsprodukt wie das Tier oder die Pflanze; wenn er die Liebe, gegenseitige Achtung und Hilfe als größten einigenden Lebensgrundsatz allmählich annimmt, so tut er das wahrscheinlich auch aus der inneren Not seiner Entwicklung. Der wahre Geist braucht gar keinen Körper zu seinem Leben, – vielleicht ist ein Körper seine äußerliche Bedingung (Incarnation), aber er ist nur wenig abhängig von ihm, kann sich von ihm zeitweise und besonders in seinen wichtigen, wesentlichen Stunden ganz von ihm trennen. Es gibt nur einen Segen und eine Erlösung: den Tod; die Zerstörung der Form, damit die Seele frei wird. Alles, was drum und dran ist, ist gänzlich äußerlich und hässlich; aber die hinausziehende und sterbenden Krieger sind nicht hässlich.

**Sprecher:** ... – und eines Morgens stand er mit der Morgenröte auf, trat vor die Sonne hin und sprach zu ihr also: `Du großes Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht die hättest, welchen du leuchtest? ... So segne mich denn, du ruhiges Auge, das ohne Neid auch ein allzu großes Glück sehen kann! Segne den Becher, welcher überfließen will, dass das Wasser golden aus ihm fließt und überallhin den Abglanz deiner Worte trage!` (Nietzsche)

### *Sonnenaufgang*

**Marc:** Wir zerlegen heute die keusche, immer täuschende Natur und fügen sie nach unserm Willen wieder zusammen. Wir blicken durch die Materie, und der Tag wird nicht ferne sein, an dem wir durch ihre Schwingungsmasse hindurchgreifen werden wie durch Luft. Stoff ist etwas, das der Mensch höchstens noch duldet, aber nicht anerkennt.

#### **Sprecher:**

Sei nicht in Angst! Die Insel ist voll Lärm,  
voll Tön` und süßer Lieder, die ergötzen  
und niemand Schaden tun. Mir klimpern manchmal  
viel tausend helle Instrument ums Ohr,  
und manchmal Stimmen, die mich, wenn ich auch  
nach langem Schlaf erst eben aufgewacht,  
zum Schlafen wieder bringen: denn im Traume

war mir, als täten sich die Wolken auf –  
und zeigten Schätze, die auf mich herab  
sich schütten wollten, dass ich beim Erwachen  
auf's neu` zu träumen heulte. (Shakespeare)

*Die Vertreibung des Caliban*

**Marc:** Die Welt ist um das blutigste Jahr ihres vieltausendjährigen Bestehens reicher. Es ist ein schöner Neujahrstag heut, ein bisschen Frühlingsluft, in der die Neujahrglocken ganz besonders beweglich klingen. Ich gehe nicht ungern in dieses Jahr, – mein Optimismus ist unzerstörbar; Mangel an Optimismus ist Mangel an Wunschkraft und Mangel an Wille. Wenn der Frieden kommt, werden wir wieder ein paar alte Walzer tanzen.

**Sprecher:** Manchmal fällt mir das Wort Marc ein, ich bin betroffen und sehe etwas einstürzen. (Klee)

*Selbstbildnis in bretonischer Tracht*

**Marc:** In meinen ungemalten Bildern steckt mein ganzer Lebenswille. Sonst aber hat der Tod nichts Schreckliches, er ist doch das allen Gemeinsame und führt uns zurück in das normale `Sein`.

**Sprecher:** Franz Marc fiel am 4. März 1916, vier Uhr nachmittags, während eine Erkundungsrittes unweit des Dorfes Braquis bei Verdun.

## Die Elemente

Essay zu Henri Barbusse „Das Feuer“, „Briefe von der Front“

1

Es regnet. Am ersten Tag genießt man das wohlige Nichtstun. Gegen Abend werden die geschwellenen Bäche in Augenschein genommen. Am zweiten Tag des Regens treten sie über die Ufer. Erstes hastiges Hantieren mit Sandsäcken setzt bei denen ein, die sich in nun gefährlicher Nähe befinden. Dann werden Sirenen laut. Nachrichten verbreiten sich, wie es woanders steht. Dann tritt die Neiße aus ihrem Bett, ein breites Tal steht ihr zur Verfügung, mit Dörfern und Städten besiedelt. Schließlich kommt das Wasser von allen Seiten. Zwei stehen auf dem Markt und unterhalten sich, was zu tun sei. Das Wasser quillt zwischen ihren Beinen hervor. Retten, was zu retten ist. Aber es geht alles zu schnell. Um 18 Uhr bricht der Staudamm. Die Flutwelle von einem Meter Höhe rollt über das Hochwasser hinweg. Zwei Dörfer verschwinden. Gnädigerweise zerschmettert die Wucht den Bahndamm und die Wassermassen toben in den halbgefüllten Braunkohlentagebau, so die große Stadt vor dem allerschlimmsten bewahrend. Mit Einbruch der Dunkelheit wird der Strom abgeschaltet. Man ist in seinen Häusern eingeschlossen, verharrt im 1. Stock. Es regnet immer noch. Am dritten Tag zeigt sich eine Wasserwüste. Aber von den Hügeln stürzen sich weiterhin reißende Bäche herab. Der Blick bleibt nirgendwo haften. Es gibt keine Worte. Zur Hand ist ein ungefähres: surreal. Alptraumlandschaft. Gänzlich machtlos muss das Inferno hingenommen werden. Es hört auf zu regnen. Zwei Tage später sind die Straßen bergehoch vollgestellt, als wollte die ganze Bevölkerung für immer davonziehen, den nun häuslichen Unrat zurücklassend. Der Bahndamm gibt in der Luft hängende und verdrehte Schienen frei. Elfriede beherrscht die Bildnachrichten, wie sie, schon hüfthoch im Wasser, vor der Flutwelle zu flüchten versucht.

Henri Barbusse hat in seinem Antikriegsroman „Das Feuer“ die Elemente zum Brüllen gebracht, veranlasst durch all das, was zur Vernichtung erdacht und angewendet wurde. Die Erde wird umgepflügt, bis sie unfruchtbar ist. Als Humus hat sie sich rächend Gefallene gewählt. Es wird gegraben und geschanzt, man gräbt sich ein, schafft Grabensysteme. Alle Tage aufs Neue, denn der unfreiwillig gewählte Aufenthaltsort wird Tag und Nacht von Geschossen umgedreht. Die Korporalschaft Bertrand gehört zur Infanterie, darf also kämpfen. Aber es kommt ihr nebenher noch eine besondere Aufgabe zu, sie hat zur Nacht in den vorderen Gräben zu schanzen, immer wieder.

Das Feuer besitzt eine vollendende Kraft, sich in der Leuchtkraft steigernd. Erst gehen Signalraketen hoch. Das ist an sich kein mehrfarbiges Feuerwerk. Jede Farbe zeigt der Artillerie an, was jetzt zu tun ist. Gleichzeitig werden die Orte gekennzeichnet, wo die Geschosse einzuschlagen haben. Dann werden diese in Bewegung gesetzt, Feuerschweife hinter sich herziehend. Der Blitz des Einschlages. Und dann glüht es, denn das Feuer ist brennend heiß. Auch viele kleine Punkte gilt es wahrzunehmen, Mündungsfeuer der Gewehre. Die Wahrnehmung erlischt, wenn unverhofft ein Feuerstoß aus einem Maschinengewehr abgesandt wird.

Die Luft ist bleigeschwängert, wie es unbeholfen ausgedrückt wird, wenn man das richtige Wort nicht findet. Denn hier wüten alle Kaliber der Geschütze. Es gibt schwere Einschläge, welche die Luft mit einer ganzen Kompanie füllen. Die Schrappnelle platzen in der Luft und schleudern Kugel nach unten. Einige Ungeheuer besitzen die Zweckmäßigkeit von mehreren Tötungsarten, Kettenbomben genannt. Gasgranaten zischen nur, um dann der Luft die Vollendung zu überlassen, wobei wechselnder Wind deren hinterlistigste Art ist. In einer Hinsicht müsste das Wort im Plural stehen: Lüfte. Denn die ganze Zeit über, ohne Pause, singt ein infernalischer Chor, begleitet von Trommeln, daher Trommelfeuer, Pauken, Streichinstrumenten, die wohl Katzen zum Klingen bringen. Und es orgelt. Das Kunstwerk

kann auch eingestampft werden. Dann nämlich, wenn die Luft so dick wird, dass kein Abschuss und Einschlag mehr zu hören ist, ein Dröhnen in Moll zieht alle Töne zusammen.

Die allergrößte Gefahr aber bildet als Element das Wasser. Nicht nur bei Barbusse regnet es immer. Die Korporalschaft befindet sich in der Picardie, auf Calais zu, wo das Meer die entsprechende Wetterküche rührt. Es sind die Kriegsjahre 14 und 15. Nach Westen hin ist es noch vergleichsweise still. Das Gebiet der Somme grenzt an. Erst 16 werden sich dort die Elemente entladen.

Aber auch ohne ständigen Regen ist jede Front im Stellungskrieg ein unaufhörlicher Morast. Das bewirkt die Artillerie mit dem Wasser im Bunde. Deshalb ist es unerlässlich, unablässig zu schanzen und der Front geordnet einen Sinn zu verleihen. Dabei werden auch die Toten stets mit umgewendet.

Das Wasser bleibt allgegenwärtig. Es ist mitunter schwierig, Uniformen zu unterscheiden. So spricht man sich von Seite zu Seite an oder ruft sich die Fragen nach der Herkunft zu. Die Lauf- und Schützengräben bestehen auf der Sohle aus Bächen. Sinnvollerweise ist ein internationaler Graben eingerichtet worden. Auf beiden Seiten, bei Franzosen wie Deutschen, weiß man daher, dass wieder umzukehren ist, wenn dieser irrtümlicherweise erreicht wird. Hat man sich weiter verirrt, gilt, sich im internationalen Graben nicht niederzumachen.

Barbusse erzählt von der Macht des Wassers erst zum Schluss, bis dahin hat es „nur“ geregnet. Die Korporalschaft wird zum Schanzen in die vorderste Front beordert. Die Nacht hat begonnen. Man verläuft sich immer wieder, sich dabei im dichtesten Gedränge befindend, da die Truppen auf den Angriff warten. Schließlich wird nach Mitternacht der eingeebnete Graben erreicht. Bald schon steigen die unheilvollen Leuchtraketen auf. Dem Beschuss kann sich niemand entziehen, da auf die Stelle des möglichen Rückzuges deutsches Sperrfeuer gelegt wird.

Den Auftakt und in Folge dann die einzelnen Akte und das Finale bildet das Wasser: „Wasserfluten stürzen auf die Erde. Das Rauschen und das Trommeln übertönen alles. Hier herrscht eine furchtbare Trostlosigkeit. Man fühlt sie physisch, als sei man nackt. Wir kommen in den offenen Graben; Finsternis und Unwetter stürzen sich auf uns und wühlen sich in dieses Chaos von Toten hinein, die, hier gestrandet, sich an das Fleckchen Erde wie an ein Floß klammern.“

In diesem kurzen Ausschnitt lässt sich schon erahnen, was folgen wird. Man befindet sich auf einer Ebene, wo das Wasser bereits beginnt, die Wege zu verstellen. Und man verliert von daher die Orientierung. Die Front weicht zurück, unter den Franzosen befinden sich unbehelligt Deutsche. Bald schweigt auch die Artillerie. Das ist kein Akt der Gnade, sondern aus den Feuerleitstellen können ob des Regens und der Finsternis keine Befehle mehr erteilt werden.

Man schleppt sich durch den Schlamm, steckt fest – und ertrinkt. Die sich inzwischen gebildete Wasserflut schießt durch die Schützengräben. In 2. und 3. Reihe sind sie bis 2 m tief und mehr. In den Unterkünften ersaufen die Soldaten in Sekundenschnelle. Wer sich in einem Granattrichter sicher wähnte, sitzt in der Falle. Barbusse und die mit ihm Fliehenden wollen sich in einem Schützengraben bergen. Einer von den eben sich Rettenden ruft ihnen zu: „Kommt nicht her, haut ab! Es ist grauenhaft! Alles stürzt ein. Die Schützengräben verrecken, die Unterstände ersaufen. Der Schlamm fließt überall rein.“

Schließlich hat das Wasser alle Niederungen gefüllt und steigt. Dadurch werden auch vermeintliche Rückzugswegen abgeschnitten, und das in der finstersten Nacht. Barbusse sieht die Ausweglosigkeit und bemerkt dann: „Jetzt glaubten wir, dass der Tod gekommen sei; aber da erreichten wir eine Lehmaufschüttung, die einen Sumpf durchschnitt. Wir gingen auf dem schmierigen Rücken des schmalen Eilands weiter, und ich erinnere mich, dass wir uns einmal, um von diesem aufgeweichten, gewundenen Pfad nicht abzurutschen, bückten und an Leichen festhalten mussten, die dort halb eingesunken lagen. Meine Hand fühlte Schultern, knochige

Rücken, ein Gesicht, kalt wie ein Helm, und eine Pfeife, die ein Mund noch immer verzweifelt festhielt.“

Zu Tode erschöpft sinken die Fliehenden, von der Korporalschaft ist nur noch Paradise dabei, am Fuß eines Erdhügels nieder. Der Tag beginnt schließlich „langsam, eisig und düster“. Das ist schon das Nachspiel, denn: „Es regnet nicht mehr. Die Wolken haben sich erschöpft. Die grau glänzende Ebene mit ihren trüben Wasserflächen scheint nicht nur aus der Nacht, sondern auch aus dem Meer aufzutauchen.

Halb betäubt und verschlafen öffnen wir hin und wieder die Augen, um sie sofort wieder zu schließen; wir sind wie gelähmt, zerschlagen und steif. Wir erleben das Unglaubliche, die Wiedergeburt des Lichtes.

Wo sind die Schützengräben? Man sieht Seen und zwischen den Seen unbewegte, milchige Wasserläufe.

... Es gibt keine Schützengräben mehr, sie sind dort in den Kanälen versunken. Die Überschwemmung ist allgemein. Das Schlachtfeld schläft nicht, es ist tot. Möglicherweise gibt es irgendwo dort hinten noch Leben, aber so weit können wir nicht sehen.“

Barbusse geht mit dem seelisch robusten Paradise los, um zu sehen, ob vorn noch jemand zu helfen sei. Sie treffen nur auf Wasserleichen. Zurückgekehrt assoziiert Barbusse: „Alle diese Männer um uns mit den Gesichtern von Leichen sind am Ende ihrer Kräfte, sind ohne Stimme und ohne Willen; alle diese erdbeladenen Männer, von denen man sagen könnte, sie haben sich selbst ins Grab gelegt, gleichen sich, als ob sie nackt wären. Aus dieser grauisigen Nacht tauchen hier und dort ein paar Überlebende auf, die genau dieselbe Uniform des Elends und des Schmutzes tragen. Für einen Augenblick herrscht völlige Ruhe, es ist die epische Pause des Krieges.

Ich glaubte eine Zeitlang, die schlimmste Hölle im Krieg seien die Flammen der Granaten; dann nahm ich an, es sei das Ersticken in den Unterständen, die sich für ewig über uns schließen. Aber nein, die Hölle ist das Wasser.“

2

Alfred Freitag war 90 Jahre alt. Er hatte einst 40 Hektar Land besessen, die Wirtschaft mitten in den Feldern. Das war bei Tarnowitz am Ende von Oberschlesien gewesen. Anfang Januar 45 ging es auf die Flucht, mit Frau und vier Kindern. Eine Pause trat in Warmbrunn bei Hirschberg ein, wo die sowjetischen Truppen stehen geblieben waren, bis April schließlich. Dann kam der Feuerstoß. Der letzte Zug sollte aus Warmbrunn nach dem Westen fahren. Alfred Freitag stand schon auf dem Trittbrett. Dann stieg er wieder herunter, weil ihm durch den Kopf gefahren war: „Vielleicht geht es doch wieder nach Hause.“ Wenn er gelegentlich darauf zu sprechen kam, beteuerte er stets, dass dies der dümmste Gedanke war, der ihm je gekommen sei. Aber es sollte noch einer folgen.

In Deutsch-Ossig, einem Ort südlich von Görlitz, erwarb er ein kleines Fachwerkhaus. Und dieses stand, was sich noch deutlich herausstellen sollte, wie der Ort selbst auf Braunkohle. Der Tagebau war noch fern. Das Heranrücken wurde erst nicht so wahrgenommen, bis plötzlich Bagger unmittelbar am Horizont erschienen.

Ich bin in Deutsch-Ossig Pfarrer gewesen. Habe als eine der ersten Amtshandlungen Freitags jüngste Tochter beerdigt, seinerzeit kurz vor der Flucht geboren. So kam ich der Familie und ihrer Geschichte nahe. Alfred wurde mein Freund. Dass ich ihn in den Wirren der Zwangsumsiedlung, es war 89, nicht mitgenommen habe, er war inzwischen allein, grämt mich noch heute. Im Altersheim erlebte er die Wende und sagte zu mir: „Jetzt haben sie verspielt.“

Seine Strategie gegen das Vorrücken des Tagebaues bestand darin, nicht ein Unkrautpflänzchen in seinem Garten zu dulden. Die Beete waren so exakt angelegt, als sollten

sie für die Ewigkeit Bestand haben. Rosen säumten den Gartenweg, die herrlichsten Rosen, die es je gegeben hat.

Das Dorf war durch einen zu Altkippen gehörenden Damm geteilt, so dass das Geschehen dahinter nicht sichtbar war. Mich quälte schon eine Weile die Tatsache, dass Alfred die Wahrheit nicht kannte. So bin ich eines Tages 88 mit ihm aufgebrochen. Die ersten Häuser standen leer, einige Fenster fehlten, die Gardinen wehten heraus. Dann kamen welche, die kein Dach mehr besaßen. Im Fortgang des Weges ragten dann nur noch die Schornsteine wie anklagende Finger nach oben. Schließlich lagen diese als Schutt auf einem Haufen. Dann folgten keine Häuser mehr, alles war mehrfach und ohne jede Ordnung umgedreht, bis zum Horizont, den die Bagger begrenzten. Schlamm und Morast tat sich auf.

Erst da blieb Alfred Freitag wie angewurzelt stehen. Sein Blick ging weit über diese Landschaft hinaus. Er sah etwas anderes und sagte erschrocken: „Das ist wie an der Somme.“ In diesen Krieg kam er mit 17 Jahren, da wegen der Verluste zwei Jahrgänge gezogen wurden. Bei der Musterung hatte der Arzt gesagt: „Ein guter Mann für die Maschinengewehr-Abteilung.“ Alfred ließ schnell die Hosen herunter, so dass der Arzt bedauernd feststellen musste: „Aber leider zu schwache Beine.“ Da Alfred Freitag ein guter Reiter war, schon etliche Preise gewonnen hatte, kam er als Melder an die Somme. Er gab mir zu verstehen: „In scharfem Ritt ran, die Befehle überbracht und dann nichts wie weg.“ Wie es an der Somme war, wusste er aber sehr genau.

Die Bilder im Krieg gleichen sich. Es wird keiner sagen wollen, dass in den Braunkohlengebieten kein Umweltkrieg stattgefunden hat. Eben dieser bewirkte eine bestimmte Vorstellungskraft, nur dass wir nicht beschossen wurden. Allerdings wurde im Tagebau gesprengt, einmal in der Woche betraf dies auch die Findlinge, welche im 1. Abraumschnitt hervorgekommen waren. Das war nicht sehr weit entfernt. Man hörte die Sprengung und sah die Staubwolke. Wer derlei schon erlebt hatte, mochte auch Erinnerungen bewegen.

Die Gedanken springen mit Barbusse zurück. Die Korporalschaft Bertrand befindet sich seit einem halben Jahr im Gebiet von Lens. Poterloo ist an sich so gut wie zu Hause. Sein Heimatort Souchez liegt nur 500 m entfernt. Und dort lagen die Deutschen und die ganze Gegend unter ständigem Beschuss. Jetzt sind sie zurückgedrängt worden.

An einem nebligen Tag teilt sich Poterloo Barbusse mit. Er möge ihn begleiten, weil er „das Dorf wiedersehen möchte, wo er einst glücklich lebte, als er noch ein Mensch war.“ Es geht auf die Straße, von der Barbusse zu sagen weiß: „Bisher hatten wir diese schreckliche Straße nur von weitem gesehen, die wir so oft in der Dunkelheit und unter dem Pfeifen der Granaten gebückt und in Sprüngen überquert hatten oder auf der wir entlang gehetzt waren.“

Poterloo ruft alsbald aus: „O je, o je, o je ...!“ Dann schildert er die herrliche Straße, von schönen Bäumen gesäumt. Jetzt ist sie „eine verfluchte Straße, ausdruckslos, alt und zerschunden, schaurig und großartig anzusehen.“ Samt den zertrümmerten Bäumen und Baumstümpfen. Poterloo beschäftigt gleich Erinnerungen, dass auf dieser Straße immer Menschen anzutreffen waren, mit denen er sich unterhielt.

Die dürften aus Souchez gestammt haben. Irgendwie vermittelt der in Gedanken versunkene Poterloo den Eindruck, als würde er die Gespräche nun eben im Ort führen wollen. Aber sein Blick irrt bereits umher, um „vergebens Antwort von den Dingen zu erhalten.“ Vor dem eigentlichen „Dorf“ liegen reihenweise Tote, manche schon sehr lange. Irgendwann sollen sie zurückgeschafft und hinten beerdigt werden, so letzteres nicht die Geschütze übernehmen.

Die Straße ist der Wegweiser, der Offenbarungseid für das noch nicht erreichte Dorf. Jetzt die nächste Etappe in der zunehmenden Wüstenei: „Je weiter wir kommen, desto schrecklicher, verfallener und sintflutartiger erscheint alles. Wir gehen über ein Pflaster von Granatsplittern. Der Fuß stößt mit jedem Schritt daran, wir taumeln darüber wie über Fallstricke. Wir stolpern über das Gewirr von zerborstenen Waffen, Reste von Kochgeschirren, Feldflaschen, Öfen, Nähmaschinen und Bündel von Telefondraht, über

zerrissene deutsche und französische Ausrüstungsgegenstände, die eine Rinde getrockneten Schlamms bedeckt, über Kleidungsstücke, an denen eine rotbraune Masse klebt. Dazu müssen wir auf Blindgänger achten, die überall hervorschauen, ihre Zünder zeigen oder ganz offen daliegen, rot, blau oder schwarzbraun angestrichen.“

Poterloo will sich an einem Prellstein orientieren, der sich aber als Kopf eines toten Deutschen erweist, der aufrecht in der Erde steckt. Schließlich stellt Poterloo fest, dass man vor Ort ist. Barbusse aber muss feststellen: „Das Dorf ist verschwunden. Nie sah ich so ein Dorf untergehen. Ablain-Saint-Nazaire und Carency erinnerten noch an eine Ortschaft, mit ihren eingestürzten und verstümmelten Häusern, ihren mit Kalk und Ziegeln verschütteten Höfen. Hier dagegen hat alles seine Form verloren; da ist nur noch die Kulisse gemordeter Bäume, die uns mitten im Nebel umgibt, eine gespenstische Dekoration. Nicht einmal ein Mauerstück, ein Gitter, ein Tor ist stehengeblieben, und mit Erstaunen stellen wir fest, dass unter dem Gewirr von Balken, Steinen und Eisenteilen Pflaster ist: Hier führte einmal eine Straße entlang!“

Dann sucht Poterloo sein Haus. Er bestimmt schließlich einen Ort der vermeintlichen Wiedererkennung. Aber das kommt nur aus der Erinnerung. „Er ringt verzweifelt die Hände und hält sich nur mühsam aufrecht auf dem Haufen von Schutt und Bohlen. Plötzlich fühlt er sich verloren auf diesem Trümmerfeld ohne jeden Anhaltspunkt, er blickt zum Himmel wie ein unbewusstes Kind, wie ein Wahnsinniger. Er sucht die Traulichkeit der Zimmer, die in den unendlichen Raum verweht ist, die Gestalt und das Halbdunkel der Wohnungen, die in alle Winde verstreut sind!“

Poterloo erklärt seinen Anflug von Wahnsinn und sagt: „Das alles, weißt du, ist zu viel. Es ist zu restlos ausgelöscht, mein früheres Leben. Ich habe Angst, so restlos ist es ausgelöscht.“

Dann gehen sie zurück. Poterloo sagt tatsächlich „heimwärts“. Nicht alles ist ertragbar. Und so wird Barbusse poetisch: „Da wandelten Erde und Himmel ihr Gesicht, vom Nebel war nur noch ein Hauch geblieben. Die Ferne hatte ihren Schleier verloren. Die enge, trübselige, graue Ebene weitete sich, verjagte die Schatten und färbte sich. Langsam breitete sich wie auf Flügeln von Osten nach Westen die Helligkeit über sie.“

Und dort unten zu unsern Füßen sahen wir zwischen Bäumen Souchez. In der Entfernung und in dem Licht entstand die kleine Ortschaft vor unseren Augen, wiedergeboren im Sonnenschein.“

Poterloo wird auf einmal fröhlich, ist gefasst und sieht sich schon am Werke. Mit seiner jungen Frau und seinen noch kleinen Kindern will er alles wieder aufbauen: „Ja, es wird schon mal zu Ende gehen. Keine Angst. Ich weiß wohl, bis dahin wird noch allerhand los sein, und hinterher noch mehr. Das wird noch Arbeit geben, und nicht nur mit den Armen. – Man wird von vorn anfangen müssen. Das Haus? Futsch. Der Garten? Nicht mehr da. Gut, man wird das Haus wieder bauen. Man wird den Garten wieder anlegen. Je weniger übrigbleibt, um so mehr wird man neu machen. So ist nun einmal das Leben, und es heißt immer wieder von vorn anfangen, nicht wahr? Auch das Leben und das Glück werden wieder neu beginnen, durch Tage und Nächte. Auch die andern werden ihr Dasein wieder in Ordnung bringen, und ich will dir was sagen: Das geht vielleicht schneller, als man glaubt ...“

Poterloo baut in Gedanken noch weiter und lange auf. Sogar die Eisenbahnstrecke stellt er wieder her, verlangt aber, dass die Bahn so langsam fährt wie vormals.

Barbusse hat das umfangreiche Kapitel „Das Säulentor“ genannt. Es erscheint zweimal. Das erste verkündet Leben: „Dort, wo sich die beiden Gräben gabeln, ragt am Feldrand etwas empor, was einem Portal ähnelt. Es sind zwei Pfosten, die einander stützen, und zwischen ihnen hängt lianengleich ein Gewirr von Drähten herab. Das macht sich gut. Es erinnert an eine Theaterdekoration. Eine zarte Kletterpflanze schlingt sich um den einen Pfosten, und wer ihr mit den Blicken folgt, erkennt, dass sie es schon gewagt hat, von dem einen zum anderen hinüberzuklettern.“

Das zweite Säulentor vermittelt den Tod. Es ist wieder wie immer: „Wo sind wir? Ich recke trotz des peitschenden Regens den Kopf aus dem Schlund, in dem wir uns abschnitten. Kaum erkennbar hebt sich die Grabenwand vom Hintergrund des bedeckten Himmels ab, und mit einem Mal ragt vor mir über dem Graben eine unheimliche Pforte, die aus zwei sich stützenden schwarzen Pfosten besteht; dazwischen aber hängt etwas, das einem ausgerissenen Haarbüschel gleicht. Das Säulentor.“

Poterloo geht vor Barbusse. Das Geschoss verfehlt Barbusse gerade so: „Plötzlich birst über uns etwas unter fürchterlichem Krachen. Ich zittere am ganzen Körper; metallisch dröhnt es mir in den Ohren, beizender Schwefelgeruch schnürt mir den Hals zu. Die Erde vor mir hat sich gespalten. Ich fühle mich in die Höhe gehoben, zur Seite geschleudert, fast erstickt von Blitz und Donner.“

Wen hat es getroffen? Wie hat es getroffen? Was ist eigentlich geschehen? Barbusse ist unmittelbar in seinem Schreiben noch vor Ort: „Ich erinnere mich trotzdem sehr gut, dass ich in dieser Sekunde instinktiv meinen Kameraden suchte, bestürzt und verstört: Ich sah, wie sein Körper in die Höhe flog, aufrecht, schwarz, die Arme weit ausgestreckt, und eine Flamme loderte an der Stelle seines Kopfes!“

3

Die frühen 70er waren eine Zeit der Aufklärung, zumindest unter jungen Leuten. Man hatte es nicht nur läuten gehört, sondern auch zusammenschlagen. 68 der Einmarsch des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei, dazu der sich schon ewig hinziehende dreckige Vietnam-Krieg.

Es herrschte Redebedarf. Und so besaß jeder Stadtteil von Leipzig seinen Treff, unter dem Dach der Kirche „Offene Arbeit“ genannt. Wenn man durch die Stadt zog, traf man in Abständen die gleichen Leute wieder. Ein ganz Teil ging in den nächsten Jahren durch die Katorga (russischer Begriff für Zuchthaus, Dostojewski).

Als die DDR die Schlussakte von Helsinki unterzeichnet hatte, erschien in der Runde ein gewisser Piper und hatte den Text bei sich. Dann verkündete er, dass er aufs Rathaus gehen und seine Ausreise in den Westen beantragen würde. Und zur Verblüffung aller war er umgehend fort. Das ist, um ein weiteres geflügeltes Wort zu gebrauchen, der Tag, an dem die Säge sägen will. Nur an einem Tag.

Wir anderen klärten uns weiterhin gegenseitig auf. Es gab kein Thema, das nicht der Betrachtung wert gewesen wäre. So stellte sich einmal die Frage, ob man ohne traditionelle Voraussetzungen beten könne. Der Anführer einer der „Wandergruppen“, erstaunlicher Weise ohne meist dem Englischen entlehnten Spitzname, also nur Michael genannt, bejahte dies. Er war nie in einer Kirche gewesen, gebetet dürfte niemand mit ihm haben, auch nicht „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein.“ Es wunderte, dass er bei seiner Redegewandtheit nicht zur Ausführung anhub, sondern uns durch Schweigen im Ungewissen ließ.

Nun war es so, dass Wehrdienstverweigerer und ähnliche unsichere Kantonisten es den Vietnam-Veteranen nachmachten. Aus dem Westen wurde eine Uniformjacke besorgt und mit einigen Aufnähern, hauptsächlich dem der Ostermarschierer, und Abzeichen versehen. Ich besaß seit 68 eines, bei dem zwei Hände einen Karabiner zerbrachen. Das war ein französisches aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg. 68 war ich unterwegs, on the road, und konnte in Wörlitz nicht mehr weiter, 9. August. Die Türmerin quartierte mich bei sich ein, bis die Blasen an den Füßen sich gegeben hatten. Ich war intensiv mit meiner Geschichte befasst, nicht mehr zu meiner tschechischen Freundin gelangen zu können und ihrer verlustig zu gehen. Vierzehn Tage später war es dann auch so. Die Türmerin schenkte mir jenes Abzeichen.

Eine Gruppe, die später die Uniformjacke trug, bestand aus denjenigen, welche auch Veteranen waren, Heimkehrer aus der Tschechoslowakei. Es ist immer wieder heftig proklamiert worden, dass keine NVA-Soldaten beim Einmarsch dabei waren. Die Erklärung ist einfach, sie standen unter sowjetischem Kommando. Hier handelte es sich um Mot-Schützen (Motorisierte Schützen, vergleichbar mit Panzergrenadieren), verächtlich Mucker genannt, aus der Georg-Schumann-Kaserne Leipzig. Jener Michael war Mucker gewesen. Er machte davon aber kein Aufheben, Schweigen war geboten.

Ich ließ mich nicht davon abhalten, ihn zu fragen, was es mit dem Beten auf sich hätte. Und er erzählte. Eines Nachts, sie befanden sich bereits „im Felde“ irgendwo am Fuße des Erzgebirges, gerieten sie unter Beschuss von Granatwerfern. Es krachte, es blitzte, Erde flog umher und auf die Zelte. Da hat er die Hände gefaltet und gebetet, ohne je dazu angeleitet worden zu sein.

Am 20. August um 23 Uhr gab es Vollaarm. Es wurde mitgeteilt, wohin es zu gehen hatte. Begründet wurde es damit, dass amerikanische Fallschirmjäger in der Tschechei gelandet seien. Umgehend zu schießen, wurde zur Selbsterhaltung empfohlen. Wenn eine Handgranate in so einen SPW (Schützenpanzerwagen) fiele, könne sich jeder vorstellen, was es für Hackfleisch geben würde.

Michael hockte im SPW hinter seinem Schützenloch, den Finger am Abzug. Es war, wie er sagte, zum Glück früh am Morgen und alles menschenleer. Er zog sein Fazit: „Wenn da ein Kräuterweiblein aus dem Wald gekommen wäre, hätte ich es im Nu weggeputzt.“

Redebedarf herrschte auch 1915 bei jenen Soldaten, die dem Ersaufen entkommen waren und restlos erschöpft eine Erhöhung gefunden hatten. Es ging dabei nicht ums Beten, sondern um das Vergessen.

Von der Korporalschaft sind nur noch Barbusse und Paradis zusammen. Die anderen sind fremd und wohl auch untereinander fremd. Paradis spricht plötzlich vom Krieg, genauer – vom Gesicht des Krieges. Barbusse beschreibt dieses Gesicht: „Dieser Krieg ist mehr als der Sturmangriff, der einer Parade gleicht, mehr als die offene Schlacht, die sich wie eine Standarte erhebt, sogar mehr als der Nahkampf, bei dem man schreiend aufeinander stürzt – dieser Krieg ist mehr als das alles: Er ist die furchtbare, die grenzenlose Erschöpfung; Wasser bis an die Hüften, der Morast und der Schlamm und der widerwärtige Schmutz. Dazu die verwesenen Gesichter, zerfetzte Leiber und die Leichen, die keinem Leichnam mehr ähnlich sehen und auf der gefräßigen Erde schwimmen. Das ist der Krieg, dieses endlose, eintönige Elend, von wahnwitzigen Tragödien unterbrochen.“

Vor nicht langer Zeit waren Barbusse, Paradise und einige andere der Korporalschaft in einer nicht näher bezeichneten Stadt. Sie waren heiter gestimmt und bestaunten diese Welt. Dann wurden sie immer verstörter, weil man sich mit ihnen unterhalten wollte und sie es nicht vermochten. Vor allem die enthusiastischen Frauen irritieren sie. Eine solche, eine Dame, will Mitleid erheischen und sagt, dass es wohl hart im Schützengraben sei. Na ja, liebe Frau, es ist nicht immer ein Vergnügen. Die Dame knüpft an: „Was für eine körperliche und moralische Stärke Sie haben müssen! Und Sie haben sich wohl an das Leben gewöhnt, nicht wahr?“ Natürlich, alles Gewohnheit. Ganz gut daran gewöhnt.

Nun holt die Frau eine Zeitschrift hervor und zeigt ungeschminkte Bilder. Dann wendet sie sich nicht nur an die Soldaten, sondern auch an die Runde, die diese umstehen und verlangt Zustimmung, dass man solche Darstellungen verbieten müsste. Das Wort „unglücklich“ kommt aus ihrem Mund. Die Männer der Korporalschaft überzeugen sie nicht gänzlich, als sie vorgeben, nicht unglücklich zu sein.

Falls es doch `mal so sein sollte, hat die Dame das wahre Gesicht des Krieges parat: „Ich weiß sehr gut, es gibt einen Ausgleich. So ein Sturmangriff muss doch etwas Herrliches sein, nicht wahr? Diese unzähligen Männer, die wie zu einem Fest vorstürmen! Und die Hörner, die im Feld zum Angriff blasen: `Droben im Himmel sitzen wir dann beim Wein ...`, und unsere jungen Soldaten, die niemand zurückhalten kann und die `Vive la France!` rufen oder

mit einem Lächeln auf den Lippen sterben ...! Ach, uns ist diese Ehre nicht vergönnt wie euch.“

Darüber unterhalten sich Barbusse und Paradis und haben einen Jäger als Zuhörer, der platt und regungslos am Boden liegt. Wie gepeinigt springt er auf und lässt sich hören: „Schön! Ja! Schöne Scheiße! Das ist gerade so, als ob eine Kuh sagt, es sei herrlich, wenn man in La Villette die vielen Ochsen sieht, die man zum Schlachthaus peitscht! Aber schön! Scheiße!“ Dann brüllt er: „Mit solchem Zeug peitscht man uns bis aufs Blut!“

Paradis will von seinen Betrachtungen nicht lassen: „Wenn man von diesem Krieg spricht, ist es, als ob man nichts sagen könnte. Die Worte bleiben einem im Halse stecken. Man sitzt da und starrt wie irgendein Blinder ...“ Die anderen pflichten ihm insofern bei, dass man niemandem den Krieg erklären kann, der nicht dabei war.

Die Stimme eines Soldaten klingt wie eine Totenglocke: „Später kannst du viel erzählen, es wird dir keiner glauben. Nicht aus bösem Willen oder um dich zu ärgern, nein, einfach weil`s keiner kann. Wenn du später mal sagst, falls du noch lebst und das zusammenkriegst: `Wir haben in der Nacht geschantzt, dann gab`s Feuer, und dann sind wir beinahe im Schlamm ertrunken`, werden sie antworten: `So!`, oder vielleicht sagt einer: `Das war wohl nichts zum Lachen?` – Das ist dann alles. Keiner kennt das, nur du.“

Es ist erstaunlich, wie sich nicht nur alle an dem Gespräch beteiligen, sondern sich Widerspruch regt. Man selbst wird vergessen, weil man zu viel gesehen hat. Einer bekräftigt das: „Alles, was wir gesehen haben, war zu viel. Das zu behalten, sind wir nicht fähig ...“

Es ist dies die wichtigste Reflektion des Krieges im „Feuer“. Sie ist nicht aufgetragen, sondern ergibt sich nach dem Inferno der Wassernacht. Man muss sich irgendwie Rechenschaft geben.

Der nächste Schritt im befürchteten Gedächtnisverlust wird getan. Ein Soldat hegt eine Vermutung: „Und wir werden zu viel vergessen! Nicht nur, wie lange das Elend gedauert hat, was noch nicht abzusehen ist; nicht nur die Vormärsche, die die Felder wieder und wieder zerwühlen, die Füße zerfetzen, die Knochen unter der Last des Gepäcks verbiegen, das in den Himmel zu wachsen scheint; und dann ist man so fertig, dass man seinen eigenen Namen nicht mehr weiß; das Warten und die Untätigkeit, die dich zu Tode martern; der Arbeitsdienst, zu dem die Kräfte nicht mehr reichen; die endlosen Wachen, wenn du auf den Feind lauerst, der nachts überall ist, und gegen den Schlaf ankämpfst; das Schlafen auf verlaustem Mist. Nein, sogar die Schweinereien mit den Granaten und Maschinengewehren, den Minen, dem Gas und den Gegenangriffen. Im Augenblick steht man unter dem Eindruck der Wirklichkeit und begreift. Aber in der Erinnerung wird das undeutlich und verfliegt, und du weißt nicht wie, und du weißt nicht wohin; dir bleiben nur die Namen, nur die Worte, wie im Heeresbericht.“

Hier ein kurzer Einschub. Der deutsche Heeresbericht umfasst etwa 15 Bände. Das Kartenmaterial ist exakter als ein Rahmenplan für die Erschließung eines Braunkohlentagebaues. Die Darstellung ist das Trockenste, was mir je unter die Finger kam, tödlich exakt. Der Heeresbericht ist jeweils von höchster Genauigkeit und eben deshalb eine Lüge, weil er für das Vergessen geschrieben wurde.

So bemüht bei Barbusse auch ein Soldat das Mechanische: „Wir sind Vergess-Maschinen. Der Mensch ist irgendetwas, was ein bisschen denkt, aber vor allem vergisst. So sind wir nun einmal.“

Jetzt erfolgt die interessanteste Feststellung. Wenn man sich erinnern würde, gäbe es keinen Krieg mehr, dann wäre auch dieser Krieg weniger nutzlos, als er ist. Man müsste sich deshalb erinnern, dass nach diesem Krieg kein zweiter mehr kommt. Und nun ertönt erst einzeln und dann im Chor: „Nie wieder Krieg!“

Dann folgt prägnant und kurz, warum man zwangsweise vergessen muss und es tut. Das zu schreiben, ist von äußerster Ehrlichkeit, den eben hochgetriebenen Idealismus relativierend. Einer wirft ein: „Trotzdem, was sind wir denn seit zwei Jahren? Unvorstellbar unglückliche

Kreaturen; aber wir sind auch Wilde, Rohlinge, Räuber, Schweine.“ Einer antwortete knirschend, dass sie noch mehr als dieses seien.

Dann herrscht Schweigen. Barbusse schreibt in dieses hinein: „In der trostlosen Stille dieses Morgens erkannten diese Männer, von Müdigkeit gequält, vom Regen gepeitscht und durch die lange Gewitternacht zerschlagen, erkannten diese Männer, die den Flammen und der Flut entkommen waren, wie der Krieg im Physischen und im Moralischen gleich abscheulich, nicht nur die Vernunft schändet, die großen Ideen besudelt und alle Verbrechen befiehlt, sondern sie erinnerten sich, dass sie entdeckt hatten, wie sehr er in ihnen selbst und in ihrer Umgebung alle schlechten Instinkte bis auf den letzten entfesselt hatte: Bösartigkeit bis zum Sadismus, Egoismus bis zur Hemmungslosigkeit, Besitzgier bis zum Irrsinn.“

4

Herbert Liebig wollte in Amerika bleiben. Der Wunsch wurde nicht abschlägig beschieden, er müsse aber erst zurück und könne dann als Zivilist die USA als seine Heimat wählen. Herbert Liebig hat diese Zeit als schönste in seinem Leben bezeichnet. Man muss sich vorstellen, ein Kriegsgefangener preist die Freiheit, die ihm in Amerika begegnete. Bei der Arbeit zeigten sich ihm die Möglichkeiten, welche das Land zu bieten hatte. Er war Holzfäller in Maine, Kartoffelleser in den mittleren Staaten, wobei sie weiße Seidenhandschuhe tragen mussten. Die Farbigen nicht, mit denen die Gefangenen stets zu arbeiten hatten. Im Süden waren sie bei der Baumwollernte, arbeiteten aber nur nachts beim Einlagern der Baumwolle. Betörend und erleichternd war dabei der Gesang der Farbigen.

Wenn mein Großvater vom Krieg erzählen wollte, dann davon. Es ist wohl nur zweimal vorgekommen, dass er erregt auch das „andere“ mitteilte. Es handelte sich nur um einen langen Tag, den Devils-Day 1944.

Bis dahin war er unabkömmlich gewesen, nämlich als Rangierer auf dem Bahnhof Rietschen, in gewisser Weise auch Kriegsdienst. Zudem war er schon 33. Erst einmal kam er nach Brüssel, wo ein schwungvoller Schwarzmarkt betrieben wurde. Bei den ersten Anzeichen, dass dieser aufzufliegen drohte, „verschickte“ der Kommandeur seine Untergebenen. Herbert kam nach Grenobel, wo ihm der Blinddarm entfernt wurde, obwohl dieser keineswegs entzündet war. Als die Machenschaften in Brüssel dann aufgedeckt wurden, verfuhr man milde. Es war wohl viel Geld geflossen. So gelangte er nach Cherbourg ans Maschinengewehr.

Unmittelbar mit Beginn der alliierten Landung in der Normandie wurden sie in das Kampfgebiet geworfen. Es scheint sich um den Abschnitt Utah gehandelt zu haben, da der Cherbourg am nächsten lag. Den tiefsten Eindruck hat bei Herbert Liebig die Schiffsartillerie hinterlassen. Von deren Geschossen, die Krater von der Größe eines Hauses hinterließen, wurden sie empfangen.

Es hat dann sogar einen Gegenangriff gegeben. Die Leichen schauten aus dem Schlamm. Der Großvater sagte mit merkwürdig weit schweifendem Blick: „So wollte ich nicht verrecken.“ Es ging zurück und gleich über die Küstenböschung hinweg. Eingraben. Herbert Liebig grub sich bis tief unter die Wurzeln einer Eiche ein, Erfahrung durch die Schiffsartillerie.

Einem 19jährigen war das MG auseinandergefallen. Er weinte aus Verzweiflung, sich nicht wehren zu können. Dann kroch er zu Herbert in das tiefe Loch. Der wollte ihn vertreiben: „Hau ab, sonst gehen wir beide drauf.“ Aber der Junge klammerte sich an ihn. Dann saß er teilnahmslos auf dem Boden des Erdloches.

Gekämpft wurde nur bedingt. Die Amerikaner kamen immer wieder `mal schauen, ob noch jemand lebte. Fiel ein Schuss, zogen sie sich sofort zurück. Dann kamen die Flieger. Herbert

war sich sicher, dass es keinen Pardon geben würde, wenn die Amerikaner erst einmal durch waren.

Dann war es so weit. Vorbereitet wurde der Angriff durch die Artillerie. Die Schiffe waren durch die abendliche Flut näher herangekommen. Dann zerriss der Vorhang des Trommelfeuers und die amerikanische Infanterie rückte vor. Wieder blickte der Großvater in eine unbestimmte Weite und sagte abgehackt: „Nur noch 50 Schuss. Und dann das Ende.“ Er hat nicht noch einmal schießen müssen. Ein Amerikaner setzte ihm den Fuß in den Nacken und sagte: „come boy.“ Sie waren unbemerkt von hinten herangekommen. Dann stellte sich heraus, dass Herbert Liebig und der Junge als einzige der Kompanie übriggeblieben waren. Es ging noch am Abend auf die Transportschiffe und Richtung Amerika. Der einzige Tag, in dem Herbert Liebig im Krieg war, rollte sich auf. Er lag hinter der Schiffsschraube, und deren Geräusch vermittelte das Toben dieses Tages.

Erst viel später ist mir eines bewusst geworden, was ich verstohlen beobachtet hatte. Bei der Schilderung zitterte die Hand und der Arm meines Großvaters. Verstanden habe ich es dann bei der Darstellung von Tom Hanks in „Der Soldat James Rayn“. Der Großvater ist mit 71 Jahren an der Parkinson-Krankheit gestorben und hat die letzten 8 Jahre nur noch gezittert. Nur ein Tag im Krieg – aber eben am Teufels-Tag.

Henri Barbusse hat seinen Roman „Das Feuer“ mit einer Widmung versehen: „Dem Gedächtnis der Kameraden, die an meiner Seite bei Crouy und auf der Höhe 119 gefallen sind.“ Die Höhe 119 befindet sich bei Souchez. Über diesen Unort geht es vor. Es ist Winter. Am Himmel stehen die Fesselballons beider Seiten, das untrügliche Zeichen baldigen Trommelfeuers.

Die verschiedenfarbigen Leuchtraketen signalisieren, welche Geschützformation zu schießen hat. Ein Kaliber nach dem anderen fällt ein. Die Korporalschaft tauscht sich rege darüber aus. Es beginnt mit 7, 7 cm Schrappnells, dann fallen 15er und 20er ein, 7, 5 mit scharfem Ton und Knall. Die 22er Batterie vom Punkt Gamma schießt. 27er Mörsergranaten schlagen ein. Und jedes Geschoss erzeugt einen eigenen Ton, bis der „Hexensabbat“ im Gange ist.

Über dem Gelände „platzt ein dichtes, grünes Watteknäuel und wallt nach allen Richtungen. Dieser Farbton, der von allen andern stark absticht, erregt Aufmerksamkeit, und wie aus einem Kerker kehren wir unsere Gesichter diesem scheußlichen Ballen zu.

„Das ist Gas, bestimmt. Gasmasken fertigmachen!“

„Solche Schweine!“

„Das sollte man wirklich verbieten“, erklärt Farfadet.

„Was?“ fragt Barque spöttisch.

„Diese unsaubren Mittel, Gas ...“

„Das hängt einem ja zum Hals raus“, erwidert Barque, „verbieten und unsaubre Mittel ...“

Wenn man Menschen mit zerquetschtem Brustkasten, mitten durchgeschlagen oder von oben bis unten durch gewöhnliche Granaten gespalten und zerfetzt gesehen hat, ausgehöhlte Bäuche, die Eingeweide wie mit Heugabeln herumgestreut, Schädel, die zwischen die Lungen gerammt sind, als ob sie mit einer Keule hineingetrieben wären, oder dort, wo der Kopf war, nur noch ein Stück Hals, von dem das Gehirn wie Stachelbeermarmelade über Brust und Rücken fließt; wenn man das gesehen hat, dann soll mir noch einer kommen und sagen: „Das sind saubere Mittel!“

Weitere Vergleiche zu den verwendeten Granaten werden angestellt und die österreichischen 13er und die 7, 4 Granaten als schlimmste identifiziert. Bei der deutschen 10,5er ist es kaum möglich, in Deckung zu gehen. Ja, und die neuen Sauggranaten springen erst umher, ehe sie explodieren.

Ein Sergeant ist eben eingetroffen. Ohne zu prahlen, will er das Gerede übertreffen. „Das alles ist gar nichts“, sagte der neue Sergeant, der bei uns stehengeblieben war: „Ihr hättet sehn sollen, was sie uns bei Verdun serviert haben, wo ich gerade herkomme. Nichts als 38er, 42er“

und zwei 44er schossen rüber. Wenn du da Pfeffer gekriegt hast, kannst du sagen, du weißt, was es heißt, Pfeffer kriegen! Die Wälder, weggemäht wie Getreide. Alle Unterstände haben sie entdeckt und zerschlagen, sogar durch drei Balkenschichten durch, alle Straßenkreuzungen abgestreut, die Wege in die Luft gejagt: Da waren lange Haufen von zusammengeschlagenen Kolonnen, zerfetzten Kanonen, ineinander gedrehten Leichen, wie mit der Schaufel hingeworfen. Dreißig Mann konntest du nach einem Einschlag an Kreuzungen liegen sehen; andre sind in die Luft geflogen, sie wirbelten bis fünfzehn Meter Höhe, und Hosenfetzen blieben oben in den Bäumen hängen, wo es noch Bäume gab. Da konntest du sehen, wie so eine 38er in ein Haus fuhr, in Verdun, durchs Dach rein, zwei, drei Stockwerke durch, und unten krepieren, dass der ganze große Schuppen auseinanderflog. Und draußen stiebten Bataillone auseinander und schmissen sich auf die Fresse wie armes, wehrloses Wild im Unwetter. Da siehst du auf Schritt und Tritt auf den Feldern armdicke Splitter und so breit: Man brauchte vier Mann, so einen Brocken hochzuheben. Die Felder, wie mit Felsbrocken gespickt ...! Und das ging monatelang. Na, was sagst du nun? Sagst du da noch was?` wiederholte der Sergeant und ging weiter, ohne Zweifel, um seine Erinnerungen andernorts auch anzubringen.“

Barbusse hat mit dieser technischen Schilderung der Kaliber und deren Wirkung geschickt darüber informiert, was Trommelfeuer ist, eigentlich, wie es beginnt. Denn es sollte ja im Angriff noch hindurchgehen. Diesmal nicht, ein andermal.

Dass es soweit war, tat sich unbestimmt kund, etwas stimmte nicht mehr. Es erfolgte keine Ablösung, der Urlaub war gesperrt wie auch die Post. Gerüchte verbreiteten sich. Obendrein hatte sich das Verhalten der Offiziere geändert. Sie gaben keine Auskunft mehr. „Der Soldat erfährt nie vorher, was man mit ihm machen will, man legt ihm eine Binde vor die Augen und nimmt sie erst im letzten Augenblick fort.“

Mit dem „Alarm“ geht es in die Gräben, die randvoll mit Menschen gefüllt sind. „Wir sind soweit. Schweigend treten wir an, die Decken um die Brust, den Sturmriemen herunter, auf die Gewehre gestützt. Ich betrachte die verkrampften, bleichen, eingefallenen Gesichter.

Das sind nicht Soldaten: Das sind Menschen. Es sind keine Abenteurer, keine Krieger, die für dieses Menschenschlachthaus – als Schlächter oder als Schlachtvieh – geboren sind. In den Uniformen stecken Bauern und Arbeiter. Es sind entwurzelte Bürger. Sie stehen bereit, warten auf das Zeichen des Todes, um zu morden; aber wenn man an den blitzenden Seitengewehren vorbei ihre Gesichter betrachtet, sieht man, dass es einfach Menschen sind.“

Von Pionieren werden Treppenstufen in die Grabenwand geschnitten. Alle müssen zügig hinaus. Die ekelhaften Trillerpfeifen, die bei den Deutschen gellen, gibt es bei den Franzosen nicht. Auf ein weitergegebenes Kommando wird losgestürmt. Jetzt liegt alles in tiefer Stille. „Und man vernimmt die Gedanken, die Angst und ihre Abschiedsworte aus ihrem Schweigen, ihrer Reglosigkeit und aus der krampfhaften Ruhe, die ihre Gesichter in übermenschlicher Anstrengung zusammenhält.“

Die Stille bleibt bestehen. Das Rennen in diesen Minuten hat aber etwas Irres an sich. Jeder weiß, warum er hier läuft, was das Ziel ist. Sie rennen Mann an Mann, Schulter an Schulter, hinter den Hacken eines anderen her und die Füße eines anderen an den eigenen Hacken. Die Methode ist aberwitzig. Diese Anhäufung von Stürmenden ist notwendig, damit drüben noch welche ankommen, die aus unerfindlichen Gründen am Leben geblieben sind. Es wird an diesem Tag so sein, dass das Bataillon von Barbusse als erste in die deutschen Stellungen gelangt – dabei gehörten sie zur Reserve.

Mit einem Schlag springt das Trommelfeuer hoch. Dass die deutschen Stellungen zur gleichen Zeit mit brachialer Gewalt beschossen werden, wissen die Stürmenden nicht. Im Sperrfeuer ist der Lärm universal.

Die Korporalschaft und manch andere sind heran. „Jetzt müssen wir diesen Flammenwirbel, diese schrecklichen, senkrechten Wolken hinter uns bringen. Wir stürzen hinein, kommen durch, aus Zufall; ich sah, wie hier und da sich Gestalten torkelnd im Wirbel drehten und

dann niedersanken, plötzlich von einem Abglanz des Jenseits verklärt. Ich sah seltsame Gesichter, die Schreie ausstießen, und wir nahmen sie wahr, ohne sie in dem Höllenlärm zu hören. Kohlenglut stürzte wütend in ungeheuren roten und schwarzen Massen um mich herum und wühlte die Erde auf, riss sie mir unter den Füßen fort und schleuderte mich zur Seite wie ein federndes Spielzeug. Ich erinnere mich, dass ich über eine brennende Leiche sprang; sie war schwarz und über und über mit knisterndem rotem Blut bedeckt. Ich weiß auch noch, dass die Zipfel meines Mantels, die um mich schlugen, Feuer fingen und eine Rauchspur hinter sich ließen. Dann zog ein grässlicher Flammenschein unsere Blicke nach rechts und blendete uns. Dort sprangen Feuer längs des Laufgrabens 97 auf, dicht nebeneinander, wie lebende Fackeln.“

„Vorwärts!“

Als sie durch das Feuer sind, offenbart sich ihnen ein Leichenfeld. Es gibt den ersten Graben der Deutschen nicht mehr, aber auch die Soldaten der Angriffswelle sind verschwunden. Es gilt aber noch zu kämpfen: „Sobald unsere schwankende, stolpernde Linie auftaucht, spüre ich, dass neben mir zwei Mann getroffen werden, zwei Schatten zu Boden stürzen und uns vor die Füße rollen, der eine mit einem schrillen Aufschrei, der andere stumm wie ein Ochse. Noch einer verschwindet mit einer Gebärde des Wahnsinns, als ob ihn der Teufel geholt hätte.“

Dann ist der zu erobernde deutsche Graben erreicht. Dort stürzen sie sich hinein. Es ist kein Offizier mehr vorhanden, der sie befehligen könnte. Die Deutschen sind in die Unterstände geflüchtet. Wozu die Handgranaten da sind, wird deutlich. „Dumpe Detonationen erschüttern den Boden, es geht etwas vor unter der Erde, in den Unterständen. Mit einem Mal trennen uns ungeheure Massen so dichten Rauches, dass es wie eine Maske auf unseren Gesichtern liegt und wir nichts mehr sehen. Wir wehren uns wie Ertrinkende gegen diese teuflische, beißende Luft, die uns in Dunkel hüllt. Wir branden gegen Riffe kauender, zu Knäueln geballter Wesen, die am Boden schreien und verbluten.“

Etliche der Korporalschaft sind gefallen. Man erkundigt sich. Unvermutet stoßen sie auf einen Toten. „Wir treten näher. Pépin liegt ausgestreckt mit verkrampften Beinen und Armen da; sein Gesicht, über das der Regen rinnt, ist aufgedunsen, verletzt und scheußlich grau.

Einer, mit einer Hacke in den Händen, das Gesicht, das von lauter schwarzen Falten durchfurcht ist, schweißüberströmt, erzählt uns vom Tode Pépins: `Er war in einen Unterstand gekrochen, in dem sich Deutsche versteckt hatten. Und, weil das keiner wusste, da haben sie das Nest ausgeräuchert und danach den armen Kerl tot aufgefunden, verzerrt wie einen Katzendarm, mitten unter den Boches, die er vorher erledigt hatte und wirklich wie ein Fachmann erledigt hatte, das kann ich euch sagen; denn ich bin Fleischer bei Paris.“

5

Am 18. Juli 1982 wurde unsere Tochter Geertje geboren. Mit Geschichte war ich zu der Zeit ausgiebig befasst, vergangener und gegenwärtiger. Am 18. Juli 1916 war der Höhepunkt der Somme-Schlacht. Die britischen Nationen griffen auf der gesamten Länge von 40 km an, um den Durchbruch zu erzwingen, was ihnen unter ungeheuren Verlusten nicht gelang.

Das Jahr 1982 war ebenfalls kriegerisch, obwohl gerade auf dem Höhepunkt der Hochrüstung dem Frieden zum Durchbruch verholfen werden sollte. Die Aktion „Schwerter zu Pflugscharen“ war im Gange, eine Massenbewegung junger Leute, ausgelöst durch die Friedensdekade 1981. Ich hatte mich nicht daran beteiligt, hatte daher genug Aufnäher für die durch die Polizei entfernten zu verteilen. Mein Geschichtsverständnis der DDR überzeugte mich davon, dass dieser Staat nicht mit demokratischen Mitteln zu überwinden war. Er musste aus sich selbst heraus kaputtgehen, letztendlich an seiner Energie- und Umweltpolitik. Um das zu erleben, war ich ja, mir bewusst, mit meiner Familie und Gemeinde auf Braunkohle zu sitzen, in das Energiezentrum Hagenwerder gegangen.

Die Bewegung „Schwerter zu Pflugscharen“ wurde erstaunlicherweise so konstruktiv, dass der Soziale Friedensdienst (SoFd) gefordert wurde, was einer Änderung der Verfassung der DDR bedurfte hätte. So erfolgte dann die staatliche Antwort, dass die Verfassung „nicht zu durchbrechen ist“. Das war im März.

Im Mai teilte mir ein Genosse seine tiefe Enttäuschung über mich mit. Ich wäre auf einer Parteiversammlung (von Seiten des Kraftwerkes Hagenwerder) in Zittau als Rädelsführer neben dem Pfarrer Baier aus Markersdorf genannt worden. Der war freilich sehr aktiv gewesen, ich nicht. So antwortete ich lachend, dass ich mir schon immer gewünscht hätte, berühmt zu werden, ohne etwas dafür getan zu haben. Das Lachen sollte mir alsbald vergehen.

Ich hatte das Stück „König von Preußen“ geschrieben, dann bei ständigen Anzeigen, die schwerste wegen „Verunglimpfung des Unteroffiziersstandes“ durch die Offiziersschule in Zittau eingereicht, von meiner Spielgruppe bis zum Ende der DDR aufgeführt. Wir konnten das Stück einfach nicht absetzen. Jedenfalls war es in der untersten Schublade gut aufgehoben gewesen und nur zwei Leute wussten davon, absolut integer. Auch meine schwangere Frau nicht. Wahrscheinlich war das Stück auch ohne Computer und Internet alsbald Zeile für Zeile in die falschen Hände gelangt, oder aus anderer Sicht, in die richtigen.

Die Initiatoren von SoFd waren unsichere Kantonisten gewesen, freilich auch Pfarrer, die man „laufen gelassen“ hatte, ohne sie einzuziehen. Das war nur bis zum abgeschlossenen 26. Lebensjahr möglich. Was weniger bekannt ist, es war auch eine Reservistenbewegung. Die Reservisten, die meist zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr aktiv gedient hatten, wurden ständig zu Manövern herangezogen und ausnahmslos zu einem halben Jahr Reservistendienst. Hier hatte sich bei den Familienvätern eben auch die Gesinnung geändert. Mit einer Entscheidung zum Sozialen Friedensdienst hätte sich die „Kampfbereitschaft“ erledigt gehabt.

Der weitreichendste Schachzug der DDR-Führung und der Nationalen Volksarmee bestand darin, den aktiven Wehrdienst auf 35 Jahre heraufzusetzen. Damit durften die Reservisten noch lange „auf den Acker“. Wichtiger war, dass sich diejenigen, die sich mit oder ohne Wollen des Militärapparates entzogen hatten, nun im Fadenkreuz befanden.

Ich war zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre alt. Der 18. Juli 1982, als unsere Tochter geboren wurde, ist ein Sonntag gewesen. Am Montag fand ich den Gruß des Wehrkreiskommandos im Briefkasten, die berühmt-berüchtigte graue Karte. Diese forderte zur Nachmusterung auf, Termin Mitte August. Diese Karte bedeutete unmissverständlich die folgende Einberufung, hier der 1. November.

Ich bin sofort zu meinen Eltern gefahren und mein Vater sagte in seiner bestimmten, knappen Art: „Jetzt haben wir das so lange durchgestanden, dann werden wir es auch weiter tun. Wenn du ins Gefängnis kommst, werden wir für deine Frau und deine Kinder sorgen.“ Alles war klar.

Im August dann gelangte ich nicht bis ins Wehrkreiskommando. Ich wurde an der Pforte abgefertigt. Eine ältere Frau hinter der Scheibe fragte mich, ob ich zu meiner Erklärung von 1969 stehen würde. Die war mir in diesem merkwürdigen Moment entfallen und ich sagte einfach „Ja.“ Dann konnte ich gehen und erhielt einen neuen Wehrpass, wegen dem ich eigentlich bestellt worden wäre. Als ich meinen alten vorgezeigt hatte, war die Dame konsterniert. Ich hatte seinerzeit auch den Wehrpass verweigert, weil unter der Rubrik „truppendiensttauglich“ „Pionier“ stand, was im Kriegsfall als aktiver Wehrdienst gegolten hätte. 1971 wurde er mir dann aufgedrängt. In Görlitz war man wohl der Meinung, dass ich seit nunmehr 13 Jahren ohne dieses wichtige Dokument herumliefe. Die Dame tat ihre Pflicht und drängte mir den neuen Wehrpass auf. Dann fauchte sie: „Verschwinden Sie.“ So bin ich im Besitz von zwei Wehrpässen, einen mit Truppendiensttauglichkeit und einen ohne.

Meine Briefe aus dem Gefängnis und die Briefe von der Front, die Barbusse schrieb, hätten Analogien aufgewiesen: eine Extremsituation, die Trennung von der geliebten Frau, die Sorge hin und her, das Nicht-Erzählbare, dann doch das Erzählen-Müssen.

Was ich hier wie vorher assoziierend zum Krieg geschrieben habe, ist nicht geschehen, um mit Anekdoten zu unterhalten. Es ist wegen meiner Frau geschehen, die bedacht werden sollte. Wie ich es schon bei den Lebenserinnerungen meines Großvaters Richard Bergmann hervorgehoben habe, will ich das unmittelbare Umfeld, eben die Frauen, gewürdigt wissen. Marie-Liane sagt bis heute, dass ich bei dem vielen Glück, welches ich hatte, am glücklichsten sein soll, dass mir das Gefängnis erspart blieb: „Sie hätten dich gebrochen.“

Es ist auch im Blick auf Barbusse die Frage, ob er durch den Krieg gebrochen wurde, wohl eher nicht. Er wurde Kommunist, wie Richard Bergmann ein tatkräftiger Christ. Ich hatte ohnehin schon meine Konsequenzen gezogen und wäre wohl konsequent auf meinem Weg geblieben, wie ich ihn dann auch gegangen bin. Wer weiß?

Die Frau von Barbusse hieß Hélyonne, jüngste Tochter des Schriftstellers und Publizisten Mendès, der Barbusse gefördert und in die literarische Welt eingeführt hatte. Ich beginne mit dem, was Anreden unter Liebenden betrifft. Die Schreiben seiner Frau sind in „Briefe von der Front“ leider nicht gegenübergestellt. Die Anreden dürften aber vergleichsweise variiert worden sein. Wenn meine Frau in tiefstem Kummer mit „Mein Liebster“ begann, war das schon ein Aufmerken, dass sie mich trösten wollte.

Hier nun die Umarmungen von Barbusse: „liebes Kleines; liebes kleines Mädchen; mein liebes Kleines; liebes Herz meines Herzens; mein liebes Herz; mein angebetetes liebes kleines Herz; meine schöne kleine Liebste; meine liebe kleine Fee; meine Liebste; liebes Kind; mein Mädchen; meine kleine Hübsche, meine kleine Schöne; Liebling; mein armes liebes Kätzchen; meine kleine Liebste; liebes Herzchen; allerliebste kleine Hübsche; mein lieber kleiner Spatz; mein liebes Kindchen; mein liebes Kind meines Herzens; mein Liebes, mein schöner kleiner Engel; mein heißgeliebtes kleines Herz; mein Mädchen; liebes kleines Kind; mein liebes Küken; liebe kleine Verbannte; meine liebe Hélyonne; liebes, wutschraubendes Spätzchen mit struppigem Gefieder; meine kleine und geliebte Sekretärin.

Henri Barbusse hatte sich kriegsfreiwillig gemeldet, mit 41 Jahren und angeschlagener Gesundheit. In etlichen seiner Briefe schreibt er, wie streng er seine Diät einhalte. Der bereits bekannte Autor, hauptsächlich in Zeitschriften veröffentlichend, hätte als „Held“ ein Leben in der Etappe führen können. Er meldete sich aber an die Front, um bei den Poilus zu sein, einfachen Arbeitern und Bauern, die den Blutzoll zu zahlen hatten.

Am 13. September 1914, also nach der Marne-Schlacht, schrieb er an seine Frau: „Allgemein ist man der Meinung, wenn die Angelegenheit weiterhin eine so günstige Wendung nehmen wird wie seit acht Tagen, werden wir wahrscheinlich gar nicht ins Feuer geschickt werden, oder wenn, dann erst spät und nur zur Sicherung und Besetzung im rückwärtigen Frontabschnitt.“

Seine Zuversicht entnahm er der Tatsache, dass er zu einem Landwehrregiment gehörte. Seine Adresse mit dem Standort Albi lautete: Henri Barbusse, Soldat des 35. Landwehr-Infanterieregimentes, 15. Kompanie, 7. Korporalschaft. Albi (Tarn).

Etwa ein Drittel des Romans „Das Feuer“ handelt vom Warten. Erst am 22. Dezember 1914 wird das Regiment verladen und an die Front gebracht. Barbusse behält den Stil bei. Das geisttötende Warten auf den Einsatz als Schanzkommando, auf die Wachablösung, in den elenden Quartieren und schließlich auf den Angriff erzählen mehr vom sozialen Milieu, als es Kameradschaftsabende vermocht hätten. Im Essay zum „Feuer“ habe ich darauf verzichtet, weil es ein weitläufiges eigenständiges Thema gewesen wäre.

Es war streng verboten, Ortsbeschreibungen mitzuteilen. Ein Soldat, der sich nicht daran gehalten hatte, wurde mit 60 Tagen Arrest bestraft. Barbusse umging dies in seinen Briefen dadurch, dass er seiner Frau bekannte Bauwerke beschrieb oder auf dort gelebt habende Künstler oder Bekannte verwies. Auch ehemalige Urlaubstouren wurden herangezogen. Seine Adresse war jetzt: 231. Infanterieregiment, 110. Brigade, 55. Division, 18. Kompanie, 3. Zug, Postsektor 34. Daraus ist unschwer zu entnehmen, dass es an die vorderste Front gehen

würde. Dabei kamen dem Zug wesentlich Schanzarbeiten in den Gräben und Unterständen zu, welche jede Nacht vorgenommen werden mussten.

So schreibt Barbusse auch am 1. Januar 1915 an seine Frau: „Heute morgen, endlich, erhalte ich zwei Briefe von Dir, zwei liebe und freundliche Briefe, in denen Du mir noch von meiner Abreise redest. Auch ich denke ständig an Dich, und ich regle nicht nur alles, was ich unternehme, sondern auch alle meine Gedanken nach Dir und mit Rücksicht auf Dich. Welche Freude wird es mir sein, Dich wiederzusehen! Bis dahin müssen wir brav sein und viel Geduld haben.“

Heute Abend verlassen wir die Grabenstellung. Was für ein Leben! Der Dreck, die Erde, der Regen! Man ist davon durchtränkt, eingefärbt, durchgewalkt. Überall stößt man auf Erde: in seinen Taschen, in seinem Taschentuch, in seinen Kleidern, in dem, was man isst. Es ist wie eine Heimsuchung, ein Alptraum von Erde und Schlamm, und Du kannst Dir keine Vorstellung machen, welchen Anblick ich biete; mein Gewehr sieht aus, als wäre es roh in Ton modelliert. Bei Anbruch der Nacht gehen wir in Ruhestellung.“

Sie haben sich fast jeden Tag geschrieben. Barbusse achtete genau darauf, wann die Post eingesammelt wurde und begab sich an diesen Ort. Von seiner Frau bekam er dagegen manchmal einen Packen. Auch hat sie ihm ständig Päckchen geschickt, was er jedesmal ausführlich würdigte. Mit dem Wiedersehen sollte es sobald nichts werden. Über ein Jahr bekam Barbusse keinen Urlaub.

Wo sind wir eigentlich? An der Aisne. Erinnert sei an die Widmung im „Feuer“, wo an die bei Crouy gefallenen Kameraden erinnert wird. Und so stellt sich die Frage, ob Henri Barbusse ebenfalls wie Richard Bergmann nicht mitgeteilt hat, wie der Krieg wirklich ist. Es ist so gewesen. Erst später mit der Gestaltung seines Romans nimmt auch die ungeschminkte Schilderung Platz ein, da ja seine Frau sich an der Redaktion beteiligt. Es sei auch an die Verzweiflung der Soldaten in Teil 3 erinnert, das Erlebte nicht schildern zu können, weil es für andere unfassbar sei.

Am 3. Januar 1915 schreibt Barbusse in einem Brief aberwitzige Dinge, denn die Schlacht um Crouy steht unmittelbar bevor: „Was mich angeht, kannst Du jedenfalls ganz beruhigt sein. Ich führe das ruhigste und am wenigsten gefährdete Leben, das man im Felde führen kann. Es ist der Krieg des Belagerns und Wartens. Seit einem Monat hat es hier nur einen einzigen Verwundeten gegeben; der arme Teufel hatte sich beim Gewehrreinigen durch den Fuß geschossen!“ So kann man es auch darstellen.

Dann wird aber nicht mehr geschrieben. Am 11. Januar steht im Brief: „Liebe Kleine. Seit Anfang des Krieges, Albi eingeschlossen, habe ich Dir nun zum ersten Mal nicht täglich geschrieben. In diesen zwei Tagen – gestern und vorgestern – war das wahrhaftig nicht zu machen, so sehr hat man uns diesmal im Schützengraben in Anspruch genommen. Dieser Dreck, dieser Morast, diese Nachtmärsche durch die Schlammlöcher! Du kannst es Dir einfach nicht vorstellen. Ich habe Notizen gemacht, um alles im Einzelnen zu Papier zu bringen; ich will es mit klarem Kopf, im ersten Augenblick unserer Freizeit, tun. Gegenwärtig aber werden wir noch ganz gehörig herumgestoßen. Kaum liegen wir, müssen wir aufstehen, kaum aufgestanden, abmarschieren. Was für ein Dasein! Heiliger Bimbam! Hätte man das nicht durchgemacht, könnte man sich einen so krassen Gegensatz zur Bequemlichkeit nicht vorstellen.“

Dein kleiner Soldat“

Den Zweck des Marschierens verheimlicht Barbusse. Noch erstaunlicher ist die Lautlosigkeit. Die Geschütze schwiegen nie. Und hier dürften sie sich ständig gesteigert haben, denn es handelte sich bereits um die Feuervorbereitung für die Schlacht.

Am 14. Januar 1915 weiß Barbusse davon zu berichten: „Mein kleiner Spatz. Da sind wir nun endlich in Ruhestellung, und diesmal für eine ganze Weile. Diese Woche ist es heiß hergegangen, wir haben die Granatsplitter bedrohlich um unsere Ohren pfeifen hören, und gewisse Augenblicke sind hart gewesen. Diese ganze fürchterliche Woche – der Teufel soll

sie holen! – haben wir kaum geschlafen und fast nichts gegessen. Das Regiment hat schwer gelitten, ist aber für seine gute Haltung im Tagesbefehl lobend erwähnt worden, und ich bin wegen Erfüllung meiner Aufgabe, die einige Gefahr mit sich brachte, zum Gefreiten vorgeschlagen. Uff, das ist jetzt vorüber, die ganze Division ist durch eine andere ersetzt worden, man hat uns nach hinten gebracht, und wir übernehmen wieder unsere Rolle als Ersatz in Reservestellung. ... Und ich wünsche mir, Dich zu sehen, zu sprechen, in meine Arme zu nehmen und zu küssen, aber das, was ich am meisten auf der Welt ersehne, liegt leider noch in weiter Ferne. Die militärische Lage in unserer Region ist nicht sehr gut – zumindest, wenn man den Gerüchten, die bis hierher gelangen, Glauben schenkt, – und das Resultat der Kämpfe, die eben stattfanden, wird sein, dass auf beiden Seiten jegliche Offensive gebremst oder gar zum Stillstand gebracht wird ...“

Wenn eine ganze Division aus der Front gezogen wird, dann ist sie kaputt. Aber das geht ja indirekt aus den Zeilen hervor. Das persönliche Sehnen zeigt an, dass sich Barbusse in Todesangst befunden hat. Am 15. Januar holt Barbusse noch einmal weiter aus, und es ist zu erfahren, dass es mit dem „ruhigsten und am wenigsten gefährdeten Leben“ seit einem Monat nichts war: „seit fast einem Monat, den ich im Felde bin, schlafe ich überall gut: auf Steinpflaster, in Granatrichtern, auf der schlammigen Erde von Böschungen, in Scheunenwinkeln, in Kellern und unterirdischen Räumen, mit und ohne Stroh. Wie relativ doch alles ist: Ein Bündel Stroh für die Nacht zu haben, ist für mich heute der Gipfel des Komforts.“ Allerdings hat Barbusse vergessen zu schreiben, in welchem Zustand das Stroh war.

Im gleichen Brief geht er noch einmal kurz auf die Schlacht ein: „Von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht, in der uns das rechte Ufer der Aisne verlorenging, hast du wohl in der Zeitung gelesen. Ich war mit einem Teil des 231. in Crouy und habe an dieser Schlacht und an dem Rückzug teilgenommen. Wie war das alles organisiert! Was gäbe es nicht alles darüber zu sagen! Aber das ist nicht der Augenblick dafür. Wir wollen später darauf zurückkommen.“ Mit dem Satz von der wohl (guten) Organisation der Niederlage kann höchstens von einem organisierten Chaos ausgegangen werden. Es ist zwar makaber, aber der Tod lässt sich wohl auch organisieren.

Am 26. Januar gibt Barbusse plötzlich sein Prinzip auf und schreibt seiner Frau vom Trommelfeuer: „Eine entsetzliche Sache, eine Schreckensvision, von der man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man wirklich im Feuer der Schrapnells und Aufschlaggeschosse (Sprenggranaten mit Kugelfüllung und gewöhnliche Granaten) liegt. Das ist uns am Freitag, dem 8., und am Samstag, dem 9., in der ersten Phase der Operation um Crouy passiert. ... Diese Nacht war so entsetzlich gewesen, weil wir ohne Deckung lagen und die Eindrücke im Dunkeln immer heftig sind. Später erfuhren wir, man habe uns in der Patsche sitzen lassen, weil die eroberten Gräben schon von den anderen Kompanien voll besetzt waren und es keinen Platz mehr für uns gab. Kurzum, erst bei Morgengrauen kommen wir in den deutschen Graben, der niedrig und schlecht gebaut ist. Dort geht jeder an seinen Platz, und der Tag bricht an. Um 10 Uhr beginnen die Deutschen ihre Gräben zu beschießen. Dieses Bombardement ist eines der fürchterlichsten seit Kriegsbeginn. In das ohrenbetäubende Lärmen der harten, dumpfen oder gellenden Detonationen, deren Echo aus allen Richtungen widerhallt, mengt sich das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln, das Ächzen der vorübersausenden Granaten: ein Brüllen und Jaulen, genau gesagt, ein Keuchen von Lokomotiven in voller Fahrt. An allen Seiten sah man die weißen Explosionswolken hervorschießen, gefolgt von den schwarzen Erdwolken, die überall in die Luft flogen. Wir hatten keine Unterstände. Ich kauerte auf der Rückseite des Grabens und hielt meinen Brotbeutel über den Kopf. Rings um mich her, ganz in der Nähe, sah ich Kameraden, denen der Kopf oder der Arm zermalmt wurde oder die von Granatsplittern verwundet waren. Das hat an die zwölf Stunden gedauert! Es war gefährlich, das kann ich Dir versichern! In diesem tobenden Eisenregen, als man jeden Augenblick meinte: `Diesmal bin ich dran!` – wie sehr

habe ich an Dich gedacht! Um 8 Uhr werden wir abgelöst, das heißt, durch eine andere Kompanie ersetzt. Wieder tappen wir, einer hinter dem anderen, durch die Laufgräben, über klebrige, abschüssige Böschungen und auf Pfaden, die sich in Schlammäche verwandelt haben. Schließlich gehen wir – weil die Gräben verstopft sind und man sich unter der Erde nur langsam durchschlängelt – außen weiter und erreichen, über Tote stolpernd (in der Finsternis fasst man mit der Hand in ein Gesicht, an einen Fuß), den Steinbruch. In diesem Moment sah ich die Sanitäter mit Bahren vorüberkommen. An einer Wegkreuzung, nahe einer Grotte, blieben wir kurz ohne Deckung stehen. Und gerade zu diesem Zeitpunkt ging eine Leuchtrakete hoch, die es ermöglichte, unsern Standort zu bestimmen, und nur wenige Minuten nach unserem Abzug schlugen dort Granaten ein, die acht Todesopfer forderten. Im Steinbruch richteten wir uns in einem Unterstand von einem Meter Deckenhöhe ein. ... Von unserem Zug war schließlich jeder zweite Mann außer Gefecht. Ein anderes Mal werde ich Dir von den Wechselfällen erzählen, die sich in Crouy ereignet haben. Aber schließlich bin ich sehr gut durchgekommen, hatte ich etwas Glück dabei.“

Barbusse ist inzwischen aufgefallen, dass es am Glück nicht allein gelegen habe. Er schreibt seiner geliebten Hélyonne auch regelmäßig von seinen Kameraden, auf witzige und anrührende Art. Die Poilus sind anscheinend alle verkappte Künstler. Was erst später zu Crouy herauskommt, hängt damit zusammen, dass Barbusse namentlich im Tagesbefehl erwähnt wird. Da keine Offiziere oder Unteroffiziere mehr vorhanden waren, hatte er aus Verantwortung das Kommando übernommen. In den Beschreibungen der Schlacht hatte er dies nicht einmal seiner Frau mitgeteilt.

Nun kann er sich Luft verschaffen, denn der Stab ist dabei, seine Ideale zu korrumpieren. Er schreibt am 18. April 1915: „Inzwischen hat man mich rufen lassen, um mich zum Korporal vorzuschlagen. Dieses Anerbieten habe ich zum vierten- oder fünften Mal abgelehnt. Mit dem Geschäft eines Korporals im besonderen und mit Tressen im allgemeinen habe ich, wie man hier sagt, überhaupt nichts im Sinn. Meine alten Ideale veranlassen mich, lieber im Glied zu bleiben, und die haben sich seit Kriegsbeginn nicht so verdammt gewandelt!“

Eine solche Ablehnung ist gefährlich, wie schon bei Richard Bergmann zu lesen war. Im Falle von Barbusse sann man auf das Gemeinste, nämlich ihn von seinen Kameraden zu trennen. Als scheinheilige Begründung diente sein Alter. Es würde ihm ein rückwärtiger Dienst zustehen. Im gleichen Brief schreibt er dazu an seine Frau: „Ich werde niemals um etwas nachsuchen, und ich vermeide es sorgfältig, mich mit Offizieren zusammenzutun. Einen einzigen Antrag habe ich gestellt: Man hat mich, meiner Altersklasse wegen, einem Landsturmregiment im rückwärtigen Dienst zugeteilt, und ich habe verlangt, beim 231. und an der Front zu bleiben. Diese originelle Beschwerde hat auf die Landser in meiner Kompanie großen Eindruck gemacht. Ich glaube an die Notwendigkeit des Opfers in einem Krieg, der, wie der von 1792, ein Krieg der sozialen Befreiung ist.“

Wenige Tage später kennzeichnet Barbusse den Krieg markant zusammengefasst. Der Gedanke vom Selbstmord der Armeen findet sich auch im „Feuer“. Hélyonne hat Paris verlassen und ist wieder in das gemeinsame zu Hause in Aumont zurückgekehrt. Das liegt auf halbem Weg zwischen Paris und der Aisne. Und dort kann man den entfernten Geschützdonner hören. So ergeht sich Barbusse erst einmal über die Nähe zueinander, um dann doch an den an sich anderen Ort seines Daseins zurückzukehren.

Am 22. April 1915 schreibt er: „Du würdest nicht glauben, mein Kleines, wie sehr mich die Vorstellung, dass du nach Aumont gekommen bist, gerührt und begeistert hat. Nicht nur, weil Aumont ungefähr auf halbem Wege zwischen Paris und hier liegt, sondern weil meine Landschaft und `die unsere` sich ähnlich sind wie zwei Schwestern: Die Gärten, die Apfelbäume, die Zäune, die niedrigen Mauern im Gras, die Gatter und sogar die Häuser sind hier die gleichen wie dort, und so auch stimmen die Veilchen und die Gänseblümchen, die Du mir schickst (und die ich Dir zurückschicke, damit sie, so wenig wie Deine Briefe, Schaden leiden oder verlorengelassen), völlig mit denen überein, die in dem Walde wachsen, der in der

Nähe unseres Lagerplatzes liegt und in dem ein Bach dahinplätschert. Und auch der Frühling ist der gleiche und erweckt die gleichen Gedanken. Es scheint wirklich, als könnte es einen Krieg, diese ungeheuerliche und vor allem stumpfsinnige Sache, gar nicht geben, und auch keine Schlachten, die, aus der Nähe betrachtet, sich als das erweisen müssen, was sie in Wirklichkeit sind: eine einzige große Armee, die Selbstmord begeht. Dennoch, der Krieg geht weiter.“

Einen reichlichen Monat später wird das Regiment in das Pas-de-Calais verlegt und es beginnt die Zeit in Souchez, in die Barbusse das meiste Geschehen im „Feuer“ verankert. Beim Lesen des Briefes vom 26. Mai kommt es einem so vor, als würde man den Ort schon bestens kennen: „Das Dorf, in dem wir uns befinden und von dem die Deutschen noch ein kleines Stück halten, ist kein Dorf mehr. Es ist ein gänzlich unfassbares Gemengel aus Ziegelsteinen, Gebälk, Baumstämmen, Stücken von Telegrafmasten, Stacheldraht, zerschmetterten Küchenherden, Möbeltrümmern, altem Stroh und Abfällen. Es sieht aus, als wäre hier eine riesige Hand herunter gesaut, um alles in kleine Stücke zu hauen und dann durcheinander zu mischen.“

Dann geht es wieder hinein und der Krieg teilt sich altbekannt mit, 3. Juni: „Heute Nacht waren wir zum Schanzen, doch die Arbeit war abwechslungsreich und wurde dann durch heftigen Artilleriebeschuss unterbrochen. Das erinnerte mich an die schönen Tage von Crouy! Die Granaten platzten in solcher Nähe, dass wir von der Flamme beinahe versengt, von dem Krach taub, von Staub und Erde überschüttet und unangenehm benommen von dem Kohlensäure- und Schwefelgestank waren, der sich beim Detonieren der 10,5-cm-Granaten verbreitet. Wir drückten uns in dem angefangenen Laufgraben platt auf die Erde. Zum Glück ist im Graben selbst keine Granate explodiert: alle daneben. Trotzdem hatten wir einige Tote und einige Verwundete.“

Barbusse wird schließlich als Sanitäter eingesetzt. Dabei lernt er eine Seite des Krieges kennen, die ihm so noch nicht bekannt war, die Lazarette im Frontbereich. Den ersten Eindruck beschreibt er seiner Frau am 20. Juni 1915: „Ich bin nicht bei meiner Kompanie, die seit heute Nacht auf Posten in vorderster Linie steht, sondern beim Verbandsplatz hinter dieser Linie. Der Anblick der Verwundeten und Toten, diese ganze Fleischkammer des Krieges, ist fürchterlich. Es herrscht Sonnenschein und Hitze. Wohl ist das Wetter ganz anders als diesen Winter, wo wir uns im Nebel verloren und im Dreck schwammen, und dennoch ist alles, was an diese Kehrseite der Schlacht rührt, unutilitar schmutzig und besudelt: arme Geschöpfe, armselige Requisiten des Kampfes oder des Lebens. Man könnte meinen, das sei schon begraben gewesen und exhumiert worden. ... Der Krieg ist eine Sache, deren Grausigkeit man nicht ahnt, wenn man sie nicht kennengelernt hat. Deshalb muss man dafür sorgen, dass andere nach uns ihn nicht noch einmal durchmachen müssen.“

Den 1. August nimmt Barbusse zum Anlass, um an den Mobilmachungstag zu erinnern. Später haben sie sich noch einmal in Albi getroffen. Nun sind sie schon siebeneinhalb Monate getrennt. Barbusse kann nicht umhin, das schleichende Gift der Trennung zu beschreiben: „Tatenlosigkeit und bloßes Getrenntsein müssen ganz allein mit sich auskommen. Immer, auch schon bevor ich ging, habe ich gedacht, dass die, die zurückbleiben, mehr zu beklagen sind als jene, die gehen. Das endlose Harren, Monat für Monat, ist nicht ohne Melancholie zu ertragen. Ich stelle mir sogar vor, dass für viele die Trennung zu lang und das Alleinleben zu viel ist und gewisse Trennungen auch noch dadurch entstehen werden, dass man in bestimmten Fällen `nicht wieder zusammen findet`. Zu diesem Gefühlsergebnis kommt es durch die Länge des Krieges; es hat sich nicht gleich von Anfang an gezeigt. ... Wir beide sind ja nicht so, aber andere unterliegen einer stärkeren Abnutzung des Gefühls und lösen sich, wenn sie körperlich zu lange getrennt sind, wirklich voneinander. Dieser Folgeerscheinung, die ich für dramatisch halte, begegne ich mehr und mehr in den Reden bestimmter Kameraden. Ich spüre, wie sie nach und nach ihrer einstigen Bindungen ledig werden. Wider Willen und mitunter sogar, ohne etwas davon zu begreifen, werden sie zu

anderen Menschen. Doch muss man gerechterweise sagen, dass bei anderen genau das Gegenteil eintritt. Sie zermürben sich mehr und mehr und verlieren Mut und Geduld.“

Vom 25. September bis zum 3. Oktober 1915 findet jene im „Feuer“ beschriebene Schlacht mit der französischen Offensive auf die Höhe 119 statt. Barbusse ist als Sanitäter unterwegs und mittendrin. Er muss also auch durch das Trommelfeuer. Was er an seine Frau schreibt, ist zwar nicht so intensiv wie im Roman geschildert, aber weitgehend identisch.

Barbusse hat während der Schlacht eigenständig gehandelt. Erst am 13. Oktober schreibt er seiner Frau darüber: „Von meiner Erwähnung im Tagesbefehl habe ich Dir nicht viel geredet, weil sie noch nicht bestätigt und offiziell ist. Es ist bloß ein Vorschlag zur Erwähnung, und solange sie nicht geschehen ist, weiß man niemals. Im Moment unseres Angriffs habe ich freiwillig einen vorgeschobenen Hilfsverbandplatz übernommen, der sich im Schützengraben unserer vordersten Stellung befand. Im Laufe des Angriffs ging ich dann als Verbindungsmann einen anderen, weiter vorgeschobenen Verbandplatz im ehemals deutschen Graben erkunden und einrichten. Der Laufgraben, durch den man ihn erreichen konnte, war damals wegen des heftigen Sperrfeuers der Deutschen auf der Höhe 119 in sehr schlechtem Zustand und lag unter schwerem Beschuss. ... Es hat nur ein paar üble Augenblicke gegeben. In Crouy war ich bestimmt mehr in Gefahr gewesen.“

Am 18. November schreibt Barbusse von seiner Versetzung zum 8. Landwehrregiment, 14. Kompanie, 9. Korporalschaft. Er befindet sich immer noch bei Souchez, aber in der zweiten Linie der Front. Schanzarbeiten sind weiterhin durchzuführen. Mit dem neuen Jahr gelangt Barbusse in die Etappe, wo er Büroarbeit zu versehen hat, die hauptsächlich im Aufzeichnen von Batteriestellungen besteht.

Jetzt ist es soweit, dass er mit der Arbeit an seinem Roman „Das Feuer“ beginnt. Ins Auge fasst er gleich mögliche Zeitungen, die das Geschriebene in Fortsetzung bringen sollen. So ist am 26. Januar 1916 zu erfahren: „Mit der Frage der Auswahl und der Ausarbeitung für bestimmte Zeitungen werde ich mich hernach beschäftigen; aber dann werde ich genügend Stoff haben und völlig nach meinem Belieben Geschäfte treiben und umarbeiten, weil ich ein ganzes reichhaltiges Manuskript fertig in der Schublade habe.“

Dass die Arbeit mit seiner Frau Hélyonne begonnen hat, zeigt ein Brief vom 9. Februar: „Ich schicke Dir keine Notizen, denn ich brauche sie, ich baue gegenwärtig das ganze Buch auf, und das ist genau der Augenblick, in dem mir nichts von meiner Dokumentation fehlen darf, damit ich jedes Fragment an seinem Ort unterbringe; und da diese Dokumentation zu großem Teil aus pittoresken Ausdrücken besteht, deren Menge zu groß ist, um mir im Gedächtnis, sozusagen in Reichweite meiner Feder zu bleiben, sind mir die schriftlichen Notizen unentbehrlich.“

Gewiss aber werde ich Dir Manuskripte überlassen und mit Dir zusammen die Ausschnitte in Betracht ziehen und auch die Streichungen – denn gewisse Stellen werden einstweilen nicht zu publizieren sein –, bevor ich die Zeitungen aufsuche. Dein Rat ist mir unerlässlich, denn langsam finde ich mich nicht mehr zurecht.“

Auf den ersten Blick ist es merkwürdig, dass Barbusse nach einer weiteren Verlegung keinerlei Ortsangaben mehr macht. Offensichtlich versieht er Büroarbeiten in einer Kommandostelle. Später stellt sich heraus, dass es sich um einen Armeestab handelt. Betrachtet man den Zeitpunkt und den Zeitraum danach, ist die Unbestimmtheit erklärbar. Die Schlacht um Verdun beginnt, wobei Barbusse mit Sicherheit nicht in diesem Abschnitt gewesen ist.

In Bezug auf den Roman tritt nun das ein, was zu vermuten war. So über den Krieg zu lesen, schmettert Hélyonne Barbusse nieder. In einem Brief vom 23. März 1916 tadelt Barbusse seine Frau erstmals: „Mein liebes kleines Herz, ich bin nicht zufrieden. Ich habe Deine zwei hier beigefügten Briefe gelesen, und ich sehe, was los ist. Ich ahnte ein wenig, wie bedenklich die Depression ist, die ich aus Deinen Briefen las. Ich sage Dir offen, ich finde Deine Empfindlichkeit in Sachen des Krieges recht übertrieben.“

Ich meinerseits habe mir vorher – als man noch hoffen konnte, wenn man gegen bestimmte Geisteshaltungen anging, das bisschen Klarsicht und Weisheit zu verbreiten, das nötig ist, um den Geißeln der Menschheit Einhalt zu gebieten (ich erinnere mich solcher Gespräche mit Barrès und Reinach) – mehr Sorgen gemacht als jetzt, da die Würfel gefallen sind, da die Menschheit sich mit allen Kräften ihrer Stupidität selbst zerfleischt, und uns nichts mehr übrig bleibt, als ein einziges Ziel ins Auge zu fassen: siegreich aus dem Abenteuer hervorzugehen. Ich werde mir vermutlich auch viel mehr daraus machen ... hernach, wenn es sich darum handeln wird, das Wiederaufkommen neuer Konflikte zu verhindern – ein verhängnisvolles Wiederaufkommen, wenn man nicht radikal die gegenwärtige Auffassung von den Nationalitäten ändert. Verdammt, wenn wir anfangen, uns über die Barbarei und die Dummheit unserer Zeitgenossen die Augen auszuweinen, stünden wir schön da! Wenn man es überlegt, ist das, wegen der Bedrohung der Zukunft, doch ein noch weitaus ernsteres Problem als das der Million Männer, die sich zurzeit jeden Monat auf den Schlachtfeldern wechselseitig ausrotten.“

Man sollte das im Blick auf Hélyonne nicht unkommentiert lassen. Es zeigt eben auch, dass der Krieg für diejenigen, die ihn nicht mitgemacht haben, „nichts ist“. Andererseits haben die Frauen und Mütter ihn in unzähligen Ängsten doch ebenso intensiv verfolgt, wie die Männer an der Front. Es darf also nicht verwundern, wenn dabei Depressionen und mehr entstehen. Mir wird dabei deutlich, dass meine Frau die Zerstörungen in den Braunkohlegegenden miterlebt hat und selbst betroffen war. So konnte sie die Arbeit an dem Report „Etwas bleibt immer übrig“ auch leisten. Vom Krieg aber, dem dargestellten Gemetzel, will sie nichts lesen, da sie den Schmerz nicht aushält.

Den 2. Weltkrieg, auf den Barbusse schon ahnungsvoll blickt, wenn nichts aus dem 1. dazu gelernt wird, haben dann Frauen und Kinder miterlebt. So sie denn überlebten, haben mich diese Erzählungen zutiefst erschüttert. Und in einer grausamen Steigerung kamen die Vernichtungslager und der Massenmord hinzu.

Barbusse gelangt mehr und mehr zu Analysen, wozu ihm die Front wenig Zeit ließ. An der gesamten Westfront wird hin- und her manövriert. Die Somme-Schlacht ist im Gange, als Entlastung für Verdun. Das Ergebnis ist fatal. Es gibt nun ein doppeltes Morden mit jeweils über einer Millionen Toten.

Der Brief vom 12. Juli 1916 erscheint in seinem Inhalt als nebensächlich, sagt aber doch über die Situation von Barbusse Einiges aus: „Meine liebe Hélyonne, sehr bequem auf einem Strohsack im Auffanglager von Le Bourget untergekommen – wo ich gestern um 7 Uhr eintraf. Diese Worte schreibe ich Dir in Eile, damit der Brief rasch abgeht.

Noch hat nichts auf typische Art auf meine Odyssee aufmerksam gemacht.

Man bringt mich hier bis Mitternacht unter, um die Zeit fährt ein Zug ab und wird mich während des morgigen Tages in eine große Stadt bringen, die nicht mein endgültiger Aufenthalt, ihm aber sehr nahe sein wird.“

Das Erscheinen eines schwierig zu gestaltenden Buches gegen mannigfache Hindernisse löst erst einmal keine Begeisterung aus. Die Korrekturen sind vorgenommen, das Lektorat ist beendet, partielle Zufriedenheit. Da das bei Barbusse nicht der Fall war, vermittelte ihm das plötzliche Erscheinen des „Feuer“ Entsetzen.

Am 3. August 1916 schreibt er: „Mein liebes Kleines, ich bin bestürzt. In `L`CEuvre`, das ich bekomme, lese ich, dass „Das Feuer“ heute zu erscheinen anfängt (ich habe die Nummer von gestern) – und in Deinem, von vorgestern, 1. August, datierten Brief, sagst Du mir kein Wort von den Korrekturabzügen! Ich sehe, die werden anfangen, bevor sie meine Korrekturen haben – haben sie welche von Dir? Ich verstehe gar nichts mehr, und das ist ärgerlich.

Postempfang ... Der beiliegende Brief, den ich von Hue bekomme, bringt meine Bestürzung auf den Höhepunkt. Suche Hue auf, damit man keine Dummheiten betreffend `Der Spion` macht; es wäre lächerlich, denn für dieses Kapitel gibt es eine Umstellung (es ist in die Abzüge des 1. Kapitels eingeschaltet, muss aber getrennt und im Verlauf des Romans nach

dem 2. Kapitel stehen, denn es bildet das 3. Kapitel). Ärgerlich wäre es ebenfalls, wenn das ohne Korrekturen erschiene. Es gibt da verdrießliche Fehler.

Die Ankündigung in `L`CEuvre` lässt mich hoffen, dass Du Dich vorgestern, 1. August, noch während des Tages mit ihnen in Verbindung gesetzt hast. Beruhige mich mit einem Wort.

Ich erinnere Dich daran, dass ich Dir in drei eingeschriebenen Briefumschlägen geschickt habe:

1. 1 Kapitel (Die Höhlenmenschen), korrigierte Abzüge.
2. Manuskript des 8. Kapitels.
3. Sieben Fahnen des 2. Kapitels (Das Säulentor), korrigierte Abzüge.

Diesen, den letzten Umschlag, erst heute.

In dem Brief von Hue befindet sich der Schluss (drei Fahnen) des Säulentors. Ich schicke sie Dir bestimmt morgen korrigiert zu. Auf diese Art wirst Du dann, mit Korrekturen, die Kapitel 1 (Die Höhlenmenschen), 2 (Das Säulentor) und 3 (Der Spion) haben.“

Zwei Umstände sind letztendlich bemerkenswert. Herr Hue und seine Mitarbeiter waren und sind nicht im Krieg. Aber Barbuse ist inzwischen, siehe seine Frau, unnachgiebig. Dann, was noch bemerkenswerter ist, ging der Text ohne Zensur durch, wunderbar. Die Korrekturen hat wohl eine Frau vorgenommen. Barbuse beschwert sich in einem Brief vom 7. August, dass sein Ton gekappt wurde: „An Stelle von `Wo bleibt denn, verdammt, das Fressen` haben sie `Was bleibt denn nur` gesetzt.“

Barbuse ist so „durch den Wind“, dass er zwei Mal bei Ansicht von Fotos das struppige Haar seiner Frau moniert. Am 20. August zerrt er im Brief immer noch herum: „Wegen der `Ablösung` ist nichts zu ändern, das ist nun mal so! Das lächerliche Auslassen und Ersetzen von Wörtern beschäftigt mich im Moment mehr als die Unterdrückung dieses Kapitels, das keine starke Verbindung mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden hat. Wie ich Dir schon sagte, bedaure ich, dass mit der `Ablösung` ein typisches Bild der Psychologie des Soldaten verschwinden soll, aber es entsteht keine Lücke, die das Publikum merken wird. Während hingegen die teilweisen Unterschiebungen von Ausdrücken ganze Passagen abschwächen und banalisieren. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Zensur das macht. Sie hat absolut kein Recht dazu. Das gehört nicht in den Kompetenzbereich der Militärbehörde, und ich weigere mich anzunehmen, dass der Offizier, der den Text beschneidet, sachverständig beurteilen kann, ob ein Romanschreiber dem Publikum erzählen oder nicht erzählen darf, dass der Soldat, um auszudrücken, dass ihn etwas gleichgültig lässt, `Ich scheiße drauf` oder `Ich pfeife drauf` sagt. Das möchte ich gern aufklären. Es zwickt mich. Bis ich umfassender informiert bin, glaube ich sehr, dass die Zeitung selbst am Werke ist.“

Barbuse erhält dann regelmäßig die Korrekturfahnen, es bleibt trotzdem bei den Verunstaltungen des Textes. Was die Zensur betrifft, ist eine Passage im „Säulentor“ gestrichen worden. Barbuse ist nun bereits mit der Veröffentlichung des Romans befasst. Das wird er im Lazarett bewerkstelligen, denn durch die Unregelmäßigkeit seiner Diät ist er in einem schlechten gesundheitlichen Zustand. Am 25. August teilt er mit, dass es sein letzter Tag im Stab sei. Hier ist nun zu erfahren, dass es sich um den des 21. Armee Korps gehandelt hat.

Nach und nach setzt eine umfangreiche Korrespondenz mit Lesern ein, die weitestgehend in Zustimmung besteht. Die harten Auseinandersetzungen werden erst mit dem Erscheinen des Romans geschehen. Barbuse sieht sich dann veranlasst, auf die Vorwürfe in einem offenen Brief einzugehen. Der Widerspruch erfolgt von den Nationalisten, die ihre eigene Ideologie zum Krieg haben. Davon ist insgesamt der Pazifismus im Roman betroffen. Kritisch meldet sich auch der Klerus in eigener Sache zu Wort. Barbuse hatte einmal festgestellt, dass vorn an der Front keine Priester zu finden wären. Es gibt auch eine Passage, in der ein Flieger berichtet, dass er über zwei Feldgottesdienste geflogen ist, den deutschen und den französischen. Und beide glichen sich, es wurde zum gleichen Gott gerufen.

Aber man tat Barbusse im allgemeinen Unrecht. Er hat sehr wohl von den Priestern, die an seiner Seite als Sanitäter waren, geschrieben. Und auch die erschreckende Schilderung eines unterirdischen Verbandsplatzes hat einen solchen zur Hauptperson. Er wird getötet, als er heraustritt und mit einer Gabel Gedärme aus den Ästen abnimmt. Es handelt sich letztendlich bei Barbusse darum, sich mit christlichen Werten auseinanderzusetzen.

Das Kapitel „Der Verbandsplatz“ hat auch bei den Frontsoldaten, die sich gegen die Schilderungen von Barbusse wandten, die meiste Empörung hervorgerufen. Der heroische Kampf wird durch eine solche Darstellung im Nachhinein herabgewürdigt. Ein Offizier setzte Barbusse unablässig zu. Die Kritik bezieht sich einmal auf die bedrückende Stimmung, die der Roman verbreitet, sodann wird die unbedingte Entschlossenheit bei Sturmangriffen ins Feld geführt. Schließlich muss die über die Maßen gepriesene Kameradschaft erhalten.

Seine Position, die sich später zum Credo gestaltet, teilt Barbusse in einem Brief vom 14. April 1916 mit, der vergleichbar mit dem vom 23. März ist: „Mein armes Spätzchen, wenn ich Dir nur ein wenig von der Ruhe einblasen könnte, mit der ich die Ereignisse abrollen sehe, sobald nichts mehr ihren Lauf ändern kann! Zudem setzt sich mehr und mehr eine Idee in mir fest, nämlich die, dass es wahrhaftig zu viele Menschen gibt, die den gegenwärtigen Krieg dummerweise gewollt und vorbereitet haben, und dass meine Zeitgenossen – Du kennst die geringe Meinung, die ich von ihnen habe – alles, was sie konnten, getan haben, damit passiere, was passiert ist. Wenn man uns kommt und sagt, Deutschland hat angegriffen, hat man recht. Aber wenn man obendrein sagt, dass wir Heilige waren, die dem Pazifismus huldigten und ihn praktizierten, und dass wir niemals – um Gottes willen – Ideen von Revanche und militärischem Triumph gehabt, dass wir Deutschland gegenüber niemals den geringsten feindseligen und provokatorischen Akt begangen hätten – `haut man etwas stark auf den Putz`, wie man hier sagt. Die gegenwärtige Krise ist das logische und verhängnisvolle Ergebnis von nationalen Eitelkeiten, und ein jeder möge sein Teil Verantwortung dafür auf sich nehmen. Ihr wird, so füge ich hinzu, in gegebener Frist – in zehn Jahren, in zwanzig Jahren – ein anderer Krieg folgen, der den Ruin der alten Welt an Menschen und Geld vollenden wird – wenn die Völker, die man ins Gemetzel führt, bis dahin nicht endlich den einfachen und logischen Entschluss fassen, einander, entgegen den traditionellen und rassistischen Vorurteilen, die Hand zu reichen: den Wünschen der Regierenden zum Trotz, über alle albernen Ideen von Kriegerstolz und militärischem Ruhm hinweg, und unerachtet des unredlichen, berechnenden Geschäftsgeistes der Nationen, die die Entfaltung des Nachbarn durch Gewalt und Erpressung verhindern, um sich selbst voranzubringen. Nun aber sehen wir, sehe ich, wie trotz Union sacrée auf allen Seiten ungeheure Anstrengungen gemacht werden, die Bemühungen des Sozialismus zu hemmen und zunichte zu machen – der doch die einzige politische Lehre ist, in der, in internationaler Hinsicht, nicht nur, meine ich, ein Schimmer der Humanität, sondern auch ein Schimmer Vernunft vorhanden ist. Ich sehe auch, wie geringe Früchte die fürchterliche Lektion trägt, und das widert mich etwas an und bringt mich dazu, weniger an diesem gemeinsamen Schmerz zu leiden, den es nicht gäbe, wäre ein jeder gewesen wie ich, und deshalb eben soll man sich nicht so viel Sorgen machen!!“

Es ist bisher nicht auf Korporal Bertrand im „Feuer“ eingegangen worden, nach dem die Korporalschaft benannt ist. Eine kurze Beschreibung sei wiedergegeben: „Korporal Bertrand hat seine soldatische, ernste Haltung bewahrt; er ist stets bereit, uns ruhig zuzulächeln, auf das, was man fragt, klare Auskunft zu geben und jedem bei der Erfüllung seiner Pflicht zu helfen.“

Seinen großen Auftritt hat Bertrand nach dem Sturmangriff durch das Trommelfeuer: „Die Zukunft!“ schrie er plötzlich wie ein Prophet. `Mit welchen Augen werden die, die nach uns leben und denen der Fortschritt – den nichts aufhalten wird – ein besseres Gewissen schenkt, dieses Massenmorden und diese Taten ansehen, von denen wir selbst, die wir sie begehen, nicht wissen, ob man sie mit Heldentaten bei Plutarch oder Corneille vergleichen soll oder mit Apachenstreichen. Und doch`, fuhr Bertrand fort, `sieh! Da ist ein Mensch, der sich über den

Krieg erhoben hat, und sein Name wird voranleuchten, weil dieser Mut zu selten und so groß ist ...`

Ich lauschte vorgebeugt, auf einen Stock gestützt. In der Stille des Abends vernahm ich eine helle Stimme, die wir selten hörten: `Liebknecht!`

Er erhob sich, die Arme noch immer gekreuzt. Sein Antlitz, auf dem der feierliche Ernst einer Statue lag, sank auf die Brust. Aber noch einmal trat er aus seinem marmornen Schweigen heraus und wiederholt: `Die Zukunft! Die Zukunft! Das Werk der Zukunft muss es sein, unsere Gegenwart auszulöschen, und noch mehr auszulöschen, als man denkt, sie als etwas Niederträchtiges und Schändliches auszulöschen. Und doch waren wir mit unseren Taten notwendig, wir waren notwendig! Fluch dem Kriege, Fluch den Armeen. Fluch dem Soldatenhandwerk, das die Männer entweder zu willenlosen Opfern oder zu gemeinen Henkern macht! Ja, Fluch ihnen: Es ist wahr, nur zu wahr, bis in alle Ewigkeit, aber noch nicht für uns. Vorsicht mit den Gedanken, die wir heute haben! Es wird erst wahr sein, wenn wir eine unumstößlich wahre Heilige Schrift besitzen. Es wird wahr sein, wenn sie neben anderen Wahrheiten stehen wird, die der geläuterte Verstand dann auch begreifen wird. Wir sind verloren, wir werden das Leben nicht mehr finden. Heute, jetzt im Augenblick, scheint diese Wahrheit kaum mehr als ein Irrtum, ihr heiliges Wort nur eine Lästerung!`

In seinem Lachen klang diese Gewissheit wider. `Einmal sagte ich ihnen, dass ich an Prophezeiungen glaube – um sie vorzutreiben.`“

Der baldige Tod von Bertrand hat Barbusse dazu veranlasst, sich bis ins Detail zu äußern: „Den Schmerz über sein Hinscheiden steigert der Anblick, den seine Leiche bietet. Er ist schrecklich anzusehen. Der Tod hat diesem reinen und Ruhe ausstrahlenden Menschen Aussehen und Gebärde des Grotesken gegeben. Die Haare hängen ihm wirr über die Augen, der speichelbedeckte Schnurrbart in den Mund, das Gesicht ist gedunsen, zu einem Lachen verzerrt. Ein Auge ist weit aufgerissen, das andere geschlossen. Er streckt die Zunge heraus. Er hat die Arme gekreuzt, die Hände sind geöffnet, die Finger gespreizt. Sein rechtes Bein ist zur Seite gestreckt; das linke ist zerschossen; aus dieser Wunde floss das Blut, bis er starb. Das Bein ist ganz herumgedreht, verrenkt, breiig, ohne inneren Halt. Eine schauerliche Ironie ließ das letzte Aufzucken zu einer Bajazzogebärde erstarren.“

Erst an dieser Stelle auf Korporal Bertrand zu sprechen zu kommen, hat seine Ursache in seiner Rede und in den Briefen, die sich darauf beziehen. Es fällt darin nur der Name Liebknecht, die Inhalte kommen von Bertrand. Wie im vorher zitierten Brief tendiert Barbusse zum Sozialismus. Bereits bei der Veröffentlichung des „Feuer“ in der Zeitung ist er ständig mit der Stelle befasst, wo der Name auftaucht. Es hätte leicht sein können, dass nicht nur die Zensur eingreift, sondern das ganze Buch dadurch gefährdet wird.

Erst einmal wird die Idee eines übergreifenden Friedens an einem Deutschen festgemacht. Barbusse hat zwar konsequent den Kampf gegen diesen Gegner als militaristischen Kriegstreiber bejaht, aber er hat stets auch die Deutschen im Blick gehabt, sich keinerlei Triumph erlaubt, und keine Verachtung gegenüber den vor ihm liegenden Soldaten gezeigt. Die Deutschen gehören zu seinem Entwurf eines pazifistischen Weltbildes.

Karl Liebknecht hatte erst im Reichstag unter Fraktionszwang der Sozialdemokraten für den Krieg gestimmt. Im Dezember 1914 wandte er sich an gleicher Stelle entschieden gegen den Krieg. Mit seiner Einberufung veranstaltete er am 1. Mai 1916 in Berlin eine öffentliche Kundgebung, die ihm vier Jahre Zuchthaus einbrachte. Noch im Oktober 1918 wurde er begnadigt. Im Januar 1919 wurde er gemeinsam mit Rosa Luxemburg ermordet.

Die Ereignisse im Mai 16 passen in den Zeitrahmen von Barbusses Überlegungen und zu der Nennung Liebknechts im „Feuer“. Er konnte also die Kenntnis der Vorgänge bei den Lesern voraussetzen. Mit der bloßen Nennung des Namens wussten diese, was dahinter stand. Es ist anzunehmen, dass die Nennung eines Deutschen als Kronzeugen der Kriegsverweigerung entgegen den Befürchtungen Zustimmung fand, da dies auf

Zersetzungserscheinungen beim Gegner hindeutete. Jedenfalls ist nirgendwo ersichtlich, dass Barbusse Schwierigkeiten gemacht wurden.

Der hatte sich freilich für seinen weiteren Weg festgelegt. 1923 trat er in die Kommunistische Partei Frankreichs ein – und blieb Pazifist. Mit der Gründung der Clarté (Klarheit) als intellektuelle Internationale 1919 ist der Weg für ein organisiertes Vorgehen gegen den Krieg gegeben. Barbusse ist rastlos tätig und organisiert internationale Kongresse. Höhepunkt ist der Antikriegskongress in Amsterdam 1932.

Barbusse reist mehrmals nach Moskau, ohne die Verbrechen des Stalinismus` zur Kenntnis zu nehmen. 1935 ist er als Gast auf dem VII. Kominternkongress in Moskau und erliegt dort am 30. August seinem Lungenleiden.

## Soldatenfriedhöfe

Tagebuchaufzeichnungen von der Somme und aus der Normandie

Im April 2007 war ich mit meiner Frau Liane auf dem Weg an die Somme und in die Normandie, um mir das Geschehen zweier Weltkriege zu vergegenwärtigen. Wie sich herausstellte, war dies eine Begehung mit Friedhöfen. Ich hatte einen Roman abgeschlossen, „Kap der guten Hoffnung“, in dem das Kapitel „Mars la Tour“ nach den Aufzeichnungen meines Großvaters Richard Bergmann gestaltet war.

15. 04. 2007

Wir sind wieder einmal in Dieblich an der Mosel, unserem Quartier für die Durchreise. In diesem Fall führt der Weg an die Somme, den wir morgen fortsetzen wollen. Die Fahrt verlief trotz sommerlicher Temperaturen gut, von 9, 30 bis 15, 15 Uhr. Dabei ist es gelungen, Koblenz Richtung Eifel zu umfahren. 632 km waren es.

17. 04. 2007

Von Peronne sind wir nach Albert unterwegs. Im Sommebogen befindet sich Curlu. Hier ist keine Kennzeichnung des Schlachtfeldes zu entdecken. Mit Beginn der Schlacht befanden sich die Franzosen auf der anderen Seite. Der Kampf fand aber zwischen den britischen Nationen und den Deutschen statt.

3 km von Curlu entfernt treffen wir an der Straße, Ortsausgang von Maricourt, auf einen Friedhof mit englischen und schottischen Gefallenen, hauptsächlich vom Regiment Liverpool. Es sind die der Kämpfe des 1. Juli 1916, dem ersten Schlachttag.

In der Hauptrichtung Longueval ist in Dernatay Wood hinter Montauban der nächste Friedhof mit tausend Gefallenen zu finden, hauptsächlich Engländer und Australier. Die Daten sind 13.-14. Juli 16 auf dem Weg nach Longueval, 23.-24. August, sowie März 17, also ein Friedhof, auf dem die zurückgebrachten Toten beerdigt wurden.

Die Friedhöfe sind im Abstand von 2-3 km angelegt. Vor Longueval stoßen wir auf einen, der hauptsächlich mit Artilleristen belegt ist, Engländer und Neuseeländer. Demzufolge muss hier eine große Geschützstellung gewesen sein.

In Longueval selbst sind französische und schottische Standbilder zu finden. Östlich liegt der Teufelswald. Hier gingen die Südafrikaner vom 15.-20. Juli vor. Von 4000 Mann überlebten 143. An der Straße ist ein Friedhof aller Nationen, so wie sie hier den britischen Angriff in Wellen vortrugen. Am 28. Juli scheiterte der Durchbruch.

In Poizeres war die australische Front. Im September waren die Truppen durch ständige deutsche Angriffe gänzlich erschöpft und wurden durch Kanadier ersetzt.

Poizeres war der Flügel der Front von Tiepval. Hier steht das riesige Monoment für 58.000 britische Soldaten, ein Gegenentwurf zum Pariser Arc d`Triumph, da alle Namen der Gefallenen an die Wände geschrieben sind, in Paris sind nur die Siege Napoleons und die dazugehörigen Generäle vermerkt.

Das war der erste Eindruck vom Schlachtfeld, fruchtbare Äcker im Frühling 07 mit lauter Friedhöfen – auf denen nur ein geringer Teil der Toten begraben liegt.

18. 04. 2007

Am gestrigen Abend sind wir noch bis Fricourd gelangt, Mametz befindet sich nebenan. In Fricourd ist der einzige deutsche Friedhof, schlichte gusseiserne Kreuze, an den Querbalken auf beiden Seiten zwei Namen. Es ist kein Blumenstrauß vorhanden. Oben sind wir zu Massengräbern gelangt, die viele Namen zeigen an, dass es sich um solche handelt.

Jetzt sind wir schon in Longueval. Der Friedhof ist international. Im Gegensatz zu den bisher gesehenen liegen hier viele unbekannte Soldaten. Im Deville Wood östlich von

Longueval steht das Memorial für die Südafrikaner, um dieses herum Granattrichter an Granattrichter. Jede Jahreszeit hält auch immer wieder Merkwürdiges bereit. So ist der Waldboden blau von Schlüsselblumen. Der einzige überlebende Baum ist eine Hainbuche.

Jetzt sind wir bei dem Denkmal der Neuseeländer nördlich von Longueval angelangt. Diese trafen im September 1916 von den Dardanellen her an der Somme ein. Da war der Angriffskrieg von Juli/August bereits in einen Stellungskrieg übergegangen.

Von Longueval auf Poizeres zu liegt der High Wood, auf den hin der Angriff der Londoner Division erstmals mit Panzerunterstützung geschah. Es ist die Front vom 15. September, zu der auch die Neuseeländer gehörten.

In Courcoulette schließt sich der kanadische Frontabschnitt an, wo ein Durchbruch gelang. Hier befinden wir uns auf einem Friedhof mitten in den Feldern.

20. 04. 2007

Am 18. April sind wir noch in Hamel am irischen Denkmal vorbeigekommen, um dann den äußersten Abschnitt der Neufundländer zu erreichen. Hier ist das Schlachtfeld mit den Granattrichtern erhalten worden, Laufgräben, Schützengräben. Modelle sehen anders aus, eben künstlich. Hier hat der Tod geherrscht.

Inzwischen sind wir in Bayeux, haben den phantasievollen Teppich Wilhelm des Eroberers gesehen, sein Übersetzen nach England und die Schlacht bei Hastings. Nordfrankreich ist fürwahr eine kriegerische Gegend. Jetzt brechen wir nach Omaha Beach auf.

Deutscher Soldatenfriedhof in La Cambe, Normandie. Durch Umbettung wurden hier 21.222 bei der Landung der Alliierten gefallene Soldaten zusammengefasst. Steinkreuze stehen in Gruppen zu fünf auf dem Gelände. Sie erinnern in dunklem Granit an alte Sühnekreuze.

Anblick einer surrealen Landschaft am La Pointe du Hoc. Ohne Bunkerfragmente und Krater durch die Schiffsgeschütze ist die zerklüftete Steilküste im Traum erstellt worden. Dass daraus dann ein Alptraum wurde, lag im Ort der Handlung begründet.

21. 04. 2007

Mont Saint-Michel. Gestern war den Tag über Befahrung und Beschäftigung mit Omaha Beach. Die Museen sind amerikanisch-plakativ, die dargestellten Aufnahmen von der Landung sind erst entstanden, als alles vorbei war.

Erschreckend gegenwärtig ist der amerikanische Friedhof. Die Kreuze sind akkurat ausgerichtet, was den Gehenden selbst zum beweglichen Punkt werden lässt. Der Friedhof ist gekrümmt, so einen Horizont vermittelnd. 9.000 amerikanische Soldaten liegen hier, allerdings in scheinbar unendlicher Weite; eine Nation vereint, denn die Staaten sind unter den Namen eingetragen. So findet einer zum anderen. Dann blickt man vom Friedhof auf das weite Meer und eben auf einen etwa einen Kilometer langen Hang, der erkämpft werden wollte. So entsteht der Eindruck, als hätten die Soldaten den Friedhof zum Ziel gehabt.

25. 04. 2007

Gleich in der Nähe von Mont Saint-Michel ist in Huisnes-sur-Mer ein weiterer deutscher Soldatenfriedhof mit 12.000 Grabstellen. Bei Avranches war im August 44 der amerikanische Durchbruch geschehen. Die Anlage bildet ein Rundell mit Sarkophagen. Dem Datum nach sind viele in Gefangenschaft gestorben, auch Frauen waren interniert, so finden sich auch diese und viele Kleinkinder. Die Städte sind alle zerbornt worden. So hat man wohl wenig Einsehen mit den Gefangenen gehabt.

Mein Großvater Herbert Liebig hatte wohl Glück im Unglück, als er am Abend des D-Day in amerikanische Gefangenschaft geriet und gleich mit einem Landungsschiff zu einem Transporter gebracht wurde, der ihn nach Amerika schaffte.

30. 04. 2007

In Arras haben wir Zwischenstation gemacht. Die Innenstadt mit ihren großen Plätzen ist hübsch anzusehen. Die riesige Kathedrale wurde im 1. Weltkrieg, die Front lag bei der Stadt, zerstört und bis 1932 wieder aufgebaut. Im 2. Weltkrieg wurde sie beim Vorrücken der Deutschen bombardiert – und wieder aufgebaut. Die Kathedrale ist somit auch Symbol für das Jahrhundert der Kriege. Wir wollten in die Stadt, weil Exupèry in „Flug nach Arras“ jenes Schicksal des Ortes und die Flüchtlingsströme vom Flugzeug aus beschrieben hat.

Dieter Liebig

DAS ENDE VON ETWAS

Hörspiel

frei nach Hemingway

Personen: Doktor

Frau des Doktors

Nick

Boulton

George

Bill

Trudy

Mister Garner

Miss Garner

Karl

Frank

Tom

Alice

Ad

Bugs

Hogan

Jack

Morgan

Paravicini

Rinaldi

Indianer, Huren, Bremser,

Boxer, Zuschauer, Soldaten.

*Ein Holzschlepper bewegt sich stampfend über den See. Er wirft Wellen auf, die sich bis ans Ufer fortsetzen. Von den Flößen losgerissene Baumstämme werden angelandet. Der Doktor und einige Indianer stehen am Ufer. Unter dem Kommando von Dick Boulton haken sie die Stämme an und ziehen sie auf den Strand.*

**Boulton:** White and McNally.

**Doktor:** Das ist Treibholz.

**Boulton:** Die "Magic" schleppt aber Holz für die Company. Die Stämme haben Sie jetzt geklaut, Dok.

**Doktor:** Red´ kein Zeug, Dick.

**Boulton:** Mir soll´s gleich sein. Ist nicht mein Holz, wird´s auch nicht. *(Er spuckt Tabakssaft auf die Stämme. Stößt sie mit seinen Gehilfen ins Wasser zurück.)*

**Doktor:** Was machst du, Dick?

**Boulton:** Keine Angst, die gehn für Sie nicht verloren. Wir waschen sie nur noch `mal ab. Wegen der Säge. So, nun holt sie endgültig `raus. Ah, da steht`s deutlich: White and McNally.

**Doktor:** Dann zersägt die Stämme lieber nicht.

**Boulton:** Müssen nicht beleidigt sein, Dok. Weil wir`s gesagt haben. Sie könn` Ihr Holz klaun, von wem Sie wollen.

**Doktor:** Pack` deinen Kram zusammen und scher` dich zurück ins Indianerlager.

**Boulton:** Der Doktor schießt ohne Patronen. Ist doch jetzt Ihr Holz. Wenn Sie sauer sind deswegen, müssen Sie`s auf sich sein, Dok.

**Doktor:** Wenn du mich noch einmal `Dok` nennst, hau` ich dir eine in die Fresse. Dann kannst du deine Zähne am Strand aufklauben.

**Boulton:** Oh Mann, Dok. Nichts ist mir lieber wie Streit. Wegen der Luft. Erst brennt sie, dann ist`s ganz friedlich. Soll`n wir nun anfangen oder was is, Dok? *(Der Doktor geht wortlos ins Haus. Hantiert lustlos in seiner Praxis. Aus dem Nebenzimmer lässt sich seine Frau vernehmen.)*

**Frau:** Willst du nicht arbeiten, Lieber?

**Doktor:** Nein.

**Frau:** Du hattest Ärger!

**Doktor:** Mit Dick Boulton.

**Frau:** Immer suchst du Streit. Die Indianer wollen dir einen Gefallen tun, und du stößt sie vor den Kopf.

**Doktor:** Dick schuldet mir einen ganzen Lohn. Ich hab` seine Frau durchgebracht, als sie`s mit der Lunge hatte.

**Frau:** Wer sich selbst bezwingt, ist größer als der, der eine Stadt erobert.

**Doktor:** Die Bibel.

**Frau:** Was weißt du? Das steht in „Science and Health“.

**Doktor:** Deine Magazine.

**Frau:** Die Deinen liegen seit Wochen verschnürt neben dem Schreibtisch. Ich verstehe nicht, wie ein Mann mit deiner Verantwortung derart achtlos sein Handwerkszeug übersieht. (*Der Doktor lädt eine Jagdflinte.*) Henry? Henry!

**Doktor:** Ja.

**Frau:** Wird Dick Boulton wiederkommen? Du weißt, wie du dich beim Holzsägen anstellst. Und der Winter ist lang.

**Doktor:** Dick ist überhaupt nicht gegangen. Er wollte nur gehen. Deshalb der Stunk. Er dachte, ich hau` ihm eine in die Fresse. Das ist immer noch besser, als die Schulden abarbeiten zu müssen.

**Frau:** Du denkst doch nicht etwa, dass ein anderer so schlecht denkt wie du?

**Doktor:** Was heißt hier `schlecht`? Dick hat keine Lust zum Arbeiten, das ist alles.

**Frau:** Und die anderen? Ich hab` doch Mehrere gehört.

**Doktor:** Die hatten Angst, dass Dick wieder abzieht und sie mit müssen. Schließlich ist das die Gelegenheit, für alle Krankheiten im voraus zu bezahlen. Dick aber denkt, dass seine Squaw alsbald keine Lungenentzündung mehr kriegen wird.

**Frau:** Aber so rechnen doch nur Weiße, Henry.

**Doktor:** Ich bin ein Weißer! Und deshalb hätte ich dem Indianer eine reinhauen müssen, dass die Backenzähne nur so geflogen wären. Weil er auch wie ein Weißer denkt. (*Der Doktor will sich entfernen.*)

**Frau:** Du gehst aus?

**Doktor:** Spazieren.

**Frau:** Wenn du Nick siehst, sage ihm, seine Mutter möchte ihn sprechen. (*Der Doktor schlägt die Tür hinter sich zu, öffnet sie aber gleich wieder.*)

**Doktor:** Entschuldige.

**Frau:** Schon gut. Du bist eben streitsüchtig, aber dann tut es dir auch wieder leid. Es ist gut, mein Lieber. (*Der Doktor begibt sich zum Wald, begegnet Nick.*)

**Doktor:** Nick. Deine Mutter will dich sprechen.

**Nick:** Ich möchte mit dir gehen.

**Doktor:** Und wohin?

**Nick:** Wo's schwarze Eichhörnchen gibt.

**Doktor:** Gut, gehen wir dorthin. Gib mir dein Buch. Ich werd's einstecken. Gut, gehen wir also.

I 2

*Vor dem Haus des Doktors. George wartet. Der Doktor tritt mit dem Instrumentenkoffer aus der Tür.*

**George:** Wird'n trüber Morgen, Henry. Ob sich's da lohnt, auf Enten zu gehen?

**Doktor:** Wir woll'n nicht jagen. Ich hab dich herbestellt, damit du Hebamme spielst.

Hilfreich am Kopfende. Du weißt, wie die Indianer sich anstellen, wenn die Natur nicht hilft.

Meine Frau hat Migräne, und den Jungen kann ich ja bei so`ner blutigen Angelegenheit nicht mitnehmen. *(Nick erscheint hinter dem Doktor.)*

**Nick:** Bin schon fertig, Dad. Tag, Onkel George. Das wird eine feine Jagd, wenn wir drei Männer auf Anstand gehen.

**Doktor:** Ich bin nicht Jäger, Nick, sondern Arzt.

**Nick:** Ich will auch ein Dok werden. Und Jäger. Da muss ich genau hinsehen können. Bitte, Dad.

**Doktor:** Eine junge Indianerin erwartet ihr erstes Kind. Und es will nicht kommen.

**Nick:** Dann werden wir ihr helfen.

**Doktor:** Die Indianer warten am Ufer. George fährt im Lagerboot. Nick und ich nehmen das Beiboot. *(Sie gehen zum See. Die Indianer rudern sie schweigend hinüber. Sie werden von bellenden Hunden empfangen.)* Da ist Licht, da muss die Hütte sein. *(Sie gehen darauf zu. Der Doktor tritt ein, George und Nick in seinem Gefolge. Die Indianerin schreit.)*

**Nick:** Dad, kannst du ihr nicht etwas geben?

**Doktor:** Das muss so sein. Wenn sie schreit, nennt man das Wehen. Alle Muskeln sind in Bewegung, um das Kind zur Welt zu bringen. Nur geht es schon zwei Tage so. Und die Frau ist sehr schwach geworden. Jetzt müssen wir ihr helfen.

**Nick:** Ist Kinder kriegen schwer?

**Doktor:** Manchmal. Wenn das Kind nicht mit dem Kopf nach unten liegt. *(Er wäscht sich die Hände.)* Ich werde sehen, ob ich das Kind drehen kann. *(Die Indianerin schreit.)* Das hab` ich mir fast gedacht. George, du musst sie halten.

**George:** Was willst du mit dem Jagdmesser, Henry?

**Doktor:** Einen Kaiserschnitt vornehmen. Nun seht mich nicht so an. Das Messer ist schärfer als ein Skalpell. Außerdem weide ich jeden Tag das Wild aus. Operationen sind da wesentlich seltener. *(Er legt seine Instrumente in kochendes Wasser.)*

**George:** Und was ist das, Henry?

**Doktor:** Därme. Ich dreh` mir meinen Faden selbst. So weiß ich wenigstens, dass er steril ist.

**George:** Bist eben doch ein Jäger, Dok.

**Doktor:** Wir werden sehen. *(Er blickt in die obere Koje.)* Na, hier oben liegt ja der tapfere Vater. Mach` mir keine Scherereien, wenn`s los geht. Dreh` dich am besten zur Wand, da siehst du nichts. Und du, Nick, gehst nicht von meiner Seite und reichst alles her, was ich sage. Erst einmal Mull und die Lösung da. Hersehen, Junge. Herrgott nochmal. Das Messer. So, möchte noch jemand Wetten abschließen – Mädchen oder Junge? Na, dann nicht. *(Er operiert. George schreit auf.)* Was ich brauche, ist Ruhe beim Personal.

**George:** Das verdammte Indianer Weib hat mich gebissen.

**Doktor:** Ich wasch` dir die Wunde hinterher aus. Aber halt` sie um Himmels willen fest. Egal, was passiert.

**Nick:** Das dauert aber lange, Dad.

**Doktor:** Das Leben ist auch lang. Aber jetzt beginnt`s für den hier erst`mal. *(Ein Säugling quäkt.)* Sieh`mal, Nick, ein Junge. Die alte Squaw soll ihn nehmen. Gib mir die Schüssel, Nick. *(Nick reicht sie dem Vater.)* Halten. So, da haben wir das andere auch. Trag` die Schüssel hinüber. Nicht in die Küche, Nick. Und nun den Darm. Etwas schneller. *(Der Doktor vernäht den Schnitt. Wäscht sich.)*

**George:** Das war`was. `n Kaiserschnitt mit`nem Jagdmesser.

**Doktor:** Jetzt weißt du, warum ich keine medizinischen Zeitschriften lese. Meine Frau wird`s nie begreifen. Was ist mit dem stolzen Vater? Der hat sich ganz manierlich angestellt. *(Er stößt ihn an.)* He. Bist Vater geworden, gleich der Stammhalter. *(Der Indianer rollt herum.)* O Gott. Mit dem Rasiermesser.

**George:** Was ist los?

**Doktor:** Der konnte es nicht aushalten und hat sich die Kehle durchgeschnitten. Nimm den Jungen`raus. *(Nick läuft von allein davon. Später sitzen sie bedrückt im Boot.)* Tut mir leid, Nick. Dass ich dich mitgenommen habe.

**Nick:** Leiden alle Frauen so viel, wenn sie Kinder bekommen?

**Doktor:** Ganz selten.

**Nick:** Und bringen sich viele Männer um?

**Doktor:** Wenige.

**Nick:** Und Frauen?

**Doktor:** Kaum. Oder manchmal.

**Nick:** Ich kann Onkel George nicht sehen.

**Doktor:** Der ist im Wald.

**Nick:** Jagen.

**Doktor:** Ich glaub`, der geht bloß spazieren.

**Nick:** Und sterben, Dad?

**Doktor:** Was?

**Nick:** Ist das schwer?

**Doktor:** Kommt darauf an. Meist ist es wohl leicht.

**Nick:** Ich werde niemals sterben.

I 3

*Am andern Tag. Der Doktor kommt nach Hause.*

**Frau:** Henry?

**Doktor:** Wer sonst?

**Frau:** Du warst den ganzen Tag in den Wäldern.

**Doktor:** Ich hab` nach einer Patientin gesehen. Sie hat gestern ein Kind bekommen.

**Frau:** Gestern? Da hattest du den Jungen bei dir.

**Doktor:** Er soll beizeiten lernen, was leben heißt. Und sterben.

**Frau:** Deshalb redet er so wirres Zeug. Er bildet sich ein, dass er sterben muss. Sie haben ihn aus der Schule nach Hause geschickt. Mit erhöhter Temperatur.

**Doktor:** Nervenfieber?

**Frau:** Henry! Der Junge wird sich bei eurem gestrigen Ausflug etwas erkältet haben. Er ist eben nicht wie du. Das versuche ich dir seit seiner Geburt beizubringen.

**Doktor:** Und warum redet er vom Sterben?

**Frau:** Weil das Einzige, was du ihm vererbt hast, deine Phantasie ist. Wenn du zu ihm gehst, sprich bitte vernünftig mit ihm. *(Der Doktor begibt sich zu Nick.)*

**Nick:** Bleib` draußen, Dad.

**Doktor:** Willst du mich nicht sehen?

**Nick:** Wenn du mir von der Tür aus zuwinkst, genügt`s.

**Doktor:** Sieh `mal, ich komme täglich mit Patienten zusammen. Wenn ich mir alle ihre Krankheiten aufladen würde, läge ich schon auf dem Friedhof.

**Nick:** Dort sollst du nicht hin. Deshalb musst du an der Tür bleiben.

**Doktor:** Von hier aus kann ich dich nicht gesund machen.

**Nick:** Niemand kann das. Die Jungen in der Schule haben gesagt, dass man mit vierundvierzig Grad nicht mehr leben kann. Und ich habe hundertzwei.

**Doktor:** Hat Mutter dir das Fieber gemessen?

**Nick:** Mit ihrem Thermometer.

**Doktor:** Nun, dann werde ich noch einmal nachmessen.

**Nick:** Komm` nicht `rein.

**Doktor:** Wenn du es verlangst, verlange ich von dir, dass du herkommst und das Thermometer holst.

**Nick:** Ich bin schwerkrank.

**Doktor:** Das Fieber steckt im Kopf, nicht in den Beinen. *(Nick steigt aus dem Bett. Holt sich das Thermometer.)* Siehst du. Und jetzt dauert es nur noch einen Augenblick, und wir wissen, wie gesund du bist.

**Nick:** Soll ich bis Hundertzwei zählen?

**Doktor:** Bis Siebenunddreißig.

**Nick:** Dort bin ich schon vorbei. Ich bin schon bei ... 99, 100, 101, 102.

**Doktor:** Und was steht auf dem Thermometer? *(Nick zieht es hervor.)*

**Nick:** Siebenunddreißig.

**Doktor:** Darf ich jetzt zu dir kommen? *(Er geht zum Bett.)*

**Nick:** Wie ist das möglich?

**Doktor:** Deine Mutter misst die Temperatur anders als die übrige Welt.

**Nick:** Dann bin ich also gesund?

**Doktor:** Wenn du dich so fühlst.

**Nick:** Geh`n wir ein Stück spazieren?

**Doktor:** Nur bis vor das Haus. *(Sie stehen sich aus dem Haus.)*

II 1

*Einige Jahre später. Auf einer Waldlichtung Nick und Bill. Trudy aus dem Indianerlager ist bei ihnen.*

**Bill singt:** Nehmt Abschied, Brüder, ungewiss ist alle Wiederkehr, die Zukunft liegt in Finsternis und macht das Herz uns schwer ...

**Nick:** Leiser, Bill.

**Bill:** Meinst, die Indianer vertragen unsere alten Lieder nicht? War sowieso die letzte Strophe.

**Trudy:** Billy singen gut.

**Bill:** Da hast du`s. Werde als Tenor gehen. Aber jetzt reich` mir erst `mal Patronen. (*Nick wirft sie ihm zu.*) Was denn, nur zwei?

**Nick:** Vater gibt mir nicht mehr. Er sagt, zwischen Jagen und Töten ist ein Unterschied. Ich soll jagen lernen.

**Trudy:** Nicky ist guter Jäger.

**Nick:** Für dich ist wohl alles gut, Trudy? Singen, jagen, eben alles.

**Trudy:** Eddy Gilby nicht. Der sagen, er kommen und schlafen mit Trudy.

**Bill:** Wir werden Eddy skalpieren.

**Trudy:** Das ist nicht gut.

**Bill:** Passt aber. Eddy will eine schlechte Sache mit Trudy machen. Und dafür erhält er von uns die Strafe. Wir rächen dich. Wie Blutsbrüder.

**Trudy:** Sind aber zwei Verschiedene, Indianer und Weiße.

**Bill:** Nick, gib mir dein Messer.

**Trudy:** Nicht skalpieren.

**Bill:** Wir trinken jetzt Blutsbrüderschaft.

**Trudy:** Ich bin ein Mädchen.

**Bill:** Was du nicht alles weißt. Nick, hör` auf zu träumen. Deinen Arm. – Jetzt Trudy. Kannst kein Blut sehen, was? Mann, seid ihr Indianer verweichlicht.

**Trudy:** Wir keine Gewehre.

**Bill:** Warum eigentlich nicht?

**Trudy:** Wir sein Indianer.

**Bill:** Blutsbrüder- und schwester. Prost. (*Sie trinken Blutsbrüderschaft.*) Schmeckt irgendwie süßlich.

**Trudy:** Scheußlich.

**Bill:** Und dir, Nick?

**Nick:** Auch süß.

**Bill:** Liegt an Trudy. Die hat süßes Blut. Ich werd` uns ein Festmahl schießen.

**Nick:** Geh` lieber auf schwarze Eichhörnchen.

**Bill:** Mann, ich will doch nicht wandern.

**Nick:** Es sind meine Patronen.

**Bill:** Um mich loszuwerden, hättest du gerade heraus mit deinem besten Freund reden können. Also schwarze Eichhörnchen. (*Er zieht singend ab.*)

**Trudy:** Du jetzt etwas machen, Nicky. Ich fühlen gut. *(Nick wirft sich auf Trudy.)* Machen wir ein Baby?

**Nick:** Glaub` ich nicht.

**Trudy:** Teufel. Machen viele Babys.

**Nick:** Denk` an `was andres. Denk` an mich, Trudy.

II 2

*In der Ferne Jahrmarktlärm und Feuerwerk. Der Wagen der Garners kommt die Straße entlang. Stoppt seine Fahrt.*

**Miss Garner:** Das ist doch Nick.

**Mister Garner:** Verdammt, Nicky! Fast hätte ich dir eins mit der Peitsche übergezogen. Es wimmelt hier nur so von betrunkenen Indianern.

**Miss Garner:** Willst du mitfahren, Nick?

**Nick:** Danke, Miss Garner. Gern. Vater wird schon warten. Er hält nichts vom Nationalfeiertag. Aber Kuchen gibt`s hinterher trotzdem.

**Mister Garner:** Setz` dich zu Karl und Frank. *(Nick steigt auf den Wagen.)* Rücken, Jungs.

**Karl:** Denk` nicht dran. Nick hat ein indianisches Mädchen.

**Nick:** Im Traum.

**Frank:** Das stimmt, Mama. Nicky ist jeden Tag mit Trudy zusammen.

**Nick:** Sie ist aber nicht mein Mädchen.

**Miss Garner:** Hört auf, Jungs. *(Der Wagen setzt sich in Bewegung. Hält aber alsbald wieder.)* Nein, diese Indianer. *(Mister Garner steigt aus, räumt den Fahrweg frei.)*

**Mister Garner:** Warum müsst ihr euch an unserem Nationalfeiertag so besaufen? Der hört nichts mehr. Fängt Schlangen. *(Er legt den Indianer an die Böschung. Steigt wieder auf den Wagen, der die Fahrt fortsetzt.)* Das war der Neunte. Der neunte Indianer, seit wir die Stadt verlassen haben. Mitten auf dem Weg.

**Frank:** Hier hat Papa neulich einen Skunk überfahren.

**Mister Garner:** Weiter unten.

**Karl:** Ist doch egal wo. Stinkt tier bleibt Stinkt tier.

**Nick:** Unten am See waren letztens auch welche.

**Frank:** Dort sind Waschbären.

**Nick:** Ich werd` wohl einen Skunk von einem Waschbären unterscheiden können.

**Karl:** Solltest du. Hast ja auch ein indianisches Mädchen. Die riechen ungefähr gleich.

**Nick:** Trudy ist nicht mein Mädchen.

**Miss Garner:** So, Nick. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen. Grüß` deinen Vater. *(Der Wagen hält.)*

**Nick:** Danke, Miss Garner. Auf Wiedersehen, Mister Garner.

**Mister Garner:** Mach`s gut, Nicky. *(Der Wagen entfernt sich. Nick geht ins Haus, wo ihn sein Vater empfängt.)*

**Doktor:** Hattest du einen schönen 4. Juli?

**Nick:** Es war hervorragend.

**Doktor:** Hunger?

**Nick:** Appetit. Vor allem auf Kuchen. Gib mir gleich zwei Stück. Danke. *(Er isst.)* Wie war`s bei dir?

**Doktor:** Bin im Indianerlager gewesen. Aber die waren alle trinken.

**Nick:** Hab` ich gesehen. Auf dem Weg hierher lagen neun Indianer. Haben Schlangen getötet, wie sie es nennen.

**Doktor:** Fehlt noch einer.

**Nick:** Wie?

**Doktor:** Zur runden Zahl fehlt noch einer. Der Zehnte lag auf Trudy. *(Nick bleibt der Bissen im Hals stecken.)*

**Nick:** Hast du das gesehn?

**Doktor:** Musste ich. Sie lagen mitten auf dem Waldweg. Ist `was mit dem Kuchen? Deine selige Mutter hätte ihn nicht besser backen können.

**Nick:** Es ist vorbei.

**Doktor:** Auch so ein Feiertag geht nun `mal zu Ende.

**Nick:** Es ist alles aus. *(Er geht davon.)*

II 3

*Am nächsten Tag bei Bill.*

**Bill:** Hast du den Sturm mitgebracht, Nick?

**Nick:** Sommergewitter.

**Bill:** Das reißt glatt die Blätter von den Bäumen.

**Nick:** Wie die Blätter im Sturm. Das ist gut.

**Bill:** Willst du über Dichter reden? Ich les` grad Richard Feverell.

**Nick:** „Forest lovers“? Da gehen sie jede Nacht mit dem Schwert zu Bett.

**Bill:** Das ist fabelhaft. Nur mit dem Schwert, das hab` ich nicht verstanden. Das muss ja die ganze Zeit mit der Schneide nach oben stehen. Sonst kann man einfach `rüber rollen.

**Nick:** Ist mehr symbolisch gemeint, Bill.

**Bill:** Hast du `mal „Fortitude“ gelesen? Oder „The Dark Forest“? Handelt von Russland.

**Nick:** Was weiß ich von Russland? Ich möchte Chesterton kennenlernen. Und mit ihm ins „Fliegende Wirtshaus“ gehen:

Wenn ein Engel aus dem Himmel

Dir was andres gibt als Wein,

Dank ihm für die gute Absicht,

Schütt es in den Ausguss rein.

**Bill:** Daher weht der Wind. Trudy?

**Nick:** Es war plötzlich zu Ende.

**Bill:** Na, da bist du fein `rausgekommen, Alter. Wenn ein Mann erst verheiratet ist, is`s aus mit ihm. Sieh dir die verheirateten Kerle an. Mit ihrem richtig satten, verheirateten Ausdruck.

**Nick:** Wir wollten nicht heiraten.

**Bill:** Mann, Alter. Du hättest die ganze Familie auf dem Hals gehabt. Die Mutter und den Kerl, der ihr Vater ist. Das ganze Indianerlager.

**Nick:** Hast du `was zu trinken?

**Bill:** Jede Menge. Mein Alter sagt, ich darf nur die offenen Flaschen nehmen. Flaschen öffnen macht den Menschen zum Säufer.

**Nick:** Ich dachte, wenn man allein trinkt.

**Bill:** Rat` `mal, warum mein Alter soviel offene Flaschen hat. Jetzt ist er jagen. Und das braucht immer seine Zeit. Willst du mit Wasser?

**Nick:** Ohne. (*Bill schenkt ein.*)

**Bill:** Prosit, mein Alter. Wenn der erst `mal wirkt, na denn Chesterton. (*Sie trinken.*)

**Nick:** Was sagt die Zeitung?

**Bill:** Die Cards haben gegen die Giants verloren.

**Nick:** Da sind die Giants wieder weiter.

**Bill:** Klar, wenn sie sich jeden Spieler kaufen können. Oder die erledigen ihn. Nimm Heini Zimm. Ein Dickschädel. Den haben die Giants so unzufrieden gemacht, dass er vom Platz flog. Jetzt ist er selber bei der Truppe. Als Einwechsler.

**Nick:** Man sollte Ballspiele wie Pferdesport betreiben. Da liegst du besser, wenn du die Pferde nicht siehst.

**Bill:** Hol' `mal Holz. Ich werd' die nächste off`ne Flasche öffnen. *(Nick geht hinaus. Stößt dabei Gläser und Flaschen um. Kehrt mit Holz zurück.)*

**Nick:** Der Kloben macht`s bis morgen früh.

**Bill:** Kann drei Tage stürmen. *(Er gießt ein.)* Wieder ohne Wasser?

**Nick:** Wie gehabt.

**Bill:** Mann, Alter. Wir sind schon ganz schön besoffen.

**Nick:** Wunderbar.

**Bill:** Wenn wir wieder nüchtern sind, gehn wir jagen.

**Nick:** Ich nicht mehr.

**Bill:** Bei Ida war ich auch so melancholisch.

**Nick:** Es ist aus, Bill. Gänzlich.

**Bill:** Na, eine Chance gibt`s immer, irgendeine.

**Nick:** Ja.

**Bill:** Du denkst einfach nicht mehr dran. Hab` ich von den Soldaten. Wenn du nicht an Mädchen denkst, brauchst du auch keine. Und schon fällt dir `was andres ein.

**Nick:** Nee, Bill. Es is` gänzlich aus. Ich zieh` ab. Eisenbahn, Landstraße. *(Er steht auf. Torkelt zur Tür. Geht. Bill bleibt an der Tür stehen.)*

**Bill:** Komm` zurück, Nicky. Wo willst`n bei dem Sturm hin? Nick!

III 1

*Bahnhofsgelände, rangierende Züge. An den Gleisen Nick und Tom.*

**Tom:** Keine Chance, von hier wegzukommen.

**Nick:** Wenn man rausläuft?

**Tom:** Du bist der Tramp, was? Die Bremser passen auf wie die Schießhunde.

**Nick:** Und in der Halle?

**Tom:** Fünf Huren, sechs weiße Holzfäller, vier Indianer. Strandgut.

**Nick:** Da passen wir zu.

**Tom:** Bin Landstreicher aus Berufung.

**Nick:** `n toller Beruf.

**Tom:** Nee, nicht als Arbeit. Berufung ist aus Überzeugung. Wenn du `was solange gemacht hast, dass du nicht mehr anders kannst.

**Nick:** Wie die Huren und die Holzfäller.

**Tom:** Und die Indianer?

**Nick:** Das ist `was anderes.

**Tom:** Na, wir werden sehen.

**Nick:** Kommst du doch mit?

**Tom:** Meinst, ich will hier erfrieren?

**Nick:** Wie heißt du eigentlich?

**Tom:** Tom.

**Bill:** Ist das nicht ein Name für einen Neger?

**Tom:** Kannst mich auch Tommy nennen. *(Sie gehen in die Halle.)*

**Nick:** Prost Mahlzeit. Die eine von den Mädchen wiegt ihre guten dreihundert Pfund. Und die andern zwei sind auch nicht viel leichter. Das ist Berufung.

**Tom:** Die zwei Wasserstoffblondinen?

**Nick:** Es gibt überall Handwerker.

**Tom:** Ich frag` `mal die Dicke. *(Er macht sich an sie `ran.)* Wie heißt du, mein Kind? *(Die Dicke lacht.)*

**Alice:** Kind nennt der mich. Kind! Ich bin Alice.

**Tom:** Oh, das passt zu dir.

**Alice:** Das sind Hazel und Ethel.

**Tom:** Die sind wohl nicht sehr hell?

**Alice:** Wenn du `ne Helle suchst, nimm eine von denen da.

**Tom:** Das ist Nicks Strecke.

**Nick:** Machen wir uns bekannt. Ich bin Nick Adams.

**Frances:** Frances.

**Nick:** Frances was?

**Frances:** Frances Wilson. Was geht`s dich an?

**Nick:** Man sollte bekannt sein, bei so weitem gemeinsamen Weg.

**Frances:** Wo willst du hin, Kleiner?

**Nick:** Nach Cadillac.

**Frances:** Von dort komme ich.

**Tom:** Ist das nicht da, wo Stanley Ketchel herkommt?

**Frances:** Nicht Stanley, Steve Ketchel.

**Tom:** Ich dachte, Stanley. Stand in der Zeitung. Sein Vater hat ihn erschossen. *(Alice schluchzt.)* Hast recht, alter Fleischklumpen. Ist zum Heulen. Steve war ein sagenhaft guter Boxer.

**Alice:** Steve stammte aus Mancelone. Wie ich. Ich bin die Einzige, die er je geliebt hat. Er hat gesagt: Du bist ein wunderbares Stück, Alice!

**Frances:** So hat er nie gesprochen. Das hast du dir ausgedacht, mit deinem Montecola.

**Nick:** Ich hab` den letzten Kampf von Ketchel im Kino gesehn.

**Frances:** Kino? Erleben musstest du ihn. Steve war so `was von weiß und rein und schön und glatt. Und schnell war er, wie ein Tiger oder Blitz. Vor Gott waren wir verheiratet. Aber ich wollte seiner Karriere nicht im Wege stehn. Meine Seele besitzt Steve für immer. Mag mit dem Körper werden, was will.

**Alice:** Du alte Wärmflasche. Ich werd` dir sagen, was Steve war: der größte, der beste, weißeste, schönste Mann, der je gelebt hat. Nicht, was du sagst.

**Frances:** Ich hab` meine Erinnerungen. Und die sind mir heilig.

**Alice:** Und mir lässt du meine. Wundervolle Erinnerungen an ein wunderbares Stück. Das war ich.

**Nick:** Die Indianer gehen.

**Alice:** Verstehn eben nichts.

**Nick:** Ich geh` auch.

**Tom:** Warum und wohin?

**Nick:** In die entgegengesetzte Richtung. *(Er verlässt die Halle.)*

### III 2

*Ein Güterzug beim Verlassen des Bahnhofs. Nick läuft neben dem Zug her, springt auf. Vom Bremserhaus her wird er angerufen.*

**Bremser:** Komm` nach vorn, Junge. Hier ist es warm. Brauchst dich nicht zu fürchten. *(Nick hangelt am Zug entlang zum Bremserhaus. Der Bremser stößt ihn mit einem Lachen hinunter. Nick rollt über den Schotter die Böschung hinab.)*

**Nick:** Verfluchter Bremser. Du Schwein. *(Er richtet sich mühsam auf.)* Ein aufgeschlagenes Bein und eine Beule. Zufrieden kann ich sein. Dank dir, verfluchter Bremser. *(Er geht das Gleis entlang. Verlässt die Strecke und schlägt sich, von einem Feuer angezogen, durch das Gebüsch. Am Feuer sitzt ein kleiner untersetzter Mann.)*

**Ad:** Kannst mich Ad nennen. Gefällt dir meine Visage? Hier, schau` `mal. Das eine Ohr ist geschwollen, das andere fehlt.

**Nick:** Habe eben auch mit einem Bremser Bekanntschaft gemacht.

**Ad:** Zugtrampen, dass ich nicht lache. *(Er spuckt verächtlich ins Feuer.)* Ich bin Ad Francis.

**Nick:** Wirklich?

**Ad:** Glaubst mir wohl nicht?

**Nick:** Doch, doch. Der Meisterboxer ...

**Ad:** Keiner hat mich kleingekriegt. Mein Geheimnis. Fühl' `mal meinen Puls. *(Nick greift vorsichtig nach dem Handgelenk.)*

**Nick:** Geht langsam.

**Ad:** Vierzig in der Minute. Die konnten sich an mir die Fäuste kaputtschlagen. Hab` alles weggesteckt. Und wenn sie kaputt waren, hab` ich zugeschlagen. Hast Hunger, was?

**Nick:** Im Bahnhof hatten sie nur Schweinsfüße. Und die haben gestunken.

**Ad:** Bugs wird gleich mit dem Fresssack kommen. Bugs! *(Der tritt aus dem Wald ans Feuer.)*

**Bugs:** Oh, wir haben einen Gast.

**Ad:** Stell` dich vor, Junge.

**Nick:** Nick Adams.

**Bugs:** Also, Mister Adams, was möchten Sie?

**Nick:** Schinken mit Ei. *(Bugs setzt eine Pfanne auf. Bereitet das Essen.)*

**Bugs:** Haben Sie ein Messer, Mister Adams? Gut, dann langen Sie bitte in den Sack und nehmen Sie das Brot heraus. Schneiden Sie bitte sechs Scheiben ab. *(Nick öffnet den Sack. Holt das Brot hervor. Zieht sein Messer.)*

**Ad:** Gib mir das Messer, Junge.

**Bugs:** Mister Francis!

**Ad:** So, der Rotzbengel setzt sich uneingeladen an mein Feuer. Will uneingeladen essen. Und will ich mir das Messer borgen, gibt er`s nicht.

**Bugs:** Stecken Sie das Messer weg, Mister Adams.

**Ad:** So. Dann werd` ich dir eben den Schädel einschlagen, du undankbarer Chicagoer. *(Nick ist aufgesprungen. Ad Francis steht ihm gegenüber.)* Schlag` zu. Nun los, schlag` zu. *(Bugs streckt Francis mit einem Schlag ins Genick nieder.)*

**Bugs:** Ein Totschläger, Mister Adams. Noch aus Omas Zeiten. Der Griff ist aus Walfischknochen. So `was gibt`s heut nicht mehr. Man muss das Ding freilich mit einem Lappen umwickeln, sonst ist es todsicher.

**Nick:** Sie haben ihn verletzt.

**Bugs:** Das verträgt er. Ich mag ihn. Er ist nur ein bisschen verrückt. Von mir denkt er das gleiche. Aber das macht nichts. Er hat eine Menge Geld. Und ich bin ein Nigger. Wenn ich mit ihm ziehe, brauche ich nicht zu stehen.

**Nick:** Sie könnten doch wunderbar in der Stadt leben.

**Bugs:** Geht nicht. Ad kann keine Menschen sehen. Und kein Messer, was ich dummerweise vorhin nicht bedacht habe. Sie hatten sich so gut unterhalten. Ich hab` Ad im Kittchen kennengelernt. Da saß er wegen Messerstecherei. Nachdem seine Karriere zu Ende war. Aber essen Sie doch, Mister Adams. Ad schläft jetzt eine Weile. Essen Sie nur. *(Sie setzen sich wieder, Nick zögernd. Bugs reicht ihm Schinken mit Ei.)* Tunken Sie auch das Brot gern in Schinkenfett? Dann bedienen Sie sich nur.

**Nick:** Wodurch ist Adolph Francis verrückt geworden?

**Bugs:** Seine Schwester war sein Manager. Die Presse wollte es so. Die unzertrennlichen Geschwister. Sie sahen sich auch ähnlich, zu der Zeit. Als Ad dann seine angebliche Schwester heiratete, hat die Presse das ausgeschlachtet. Die Gute hat sich von ihm getrennt. Und da ist er mit dem Messer los. Sie schickt ihm aber das Geld. Ich hol`s an dem vereinbarten Ort ab, versorge ihn im Wald.

**Nick:** Und im Winter?

**Bugs:** Gehen wir nach Florida, in die Sümpfe. Sind sie schon lange unterwegs, Mister Adam?

**Nick:** Ziemlich lange.

**Bugs:** Kein Glück gehabt.

**Nick:** Wenig.

**Bugs:** Kennen Sie Jersey?

**Nick:** Dort war ich noch nicht.

**Bugs:** Fragen Sie nach Hogan. Der betreibt eine Gesundheitsfarm, mit Boxern. Ich empfehle Sie. Gehen Sie zurück zur Eisenbahn. Fahren Sie einfach nach Jersey. Sie sollten sich beeilen. Ich muss Ad jetzt wecken. Auf Wiedersehen, und alles Gute, Mister Adams. *(Nick geht zurück an die Bahnstrecke.)*

III 3

*Nick trifft in Jersey ein. Hogan trainiert seine Boxer.*

**Nick:** Sind Sie Hogan? Ich komme auf Empfehlung von Bugs.

**Hogan:** Wo stecken die beiden jetzt?

**Nick:** Bugs und Ad Francis?

**Hogan:** Wo der eine ist, muss auch der andere sein.

**Nick:** Ehrlich gesagt, ich traf sie in einem Waldstück bei Cadillac.

**Hogan:** Hast du sie vorher schon gekannt?

**Nick:** Aus dem, was in der Zeitung über Ad geschrieben stand. Ich versteh` `was vom Boxen.

**Hogan:** Quatsch. Bist `n guter Junge. Deshalb hat dich Bugs hergeschickt. `nen guten Jungen brauchen wir. Mit Boxen hat das alles nichts zu tun.

**Nick:** Ist er das?

**Hogan:** Wer?

**Nick:** Jack Brennan.

**Hogan:** Das war er.

**Nick:** Er kann nicht schwitzen.

**Hogan:** Es gibt eine Menge, was er nicht mehr kann. Deshalb brauchen wir `nen guten Jungen. Geh` jetzt zu ihm, red` mit ihm. Dann kommt ihr zu mir. Ich hab` jemanden da.

**Nick:** Was soll ich ihm sagen?

**Hogan:** Dass du der neue Psychologe bist oder so. Den anderen hat er heut früh in den Zug gesetzt. Der hat ihn immer geutzt. Vom Verlieren geredet, um Jack anzustacheln. Das war seine Methode. Du kannst`s ja anders versuchen. *(Hogan geht. Jack kommt seilspringend auf Nick zu.)*

**Jack:** Gut, was? Ich schwitze nie. Liegt daran, dass ich ein idealer Mittelgewichtler bin. Hab` keine Gewichtsprobleme.

**Nick:** Ich bin mit einem Meister bekannt. Der hat einen Puls wie eine Eidechse. *(Jack hört auf zu springen.)*

**Jack:** Der gute alte Ad Francis. Wie geht es ihm?

**Nick:** Er hat `ne Menge Kummer.

**Jack:** Hängt mit der Frau zusammen. Ad hat sich missbrauchen lassen. Ich nicht. Hab` Familie und Arbeit immer schön getrennt.

**Nick:** Ich wusste gar nicht, dass Sie verheiratet sind. In der Zeitung stand davon nichts.

**Jack:** Hab` verboten, darüber zu schreiben. Das zu zerreden. Manchmal muss ich aber davon reden. Du kommst von Ad?

**Nick:** Mit einer Empfehlung von Mister Bugs.

**Jack:** Kannst mich duzen. Wie `n Manager siehst du nicht aus.

**Nick:** Ich hab` mit Hogan geredet.

**Jack:** Ah, so. Wegen des Psychators. Weil ich den heut früh `rausgeschmissen hab`. Der fand sich selber witzig. Und das war`s einzige, was zum Lachen war. Aber ich seh`, du kannst mit mir reden. Etwas jung bist du.

**Nick:** Mein Vater ist Doktor.

**Jack:** Name?

**Nick:** Henry Adams.

**Jack:** Also, Henry ...

**Nick:** Nick. Mein Vater heißt Henry.

**Jack:** Also, Nick. Wir werden über alles reden. Die Seele oder was man so drin hat, darf beim Boxen nicht schwerer sein als der Körper.

**Nick:** Worüber möchtest du reden, Jack?

**Jack:** Wo wir stehengeblieben sind.

**Nick:** Über Ad Francis?

**Jack:** Ad Francis? Nein, über die Frau und die Familie.

**Nick:** Ich dachte, darüber willst du schweigen?

**Jack:** Nicht mit dir. Warum hab` ich dich sonst engagiert?

**Nick:** Deine Frau mag das Boxen?

**Jack:** Was hat das mit Boxen zu tun, eine Familie und so? Meine Frau war noch nie bei einem Kampf. Andre Frauen gehn doch auch nicht mit auf Arbeit. Dumm ist nur, dass die Mädchen, ich hab` zwei Mädchen, nichts sagen können. In der Schule. Wenn einer fragt, wer ihr Vater ist. Ich bin meist unterwegs. Aber ohne Frau kann ich nicht leben. Ich bin dauernd müde.

**Nick:** Sie könnte wenigstens mit ins Trainingscamp.

**Jack:** Dazu bin ich wieder zu alt. Und so bin ich eben müde. Wenn ich nachts munter liege, geht mir alles durch den Kopf. Meine Häuser, ich besitze zwei. Meine Konten. Eben alles. Weil ich überlegen muss, was wird, wenn mich einer `mal zerschlägt.

**Nick:** Hogan hat gesagt, wir sollen zu ihm kommen. Es ist jemand da.

**Jack:** So ist das Geschäft. Wir können nicht `mal in Ruhe reden. Kann mir denken, wer`s ist. Morgan. Hat `nen Billardsaal. Ist auch sonst `n großer Schieber. `mal sehn, was der zu bieten hat. *(Sie gehen zu Hogan.)*

**Hogan:** Jack, das ist Mister Morgan.

**Jack:** Kenn` ich.

**Hogan:** Er ist gerade erst eingetroffen.

**Jack:** Kenn` ich trotzdem. Morgan sammelt kaputte Boxer auf. Hat dabei nichts zu verlieren. Falls die doch wieder auf die Beine kommen, gewinnt er aber.

**Morgan:** Ich habe ein Geschäft vorzuschlagen, Mister Brennan.

**Jack:** Nennen Sie mich nicht Brennan. Ich mag den irischen Namen nicht. Geht dann immer so zu: der sture Ire, der Judenkümmel und so weiter. Wie beim Krieg.

**Morgan:** Jack, Sie können für mich boxen.

**Jack:** Setzen Sie lieber im nächsten Kampf auf Walcott. Aber das geht nicht. Gehört nicht zu Ihrem Geschäft. Der gewinnt nämlich gegen mich.

**Morgan:** Eben. Und deshalb sollten Sie raus aus Amerika, Jack.

**Hogan:** Mister Morgan meint, wir sollten nach Europa. Dort hätten wir eine Chance.

**Jack:** Da komm` ich nie wieder heim.

**Morgan:** Wenn Sie gewinnen schon. Sie halten dort Ihren Titel. Und wenn es wieder besser läuft, stellen Sie sich Walcott in den Staaten.

**Hogan:** Klingt gut.

**Jack:** Und wer bezahlt den Ausflug?

**Morgan:** Mein Unternehmen finanziert den Kampf und ist am Erlös beteiligt. Gewinnen Sie, haben wir Sie wieder zurück.

**Jack:** Und wenn nicht?

**Morgan:** Ein wenig vom Risiko müssen Sie schon auch übernehmen.

**Jack:** Hogan, haben wir eine Wahl?

**Hogan:** Ich glaub` nicht, Jack.

**Jack:** Und wo wird geboxt?

**Morgan:** In Norditalien. Mailand oder Turin. Ich finanziere auch Ihren ganzen Tross. Damit Sie sich wie Zuhause fühlen.

**Jack:** Wir wollen trinken.

**Morgan:** Gehört das zu Ihren Gewohnheiten?

**Jack:** Wenn ich nicht Boxer geworden wäre, hätte ich viel getrunken.

**Hogan:** Jack meint, wir sollten den Geschäftsabschluss begießen.

**Jack:** Als eine Art Leichenschmaus? Nee. Ich will nur wieder `mal richtig schlafen. Hogan, schick` `ne Flasche Guten her. Den man auch ohne Wasser runter bekommt.

**Hogan:** Vier Gläser?

**Jack:** Zwei. Ich trink` mit Nick Adams.

**Hogan zu Morgan:** Unser neuer Betreuer, Mister Morgan. Soll die Stimmung oben halten. Ist von Ad Francis empfohlen worden.

**Morgan:** Könnte Ad wieder boxen?

**Nick:** Ich glaub` nicht. Dazu fehlt ihm die Schwester.

**Morgan:** In Europa wäre manches möglich.

**Jack:** Es is` genug, Morgan. Sie haben Ihr Geld und wir woll`n unsre Ruhe.

**Hogan:** Kommen Sie mit, Mister Morgan. Wir gehen in mein Büro, den Vertrag unterschreiben. *(Hogan und Morgan entfernen sich.)*

**Jack:** Schlafen, nur schlafen.

**Nick:** Ich wollte nicht nach Italien.

**Jack:** Hast du eine Wahl? Siehst du, wir haben keine. Das ist das verfluchte Leben. `s wird immer enger. Und am Ende machst du Sachen, die dir nicht `mal im Traum einfallen.

III 4

*In einer Box-Arena. Die Menge tobt.*

**Nick:** Das war die siebte Runde, Jack. Und du führst.

**Jack:** Hast du gewettet, Nick?

**Nick:** Daran hab` ich nicht gedacht, Jack. Tut mir leid.

**Jack:** Musst mehr an dich denken. Hättest auf den Makkaroni wetten sollen. Der gewinnt nämlich.

**Nick:** Jack!

**Jack:** Was zählt, ist der Gewinn.

**Nick:** Ich kann auch verlieren.

**Jack:** Und wie willst du dann nach Hause kommen?

**Hogan:** Fertig, Jack?

**Jack:** Fix und fertig. *(Der Kampf wird fortgesetzt.)*

**Nick:** Jack sieht ganz gut aus.

**Hogan:** Bis zur siebten Runde immer. Oder hast du gedacht, er wäre kein Boxer? Er ist eben nur einer von der alten Schule. Und kommt gegen die Schläger nicht an. Die wachen erst nach Runde Sieben auf. Vorher ist es, als ob sie das Boxen genießen. All das, was sie nicht können. *(Der Gong ertönt. Jack lässt sich in die Ecke fallen.)*

**Hogan:** Wie fühlst du dich?

**Jack:** Meine Linke wird schwer.

**Nick:** Du solltest weniger schlagen, Jack.

**Jack:** Danke, Nick. Aber Boxen kann ich dir jetzt nicht erklären. *(Der Gong ruft Jack in die Mitte.)*

**Nick:** Wie hat Jack das gemeint?

**Hogan:** Er schlägt, um sich den anderen vom Leib zu halten. Der sucht den Nahkampf. Kriegt er den, beginnt die Schlägerei.

**Nick:** Furchtbar, was Jack in die Rippen bekommt.

**Hogan:** Der andere schlägt ihn jetzt systematisch kaputt. Von oben nach unten. Wart`s ab, womit das endet. *(Mit dem Gong ist Jack in der Ecke.)*

**Jack:** Nick, die Beine. Reiben.

**Hogan:** Musst nicht soviel laufen.

**Jack:** Davon ist`s nicht. Der drückt wie ein Stier. Und dann nimmt er den Druck weg und schlägt. *(Der Kampf geht weiter.)*

**Hogan:** Ich seh` nicht mehr hin.

**Nick:** Noch steht Jack.

**Hogan:** Wirst sehen, was jetzt kommt. *(Jack erhält einen Tiefschlag, bricht zusammen. Die Menge tobt.)*

**Nick:** Das war unter die Gürtellinie. Das war in den Unterleib. Mensch, Jack.

**Hogan:** Der Gong wird ihn retten. *(Jack kommt in die Ecke getaumelt.)*

**Jack:** Ich bin kaputt. Ich bin da drinnen total kaputt.

**Nick:** Der Ringrichter hat`s nicht gesehn.

**Hogan:** Hat er. Aber er will einen k. o. Und wie die Dinge stehen, ist Jack dem näher.

**Jack:** Wie war das? Gleiches mit gleichem?

**Hogan:** Der Sieger steht für alle hier fest. *(Mit dem Gong beginnt Jack zu schlagen.)*

**Nick:** Jack holt das Letzte aus sich heraus.

**Hogan:** Er stellt nur seinen Gegner. Für das, was jetzt kommt. *(Jack schlägt tief.)*

**Nick:** Jack!

**Hogan:** Du brauchst nicht zu rufen, Nick. Der andere steht nicht mehr auf. *(Jack wankt in die Ecke.)*

**Jack:** Wie war ich?

**Hogan:** Wie ein richtiger Boxer.

**Jack:** Und?

**Hogan:** Die Viertelmillionen hast du trotzdem verloren. *(Aus dem Lautsprecher wird das Urteil verkündet.)*

**Jack:** Was ist das?

**Hogan:** Man hat dich wegen Tiefschlags disqualifiziert.

**Jack:** Aber der hat doch zuerst meine Eingeweide zermalmt.

**Hogan:** Das zählt nicht. Was zählt, ist der Sieg. Und da gehst du leer aus. *(Aus dem Lautsprecher ertönt eine Ansage. Unbeschreiblicher Jubel bricht aus.)*

**Nick:** Was haben die noch zu schreien!

**Hogan:** Wenn ich den Sprecher richtig verstanden habe, ist Krieg.

**Nick:** Und wir sind in Italien.

**Hogan:** Und werden hier bleiben müssen. Oder kannst du die Rückreise bezahlen?

**Nick:** Verdammt.

**Hogan:** Meld` dich einfach freiwillig. Als Amerikaner bist du immer auf der Seite der Sieger.

IV 1

*In einem Unterstand an der italienisch-österreichischen Front. Artillervorbereitung.*

*Paravicini lässt sich in den Unterstand fallen.*

**Paravicini:** Leutnant Rinaldi!

**Rinaldi:** Hauptmann.

**Paravicini:** Sind das alles Neue?

**Rinaldi:** Ausnahmslos.

**Paravicini:** Wenn der Angriff beginnt, führen Sie die Rekruten hinaus. Klappt das nicht, erschießen Sie zwei.

**Rinaldi:** Zu Befehl, Hauptmann Paravicini. *(Der wendet sich an Nick.)*

**Paravicini:** Wie heißt du, mein Junge?

**Nick:** Nick Adams.

**Paravicini:** Engländer?

**Nick:** Amerikaner.

**Paravicini:** Ein Patriot?

**Nick:** Ich war zufällig in Italien, als es losging.

**Paravicini:** Und?

**Nick:** Ich hab` mich freiwillig gemeldet.

**Paravicini:** Und?

**Nick:** Angst habe ich keine.

**Paravicini:** Dann geh` mal zuerst an die frische Luft. *(Nick erhebt sich.)* Jetzt noch nicht.

Die Österreicher demolieren gerade die Gräben. Wenn sie damit fertig sind, auf und „Savoia“. Bis dahin kannst du ruhig schlafen, Nicolo. Rinaldi!

**Rinaldi:** Hauptmann?

**Paravicini:** Unten in Fossalta ist alles hin. Ein Doppelschlag. Auf die Schützengräben und Unterstände. Geht`s hier genauso lang, dann lieber raus. Erschießen Sie zwei. *(Er verlässt den Unterstand. Nick liegt auf seiner Pritsche.)*

**Nick:** Ach, lieber Herr Jesus, hilf mir hier raus. Lieber Herr Jesus, bitte, hilf mir hier raus. Christus, bitte, bitte, bitte, Christus. Wenn du mich vorm Tod bewahrst, werd` ich alles tun, was du verlangst. Ich glaube an dich. Und ich werd` allen Leuten in der ganzen Welt sagen, dass du das Einzige bist, worauf es ankommt. Bitte, bitte, lieber Herr Jesus. *(Eine Granate schlägt in den Unterstand.)*

IV 2

*In der Ferne das Grollen der Front. Nick und Rinaldi liegen auf einem Speicher.*

**Rinaldi:** Nick?

**Nick:** Ja?

**Rinaldi:** Kannst du nicht schlafen?

**Nick:** Ich höre den Seidenraupen zu. Eine Weile. Dann spreche ich Gebete. Die sind so monoton, und man kommt nie raus.

**Rinaldi:** Ich denk` immerzu an den Tod.

**Nick:** Das kommt davon, weil wir unverletzt geblieben sind. Einfach aus dem Unterstand hinausgeschleudert. Ich könnte sonst an meine Wunden denken. Und dann beruhigt einschlafen. Jetzt ist das anders. Immer, wenn ich soweit bin, schlägt die Granate ein.

**Rinaldi:** Ich hab` so ein grauenhaftes Gefühl. Als ob ich stückweise auf dem Schlachtfeld herumliege. Ich bring` mich einfach nicht zusammen.

**Nick:** Musst an Frauen denken.

**Rinaldi:** Denkst du an Frauen?

**Nick:** An Indianer. Kannst du mich verstehn?

**Rinaldi:** Etwas. Frauen und Indianer.

**Nick:** Ich bin wegen Trudy weg. Die war aus dem Lager.

**Rinaldi:** Wegen `ner Indianerin?

**Nick:** Mein Vater ist dort Doktor. So `ne Art Armenarzt. Ich bin mit ihm mit. Und immer mehr zum Indianer geworden.

**Rinaldi:** Versteh` ich nicht.

**Nick:** Das sind überflüssige Menschen. Sie leben dort, weil sie nun einmal da sind. Ich hab` an einem Tag begriffen, dass ich auch überflüssig bin. Ich, Trudy, Bill und wie sie alle heißen, die jung sind. Einfach da und fertig. Es braucht uns keiner. Keine Zuwendung, keine richtige Arbeit. Alles gute Kinder, aber irgendwie im Wege. Mein Vater hat das gewusst. Auch, wie

es kommen wird. Und da ist er eben beizeiten in den Wald. Hat mich immer mitgenommen. Ich glaub`, er wollte mir helfen.

**Rinaldi:** Du hättest Arzt werden sollen.

**Nick:** Das hätte mir geholfen, aber nicht uns, der Jugend. Ich bin dann auf die Straße. Irgendwo musste ich ja ankommen. Aber die Straßen führen ins Nichts. Zu Leuten mit ihrem nichtigen Leben. Alles Strandgut. Am Ende blieb nur der Krieg.

**Rinaldi:** Was erwartest du vom Krieg, Nick?

**Nick:** Nichts. Er ist einfach das Ende von etwas. Einer ganzen Generation. Geboren, um zu sterben.

**Rinaldi:** In Amerika ist kein Krieg.

**Nick:** Ich bin die Vorhut. Gehöre zu den ersten Überflüssigen. Und ich sage dir, Rinaldi, die andern kommen nach. Morgen und übermorgen.

**Rinaldi:** Auch Indianer?

**Nick:** Die dürfen keine Gewehre tragen. Weil sie sich einmal aufgelehnt haben. Jetzt vegetieren sie dahin. Sie werden leise verschwinden.

**Rinaldi:** Du bist verrückt, Nick.

**Nick:** Vielleicht ist das der Ausweg. Sie halten dich für verrückt, für einen Sonderling, und lassen dich in Ruhe. Eine Generation von gescheiterten Verrückten, eine ganze Generation Irrtum.

**Rinaldi:** Ich werde mir vorstellen, wie das ist, verrückt zu sein. Und was ich dann alles anstelle.

**Nick:** Eine gute Unterhaltung. (*Paravicini kommt auf den Speicher.*)

**Paravicini:** Leutnant Rinaldi.

**Rinaldi:** Hier.

**Paravicini:** Stehen Sie auf, wenn ich mit Ihnen spreche. (*Rinaldi erhebt sich.*) Wie viele Leute haben Sie?

**Rinaldi:** Mich und Adams. Einige sind im Lazarett. Die Meisten im Unterstand geblieben. Nachzugraben lohnte sich nicht.

**Paravicini:** Sie werden aufgefüllt.

**Rinaldi:** Und dann wieder das Spiel: Wenn`s losgeht, erschießen Sie zwei.

**Paravicini:** Wie bitte?

**Nick:** Rinaldo Rinaldini ist verrückt geworden.

**Paravicini:** Sie wissen, Leutnant. Für Simulanten ist das Kriegsgericht zuständig.

**Rinaldi:** Füllen Sie mich nur auf, Hauptmann Paravicini. Ich hab`s nötig.

**Paravicini:** Sie gehen auf Fossalta vor.

**Rinaldi:** Dort ist alles hin.

**Paravicini:** Eben deshalb. (*Sie brechen auf.*)

IV 3

*Vor Fossalta. Nach dem Angriff lehnt Nick an einer Kirchenmauer. Neben ihm liegt Rinaldi, schwer atmend.*

**Rinaldi:** Das hast du von deinen Gebeten ... An einer Kirchenmauer liegen wir.

**Nick:** Besser als auf dem Friedhof. Wir sind miese Soldaten, Rinaldi.

**Rinaldi:** Keine ... Patrioten.

**Nick:** Wo hat's dich erwischt?

**Rinaldi:** Vorne rein und hinten raus. (*Er hustet.*)

**Nick:** Ich glaub', meine Beine sind hin.

**Rinaldi:** Ist kein Blut zu sehen.

**Nick:** Aber den Rücken läuft's runter.

**Rinaldi:** Das Rückgrat gebrochen.

**Nick:** Na endlich.

V 1

*Im Wald. Nick schläft. Der Doktor hantiert an einem Feuer.*

**Doktor:** Nick, aufstehen.

**Nick:** Erschießen Sie einfach zwei. Wir sind grade zwei.

**Doktor:** Nick, der Krieg ist aus. Es gibt Kaffee. (*Nick kommt zu sich.*)

**Nick:** Immer der gleiche Traum. Ich sitze an einer Kirchenmauer, vor mir liegt Leutnant Rinaldi. Und beide sind wir hin.

**Doktor:** Deine Verwundung.

**Nick:** Was quält, ist das Warten. Man ist hilflos, und keiner kommt einem zu Hilfe. Als die Sanitäter auftauchten, war einer mit dem Revolver dabei. Grauenhaft, das trockene Knallen. Aber ich saß an der Wand, noch ganz manierlich und beisammen. So hat der nur einen erschossen, und sie haben mich mitgenommen.

**Doktor:** Du hättest schreiben sollen.

**Nick:** Ich konnte nicht. Um die Toten herum lag immer eine Menge Papier. Meist waren sie auf das Gesicht gedreht, damit die Plünderer an die Taschen kamen. Das Papier blieb übrig. Briefe, Fotografien. Die nackten Soldaten lagen inmitten ihrer lächelnden Familien. Schrecklich tot. Aber das war in einem anderen Land.

**Doktor:** Hier hat sich auch vieles verändert.

**Nick:** Deshalb bin ich mit dir auch zum Indianerlager.

**Doktor:** Es heißt, Indianer kann man noch lange riechen. Dort, wo sie einmal waren.

**Nick:** Ich möchte hier eine Weile leben.

**Doktor:** Es steht nichts mehr. Für mich war es erstaunlich, wie schnell verlassene Wohnungen verfallen. Als ob sie selbst tot wären.

**Nick:** Wir werden eine Erdhütte bauen.

**Doktor:** Nach dem Kaffee.

**Nick:** Wie gibt es ihn?

**Doktor:** Nach alter Art des Hauses. Er muss aufkochen, ja überkochen.

**Nick:** Was geschehen ist.

**Doktor:** Hatte zu viel Hitze.

**Nick:** Hast du den Kloben ins Feuer getan?

**Doktor:** Ja.

**Nick:** Der war voller Ameisen.

**Doktor:** Es sollte nach Harz duften ...

**Nick:** Schon gut, Vater. Du kannst nichts dafür, dass die Ameisen ausgerechnet in totem Holz überleben wollten.

**Doktor:** Wenn wir jetzt eine Hütte bauen, nehmen wir da die alten Balken der Blockhäuser?

**Nick:** Feuerholz.

V 2

*Nach dem Holzeinschlag. Nick und der Doktor spalten die Stämme.*

**Doktor:** Setz` einen neuen Keil Nickolas.

**Nick:** Wenn das Holz springt, musst du`s etwas mehr quer einschlagen, Vater. Je rissiger, desto besser sitzen die Erdbatzen.

**Doktor:** So haben sich unsere Vorfahren vor dem Winter geschützt, als sie das Land in Besitz nahmen.

**Nick:** Sie werden`s von den Indianern gelernt haben.

**Doktor:** Die lebten ja in Zelten.

**Nick:** Von wem hast du's gelernt?

**Doktor:** Vom Vater, der wieder von seinem Vater und so fort. Dir hab` ich alles das beigebracht, was unser Leben einmal reich gemacht hat.

**Nick:** Und lang. *(Sie sind mit dem Spalten fertig. Die Stämme werden paarweise hinten und vorn verbunden, ein Firststamm wird oben entlanggeführt.)* Das Gerüst erinnert an ein Zeltgerippe.

**Doktor:** Du vergisst die Nägel. *(Nick schlägt die Nägel ein.)*

**Nick:** Es sind nur vier. Sie halten die ganze Kunst zusammen.

**Doktor:** Die gespaltenen Stämme einfach anlegen.

**Nick:** Soll ich mit der Axt die Kerbseite aufreißen?

**Doktor:** Das eigene Gewicht zieht die Erdbatzen schon über die Späne. Aber sieh zu, dass du große Stücke abteilst. Und dann immer schön vom Erdboden lösen. Beerenkraut und Farne müssen drin bleiben, sonst rinnt der Sand heraus. *(Nick geht mit der Rodehacke an die Arbeit. Der Doktor legt die Stämme an das Gerüst. Nick bringt die Batzen.)* Von unten nach oben anhäufen. Beim Zusammenrutschen schließen sich die Lücken von selbst. *(Sie bedecken die Hütte mit Erde.)* In kurzer Zeit ein Zuhause.

**Nick:** In menschenleerem Land. Aber der Fluss ist noch da. Mit Forellen.

**Doktor:** Willst du fischen gehen?

**Nick:** Ich werd` wohl.

**Doktor:** Ich bleib` am Ufer. *(Sie gehen zum Fluss. Nick angelt stromabwärts.)* Weißt du noch, Nick, wie die Indianer immer gelacht haben, als du ein kleiner Junge warst? Du konntest einfach keinen Fisch mit der Hand fangen.

**Nick:** Fauler indianischer Zauber. Die jagten mit Speeren. Und griffen dann erst ins Wasser. *(Er wirft einen Fisch an Land.)* Fang` die Forelle ein und steck` sie in den Sack.

**Doktor:** Pass` auf, Nick, unter den Wurzeln sind Strudel.

**Nick:** In dem Schatten halten die Forellen ihren Mittagsschlaf.

**Doktor:** Wenn sie schlafen, kann man sie nicht fangen.

**Nick:** Nur eine Redewendung, Vater. Du solltest besser zurückgehen. Der Fluss bewegt sich in den Sumpf hinein. Leg` den Fisch aufs Feuer. Vergiss aber nicht, ihn umzudrehen.

**Doktor:** Den Kopf lass` ich dran. Wie es unter Feinschmeckern heißt: Vom Fisch den Kopf. *(Sie trennen sich.)*

*Am Feuer.*

**Nick:** Fünf hab` ich gefangen.

**Doktor:** Und wer soll die essen?

**Nick:** Du und ich.

**Doktor:** Na, wir werden erst `mal mit dem Fisch von vorhin beginnen. Weißt du, dass Forellen braten eine Kunst ist?

**Nick:** Weiß ich. Deshalb hab` ich`s dir überlassen.

**Doktor:** Brätst du sie zu scharf, ist der Bauch gut und der Rücken halb roh. Geht es zu langsam, ist zwar der Rücken durch, aber der Bauch verbrannt.

**Nick:** Und der Kopf?

**Doktor:** Der ist immer gut. Man schlürft ihn wie eine Auster. Deshalb gab es früher bei deiner Mutter nie Fisch.

**Nick:** Bist du oft an ihrem Grab?

**Doktor:** Wenn ich mit einfachen Dingen nicht klarkomme. Aber dorthin will ich `mal nicht. Ich hab` mit den Indianern gelebt. Und dein Großvater war auch mit ihnen zusammen.

**Nick:** Wie war Großvater eigentlich?

**Doktor:** Schwer zu beschreiben. Er war ein großer Jäger und Fischer. Und er hatte wunderbare Augen.

**Nick:** War er besser als du?

**Doktor:** Ich glaub` schon. Und sein Vater, der traf noch jeden fliegenden Vogel.

**Nick:** Warum war ich noch nie am Grab von Großvater?

**Doktor:** Das ist weit weg. Wo früher das Land gut war. Aber ich werd` wohl bald hinfahren müssen.

**Nick:** Und ich weiß, wo ich beten kann.

**Doktor:** Für dich, Nickolas.

**Nick:** Vater, wo ich herkomme, das ist ganz weit draußen. Und deshalb weiß ich so schwer, wohin. Aber am Ende kehrt jeder heim.

**Doktor:** Ich werd` also auf die Reise gehn.

**Nick:** Irgendwann komme ich nach.